Staatl. Bibliothek
Regensburg

Hist. 1845 e (1

Historische Darstellungen

aus

der Geschichte

der

neuern Zeit.

Von

Wilhelm Wachsmuth.

K. Kreisbibliothek Regensburg

Erster Theil.

Aus dem Reformationszeitalter.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer.
1831.

Vorrede.

Wesen und Bestimmung dieses Buches meint der Verfasser deutlich genug durch das Wort Darstellungen bezeichnet zu haben; eines Schlüssels zu ihrem Verständnisse bedürfen sie nicht; sollte die Leistung nicht erfüllen, was er beabsichtigt hat, und diese Darstellungen nicht als solche und durch sich selbst zur Geltung kommen, so würde Jegliches, was er darüber hier vorbringen wollte, verloren seyn. Von Berufs wegen zu akademischen Vorlesungen über die Geschichte in ihrem ganzen Umfange bestellt, hat der Unterzeichnete die Geschichte Europa's im Mittelalter und in der neuern Zeit mit besonderer Vorliebe gepflegt; die Ausarbeitung seiner hellenischen Alterthumskunde, welche, ohne Unterbrechung der darauf zu richtenden Thätigkeit zu vollenden, ihm, wie dem Verleger derselben, am Herzen lag, hat fünf Jahre hindurch die literärische Gestal-

tung von mancherlei zur Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit eingesammelten Vorräthen zurückgehalten; erst seit einem Jahre ist es ihm vergönnt gewesen, Hand ans Werk zu legen. Die europäische Sittengeschichte, deren erster Band zugleich mit gegenwärtigem Buche erschienen ist, wird eine Reihe von Jahren hindurch vorzugsweise Mühe und Fleiß in Anspruch nehmen; dennoch durfte deshalb die Herausgabe gegenwärtiger Darstellungen nicht verschoben werden. Sie ist herbeigeführt worden durch die erfreuliche Theilnahme, welche mündlichen Vorträgen des Unterzeichneten über die Geschichte der neuern Zeit theils in seinem akademischen Hörsaal, theils in einem ehrenwerthen Kreise gebildeter Familien seines Wohnortes bewiesen worden ist. Mögen diejenigen, welche das Wort gern gehört haben, die Schrift als demselben entsprechend wiedererkennen! Das Gepräge, welches die mündlichen Vorträge hatten, durch hinzugefügte Ausstattung des Buches mit Zeugnissen der Quellenforschung, oder Einwebung derselben in die Erzählung wesentlich umzugestalten, hielt der Verfasser sich nicht für berufen; was den Zuhörenden auf Treue und Glauben ge-

geben wurde, getraut der Verfasser sich auch den Lesern eben so darzubieten.

Die zweite und dritte Abtheilung liegen zum Drucke fertig; jene wird um Michaelis dieses Jahres, diese zu Ostern 1832 ausgegeben werden. Die Hauptstücke der zweiten werden seyn: der dreißigjährige Krieg; die Cardinäle Richelieu, Mazarin und Retz; die Stuarts und Cromwel; Ludwig XIV und seine Gegner; die der dritten: Peter der Große und Karl XII; die Zeit Kaiser Karls VI; Friedrich der Große, Maria Theresia und Elisabeth; Katharina II, Joseph III und Gustav III; Washington und Franklin, Lafayette und Kosciusko.

Noch ein Wort über eine scheinbare Seltsamkeit in des Verfassers Rechtschreibung, nehmlich der Schreibung aů statt åu. Ohne großes Gewicht auf dergleichen zu legen, oder zu erwarten, daß jemals der Gebrauch der Schriftzeichen der Natur der Laute vollständig und genau entsprechen und zugleich den Anforderungen des grammatischen Wortbaues, der Rücksicht auf Ableitung u. s. w. genügt werden könne, muß der Verfasser dennoch jene Abweichung von der gewöhn-

lichen Schreibart vertheidigen und auf ihre Einführung antragen. Ä und u werden nimmermehr sich in einen Doppellaut verschmelzen. Uebrigens ist die Sache nicht neu, und auf das etwanige Verdienst der Urheberschaft verzichtet der Verfasser gänzlich.

Leipzig, im May 1831.

Wilhelm Wachsmuth.

Inhaltsanzeige.

		Seite
I.	Die Anfänge der Kirchenreformation in Deutschland.	1
	Einleitung.	2
	Luther und Tetzel.	10
	Luther und die päpstlichen Legaten.	12
	Luther und Eck.	14
	Luther im päpstlichen Bann.	19
	Luther vor Kaiser und Reich.	20
	Ulrich Zwingli.	26
	Reformation als Volkssache.	27
	Anfänge evangelischer Kirchenverfassung und der Schwärmerei.	29
	Die Reformation, Sache der Fürsten.	34
II.	Karl V mit seinen Verbündeten und Gegnern.	37
	Karl V.	40
	Franz I.	43
	Heinrich VIII	46
	Soliman.	49
	Politische Verhältnisse.	50
I.	Karls Aufgang.	
	Erster Krieg zwischen Karl und Franz.	52
	Zweiter Krieg. Die Kaiserlichen in Rom. Doria.	58
	Karl, Herr in Italien.	63
	Soliman und Ferdinand.	64

Seite

II. Karls Höhestand. 66
Politisch-kirchliche Parteiung in Deutschland. . . . 67
Reichstag zu Augsburg. 70
Karl und Soliman. Franz, Philipp und Ulrich von Würtemberg. 72
Die afrikanischen Raubstaaten. 74
Dritter Krieg zwischen Karl und Franz. . . . 76
Gastfreundschaft zwischen Karl und Franz. . . . 77
Karl nach Algier. 79
Vierter Krieg zwischen Karl und Franz. 81
Der schmalkaldische Bund. Moritz von Sachsen. . . 83
Der Religionskrieg. 86
III. Karls Niedergang. 90
Das Interim. 92
Moritz gegen Karl. Heinrich II. von Frankreich. . . 94
Religionsfriede. Soliman. 98
Karls Abschied von Thron und Leben. 100

III. Die Jesuiten und das tridentinische Concilium. 103
Anfänge des Ordens. 106
Innere Ausbildung des Ordens. 109
Stellung des Ordens nach außen. 112
Ausbreitung des Ordens. 120
Die tridentinische Kirchenversammlung. 121

IV. Philipp II. von Spanien. 125
Philipps Macht. 132
Inquisition. 135
Philipps Staatsbeamte. 137
Politische Vorspiele. 139
Die Niederlande. 141
Philipps erste Einrichtungen in den Niederlanden. Das Triumvirat. 144

Seite
Die niederländischen Unruhen bis zu Alba's Ankunft. . 149
Alba's Ankunft. Egmonts und Hoorne's Tod. . . 155
Don Carlos. 158
Alba's Statthalterschaft. Alcavala. Watergueusen. . 161
Requesens. Leyden. Spanische Furie. 164
Johann von Oesterreich. Seekrieg gegen die Muselmänner. 167
Alexander Farnese's Anfang und Wilhelms Ausgang. . 172
Portugal. Die Armada. Perez. Frankreich. . . 177
Italien. Die Banditen. 182
Der Ausgang. 186

V. Elisabeth von England und Maria Stuart. 189
Heinrich VIII und seine Gemahlinnen. 192
Eduard VI, Maria die Blutige, Johanna Grey. . . 194
Elisabeths Gefahren und Thronbesteigung. . . . 198
Regierungsanstalten. 201
Elisabeths Ehelosigkeit und Buhlschaft. Leicester. . . 205
Maria Stuart in Schottland und Knox. 212
Maria's zweite Ehe. Darnley. Riccio. . . . 216
Darnley's Tod. Mariens Ehe mit Bothwell und Entsetzung. 220
Maria's Verhaftung in England. Kirchliche Reibungen. . 223
Verschwörungen. 227
Maria's Proceß und Hinrichtung. 232
Elisabeth und das Ausland; die Engländer zur See. . 236
Elisabeth als alternde Jungfrau. 240
William Shakspeare. 244
Elisabeths Ausgang. Essex. 247

VI. Katharina von Medici und ihre Söhne. Heinrich IV Bourbon. 253
Franz I und Heinrich II, Ketzerverfolger. . . . 256
Anfänge politischer Parteiung. 258

Seite
Katharina von Medici. 262
Franz II. Kirchlich=politische Parteiung. Calvin. Servet. 266
Ludwig Condé. Die Verschwörung von Amboise. . 271
Katharinens Regentschaft und das Triumvirat. Religionsgespräch zu Poissy. Hugenotten. 274
Beginn der Gewaltthätigkeiten. Blutbad von Vassy. . 278
Erster Krieg und nachfolgender Friedensstand. Zusammenkunft zu Bayonne. 282
Karl IX mündig. Zusammenkunft zu Bayonne. Zweiter Krieg. 285
Dritter Krieg. Die vier Heinriche. 291
Mordumtriebe. 294
Die Bluthochzeit. 298
Vierter und fünfter Krieg. Karls IX Tod. Heinrichs III Anfang. 305
Die Ligue. Heinrich von Guise. Sechster und siebenter Krieg. 310
Achter Krieg. Die drei Heinriche Barrikaden. Stände von Blois. Jakob Clement. 315
Heinrich IV, Bourbon. 323

I.

Die Anfänge der Kirchenreformation in Deutschland.

Das Evangelium, von Christus, dem Gesandten Gottes, verkündet zur Erleuchtung des Geistes und Füllung des Gemüths, als tröstliche Erquickung und Erleichterung der Herzen in irdischem Drangsal und bei dem Blicke auf das unbekannte Jenseits, verbreitete sich in der heidnischen Welt mit der unwiderstehlichen Kraft des ihm inwohnenden göttlichen Geistes. Nie vorher hatte bei den Völkern des Alterthums irgend eine große geistige Bewegung aus religiösem Drange stattgefunden; zum ersten Male geschah es nun, daß mit Aufhebung volksthümlicher Unterschiede Menschen verschiedener Zungen und Bräuche sich als gleichberechtete Genossen eines großen geistigen Reiches ansahen, wo alle Ansprüche und Vorzüge, hervorgegangen aus verschiedener irdischer Lebensstellung, schwinden und sich in himmlische Aussichten und Hoffnungen auflösen sollten.

Nach vier Jahrhunderten stand eine christliche Kirche siegreich auf den Trümmern heidnischer Gottesdienste da, als herrschend im römischen Kaiserstaat und durch dessen Oberherren bewaffnet mit dem weltlichen Schwerte. Seitdem ward die Kirche mehr und mehr ins Irdische verflochten; die weltliche Macht verfocht kirchliche Satzungen, verfolgte die Andersglaubigen, es floß Ketzerblut; in der Kirche aber stiegen Vorsteher und Beamte zu Rang und Macht empor; über alle andere erhob sich seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts der Bischof von Rom. Im elften Jahrhunderte nach Verkündigung des Evangeliums thronte der römische Bischof als Haupt der abendländischen Christenheit

nach dem Worte auf dem Stuhle Petri, in der That auf einer Nacht der Barbarei und des Aberglaubens, die Wahres und Falsches zu unterscheiden verhinderte. Licht und Wärme, Erquickung und Befruchtung waren aus der Kirche entwichen, aber aus der Gährung des Aberglaubens und unreifer, unreiner Gefühle hatte sich das scharfe Feuer der Schwärmerei, im Vergleich zum lautern Born des Evangeliums ein berauschender Sprudelquell, entzündet; in dieser stand dem Papstthum eine ungeheure, seinem Sinn entsprechende, Macht zu Gebote. Von dieser Stimmung der Geister getragen, konnte das Papstthum der weltlichen Hoheit des Kaisers und der Könige die Spitze bieten.

Auf dem Höhepunkte der Macht stand das Papstthum unter Innocentius III, 1198—1216; der blinde Eifer der Schwärmerei war in höchster Wallung, und diese entlud sich in den heftigsten Ausbrüchen. Schon war über eine Million abendländischer Christen nach dem heiligen Lande gezogen; jetzt zogen Kreuzheere nach Constantinopel, Spanien, Preußen; jetzt brach selbst ein Heer Kinder auf; aber auch zur Vertilgung wackerer Mitchristen, der Albigenser, zogen bekreuzte Schaaren aus, und stürzten frohlockend die Unglücklichen, welche weiser und besser waren, als sie, aber Ketzer hießen, in die Flammen; zu den schon seit Ende des elften Jahrhunderts zahlreicher gewordenen geistlichen Orden kamen die Dominikaner und Franziskaner, Bettelmönche, wandernde Heerschaaren des Papstes; Universitäten erhielten von Innocentius ihre Ordnung und Regel; der Geisterbann schien vollendet zu seyn. Die Stimmung der Geister aber war ein Rausch; dieser mußte entweichen, und in der That dämmerte die Morgenröthe des Lichtes der Vernunft gleich nach Innocentius Tode auf. Die beiden großartigsten Erscheinungen des Mittelalters, der mächtigste Papst und der über den Geist seiner Zeit hoch emporragende Friedrich II von Hohenstaufen (1212 bis 1250) stehen dicht zusammen. Dennoch vergingen drei Jahrhunderte, ehe das Licht der Reformation anbrach. Die Kirche füllte hinfort sich mit herzlosen Lehren, mit geisttödten-

den Gebräuchen und Formen; die Universitäten wurden Grübelstätten und Wetzsteine menschlicher Spitzfindigkeit, von denen das Papstthum neue Rüstzeuge empfing; das Evangelium ward mit Satzungen des Papstthums dergestalt überschattet und verdeckt, daß Johannes und Paulus es nicht würden wieder erkannt haben. Zwei Jahrhunderte nach Innocentius III ertönte laut der Ruf nach Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern. Eine bessere Zukunft schien aufzudämmern, als zwei Kirchenversammlungen, zu Constanz, 1414–18, und zu Basel, 1431–48, von Fürsten und Universitäten unterstützt, höhere Macht, als des Papstes, für sich in Anspruch nahmen; das gute, klagsame, aber geduldige deutsche Volk erwartete mit Zuversicht Abstellung der Misbräuche, die es drückten: aber das Papstthum betrog die Christenheit und vorzüglich Deutschland, und hob aus dieser Gefahr sich zu höhern Anmaßungen. Die Siege bethörten es; die Saiten wurden überspannt zum Zerspringen; mit schnödem Hohn wurden die schmählichsten Erpressungen fortgesetzt und durch gräuelvolles Sittenverderbniß dem Christenthum und sittlichem Gefühl Trotz geboten. Die zweite Hälfte des funfzehnten und der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bietet eine Kette von Schändlichkeiten des Papstthums. Papst Pius II, früher Aeneas Sylvius Piccolomini, läugnete mit eherner Stirne Verträge ab, die mit den Hussiten geschlossen worden waren; Sixtus IV betrieb eine Verschwörung gegen die Medici in Florenz; sie sollten bei Erhebung der Monstranz vor dem Altar ermordet werden; Innocentius VIII, der durch Anordnung der Hexenprocesse ein neues Weh über die Christenheit brachte, zählte der Kinder über ein Dutzend; Alexanders VI Verruchtheit übersteigt alle Vorstellung; die Wange erröthet bei der Kunde von ihr; Julius II hatte Sinn und Sitte eines brutalen Landsknechts und Trunkenbolds; Leo X, Sohn des edeln Lorenzo von Medici, richtete durch wüste Unsitte Leib und Seele zu Grunde.

Das Papstthum thronte in stolzer Sicherheit, bauend auf die Macht der Gewohnheit: aber der eherne Coloß stand auf Thon-

fußen; der bewegende Geist ging nicht mehr von ihm aus, es ward nicht mehr von diesem getragen, der Sinn der Völker wandte sich dem Lichte zu, das durch Wiederherstellung der Wissenschaften angezündet war und durch die Buchdruckerkunst verbreitet wurde. Glauben und Anhang hatte das Papstthum nur noch bei der blind befangenen Masse, die die Dämmerung im geistigen Osten nicht ahnt und erst bei vollstrahlendem Lichte blinzelnd die Augen öffnet. Leben und Wandel des Klerus ward zum Aergerniß; das sittliche Gefühl der Völker machte sich Luft in Witz und Spott, Verachtung lagerte sich auf den scham- und sittenlosen Schaaren der Trabanten des Papstthums. Da geschah es, daß durch die marktschreierische Unverschämtheit, mit welcher Tetzel den Ablaßkram betrieb, ein Angriff auf dieses Außenwerk des päpstlichen Gewaltzwingers hervorgerufen wurde, der eine Kette der gewaltigsten Bewegungen nach sich zog, und die Kirche erschütterte, daß der päpstliche Stuhl unter seinem Inhaber zusammenzubrechen drohte.

Während der schmachvollen Versunkenheit der Päpste in Unsitte waren ihre Ansprüche an die Säckel der Gläubigen immer begehrlicher geworden; alle geistlichen Pfründen zahlten erhöhte Steuern unter dem Namen Annaten, Provisionen, Expectaten, Gewissens- und Rechtsfälle jeglicher Art wurden nach Rom gezogen und für ihre Entscheidung Gelder erhoben; von dem bösesten Einfluß auf das Christenthum aber, und dem Geiste desselben am meisten widerstrebend, war das Ablaßwesen. Aus der ursprünglichen Erlassung einzelner und äußerer Kirchenbußen war ein Wucher mit Freibriefen zur angeblichen Lösung von den Strafen des Fegefeuers und zur Sühne jeglicher Unthat, ja eines gesamten ruchlosen Lebens geworden. Darauf lautete, nachdem die Lehre eine Zeitlang absichtlich im Dunkel gehalten worden war, bestimmt die Ablaßverkündigung Alexanders VI (1492–1503), der von allen Päpsten am wenigsten auf Gottes Gnade zu rechnen hatte. Wenn nun Ausdehnung des Ablasses über die Schrecknisse jener Welt in den Augen der Menge seinen Werth steigerte,

so ward seine Erlangung erleichtert dadurch, daß er nicht mehr bloß zu Rom feil war, sondern durch Ablaßkrämer den Völkern diesseits der Alpen zugebracht wurde. So mehrte sich Zulauf und Gewinn.

Leo X (1513–21), feinen Geistes und Geschmackes, Freund der klassischen Literatur und der antiken und modernen Kunst, wandelte im Lichte der Wissenschaft und breitete den Mantel religiöser Finsterniß aus; in Genußlust unersättlich und des Geldes immer bedürftig, bot er Ablaß feil, um Gelder zum Wiederaufbau der Peterskirche und zu einem Brautschatze für seine Schwester zusammenzubringen. Einen Theil des Vertriebes überließ er dem jungen Erzbischofe von Mainz und Magdeburg, Albrecht von Brandenburg, seinem Schuldner und Sittengenossen; für diesen hausirte der Dominikaner Tetzel, in dessen Hand die Ablaßzettel schon mehrmals mit großem Erfolge sich gegen klingende Münze umgesetzt hatten. Dieser sündenbelastete Miethling trieb den schändlichen Handel auf die äußerste Spitze. Mit Possenreißerei und hündischer Unverschämtheit rief er das Volk zusammen und munterte auf zum Kaufe mit dem Rufe: Legt ein, legt ein! Verkauf von Milch- und Butterbriefen für Fasttage waren der Kleinhandel; aber auch Erlaß von der schwersten Sündenschuld war für ein Spottgeld, und für bloßes Geld, ohne Bedingung der Reue und Besserung, zu haben.

Sein Verkehr im Sprengel des Erzbischofs von Magdeburg führte ihn in die Nähe von Wittenberg. Hier war damals das Hoflager des Churfürsten von Sachsen, Friedrichs des Weisen, eines bedächtigen, frommen Herrn, der 1493 selbst in Palästina gewesen war, Reliquien gesammelt hatte und sich eifrigst bemühte, die Stiftskirche zu Wittenberg mit einem reichen Vorrathe von dergleichen auszustatten, der aber auch die von ihm im Jahre 1501 gegründete und den 18ten Oktober 1502 eingeweihete Universität zu Wittenberg als ein köstliches Kleinod pflegte, und wie dort der Finsterniß, so hier dem Lichte sich zuwandte. An ihr lehrte seit dem Jahre 1508 Martin Luther.

Eines armen Bergmanns Sohn, geboren den 10ten November 1483, ward Luther früh geprüft durch Drangsale des äußern Lebens, früh heimgesucht durch innern Zwiespalt. Der letztere rief ihn vom Studium irdischen Rechtes, das der Vater geboten, zu dem der himmlischen Dinge. Er suchte hier Befriedigung und Beruhigung, füllte sich mit vielerlei Wissen, mit der Blüthe dessen, was damals hochgeschätzt wurde, mit dem ganzen Wuste der scholastischen Gelehrsamkeit; der innere Kampf dauerte fort. Die Richtung aufs Wissen ward überwältigt und überdeckt durch sittlichen und religiösen Drang in Luthers Seele. Es pochte in den Herzenskammern; er quälte sich mit Zweifeln über den Weg zur Seligkeit; sie trieben ihn zum Mönchthum. Wie er zu thun pflegte, hatte Luther eines Abends seine Freunde versammelt, um mit ihnen durch Musik sich zu ergötzen; als Allen das Herz weit und frei geworden war, hörten sie mit Staunen von ihm, daß er ins Kloster gehen werde. Er ward Bettelmönch in einem Kloster des Augustinerordens zu Erfurt im Jahre 1505. Tief herabgewürdigt durch Novizendienste, durch Fegen und Kehren, Wandern mit dem Bettelsacke rc. ward er tiefer gebeugt durch nimmer rastende innere Anfechtung. Rein von Sünden sah er sich als einen Verworfenen an und kämpfte mit schwarzen Vorstellungen. Daß aber der Weg zur Seligkeit nicht durch mönchische Kasteiung gefunden werde, ahnte er bald, jedoch so wie Zweifel entstanden, suchte er sie niederzukämpfen. Auf solcher Bahn giebt es Beruhigung nur in mystischem Gefühlsschwelgen oder in ächt religiöser Erleuchtung. Eine mystische Ader hatte Luther nicht; Werners Weihe der Kraft stellt nur ein Fratzenbild dar; Luthers Gefühl war stark und kräftig, die Bewegung des Waldstroms, der aus lebendigem Quell sich füllt, auf Kieselgrund, nicht des still und matt fortschleichenden Flußbettes der sumpfigen Niederung. Der innere Kampf warf ihn im zweiten Jahre seines Klosterlebens aufs Krankenlager; dem Verzweifelnden ward Licht und Trost durch die einfältige, schlichte Mahnung eines alten Mönches, er solle festhalten an dem Glauben einer **Vergebung der Sünden.** Er glaubte und sah nun den Himmel auch für sich offen;

seine Kräfte kehrten wieder; jener Glaube aber an Gottes Gnade ward, mit nachhaltiger Kraft des Eindruckes, den das jugendliche Gemüth empfunden, und der Erinnerung an die Stunde, wo bitteres Herzeleid sich in Freude verwandelt hatte, auf das gesamte Leben Luthers der Angelpunkt seines Lehrsystems.

Inzwischen wuchs auch Luthers Geiste Nahrung zu und seinem gewaltigen Kraftdrange Beschäftigung. Sein Gönner Staupitz, Oberer der Augustinerklöster in Deutschland, empfahl ihn im Jahre 1508 dem Churfürsten Friedrich zum Lehrer an der Universität in Wittenberg, zu deren Stiftung Staupitz bei dem Churfürsten mitgewirkt hatte. Dies war der rechte Platz für Entwickelung von Luthers Kraft. Seinem Orden hinfort angehörig und in einer Celle des Augustinerklosters zu Wittenberg hausend, hatte er nicht mehr Zeit zu brüten und sich selbst zu quälen; er ward für das Leben in Anspruch genommen. Seine ganze Persönlichkeit war ausgeprägt, die ihm inwohnende Gewaltigkeit zu bekunden; der Körper von gedrungener, derbgegliederter Kräftigkeit, das Gemüth leicht empfänglich für Aufregungen, leicht gereizt zu heftigen Ausbrüchen; das Wort körnig; eifrig und fließend die Rede, in ihr ein Ueberfluthen des Willens und Dranges, seine Gesinnung und Ueberzeugung geltend zu machen. Dazu gänzliche Unbefangenheit des Sinnes von Gaukeleien der Phantasie; Feuer des Charakters, nicht der Sinnlichkeit, glühte in ihm. Der Eifer des Apostels Paulus ward in ihm vergegenwärtigt. So waltete er ehrenwerth als Mensch, gläubig als Christ, und gewaltig als Lehrer und Prediger; aber selbst als Ordner und Verwalter wichtiger Angelegenheiten seines Klosters und Ordens bewährte er sein Geschick; er mußte eine Geschäftsreise nach Rom machen; also nicht als ein in seiner Celle verschrumpfter Mönch, sondern als ein alle Ordensbrüder überragender, bei der akademischen Jugend und bei seinen Amtsgenossen angesehener, auf der Kanzel als Prediger und als Seelsorger im Beichtstuhl verehrter, von den Räthen des Churfürsten und diesem selbst geachteter und mit wichtigen Geschäften betrauter Pfleger vielseitigen Berufs kam Luther zum Streite gegen Tetzel.

Luther und Tetzel.

Der edelste Unwille war die bewegende Kraft in Luther, als er am 31sten Oktober 1517 durch fünf und neunzig Sätze über den Ablaß öffentlich zum gelehrten Streite darüber aufrief. Der Gedanke, daß diese Streitfrage das Kirchensystem und Papstthum angehe, und der Ablaßhandel seine höchste und letzte Beziehung auf die päpstlichen Kassen habe, lag ihm fern; er war, nach seinem eigenen Ausdrucke, voll und trunken, ja ersoffen in des Papstes Lehren, und wollte nichts, als das Aergerniß, das Tetzels Schamlosigkeit gab, beseitigen und dem nichtswürdigen Seelenverderber den Markt schließen. Daß er ein Wagstück unternehme, hatte er wohl nicht erwogen; wenn aber, so hatte er Muth und Vertrauen und fragte nicht, ob er deren bedürfen werde. Ins Klare war er aber selbst über das Wesen des Ablasses noch nicht gekommen. In vierzehn Tagen waren die Sätze durch ganz Deutschland verbreitet; die Herzen schlugen ihm entgegen, es war, als habe er Tausenden das Wort von den Lippen genommen. Dagegen boten Unwissenheit und böses Gewissen in bübischer Genossenschaft die eherne Stirn der Unverschämtheit. Tetzel erhob wildes Geschrei; seine Ordensbrüder, die Dominikaner, verrufen als blutgierige Ketzermeister und Feuerschürer der Inquisition, ergossen sich in Schmähungen über Luther; aus der Ferne erhob polternden Lärm Hogstraten in Löwen, berüchtigt als Verfolger des edeln Reuchlin, und am päpstlichen Hofe Sylvester Prierias.

Das plumpe Schimpfen mehrte den Beifall für Luther; die wittenberger Studenten verbrannten mit Jubel tetzelsche Ablaßzettel; der wackere Staupitz und Churfürst Friedrichs edelgesinnter Hofprediger Spalatin bezeugten Luthern ihre Theilnahme; Churfürst Friedrich selbst, der Luthern damals noch nicht gesehen hatte, hielt sich außer Bereich des Streites. Durch das Geschrei seiner Feinde aber mußte Luther, dessen Sinn das nicht betäubte, fortgerissen werden über die Schranken des Gebietes kirchlicher

Misbräuche, welches anzugreifen Tetzels Treiben ihn aufgerufen hatte. Die Behauptungen seiner Gegner riefen mehr und mehr in Luthers Seele hervor, er war in eine Bahn gerathen, wo Muth und Wißbegier und Forschungslust fortdauernd einander stützten und steigerten; die Sorge, ob auch rechter Grund zum Zweifel und Streite da sey, weckte den Geist der Prüfung; leicht wurden einzelne Werkstücke des päpstlichen Machtzwingers aus ihren Fugen gelöst; als nun aber andere nachrollten, ward Luther beengt; er wußte nicht, wohin er gerathen und ob er auf rechtem Wege sey; der Glaube an des Papstes Autorität kämpfte gegen die hervordringenden Zweifel; er selbst hat uns den Seelenkampf, worin er sich befand, das Ringen nach Wahrheit, beschrieben*). Der Schlußstein aber von Allem dem, was damals sich in ihm gestaltete, eine feste Granitsäule zum Halt für das ganze Gebäude seiner neu sich gestaltenden Ueberzeugungen, war die in Luthers Geiste schon entwickelte Ueberzeugung, daß er auf Gottes Wegen unter dessen unmittelbarer Führung wandle; er fühlte seinen Geist durch das Evangelium angeregt, erkannte in sich ein Rüstzeug Gottes und arbeitete fort als in dessen Dienste.

Während die Dominikaner und ihre Glaubensgenossen fortfuhren, gegen Luther Zeter zu schreien, wurde dieser im April 1518 zu einer Reise nach Heidelberg veranlaßt und erörterte hier mehre

---

*) „Was und auf welche Weise mein Herz dasselbe erst und ander „Jahr erlitten und ausgestanden habe, und in waserlei Demuth, „wollte schier sagen Verzweiflung ich schwebte, ach da wissen die „sichern Geister wenig von, die nachher des Papstes Majestät mit „grossem Stolz und Vermessenheit angegriffen, wiewohl sie mit all' „ihrer Kunst nicht vermocht hätten, dem Papst ein einig Häärlein „zu krümmen, wo Christus durch mich, sein schwach und unwürdig Werkzeug ihm nicht bereits eine unüberwindliche Wunde gehauen hätte. — Ich aber, weil sie mir damals zuschauten, und „mich allein in der Gefahr ließen stecken, war nicht so fröhlich, „getrost, und der Sach' so gewiß, denn ich wußte viel nicht, welches ich, Gottlob! nun weiß. :c."

Streitsätze über Ablaß ꝛc. mit so einleuchtender Ueberlegenheit, daß schon dadurch der Same zur Reformation in der Pfalz ausgestreut wurde. Dennoch sandte er auf die Kunde, daß seine Gegner in Rom gegen ihn thätig seyen, eine Erklärung seiner Sätze mit einem sehr demüthigen Schreiben an den Papst, zu dessen Herrscherthron er noch mit voller Befangenheit aufschaute. Papst Leo X sah die Sache nicht für bedenklich an, ja er sprach sich selbst theilnehmend über Luther aus; Bruder Martin habe einen vortrefflichen Kopf (bellissimo ingegno) und bei seinen Feinden sey Mönchsneid rege. In dieser Stellung gegen einander konnte aber keiner von beiden lange bleiben; Luther schrieb einige Predigten, worin er mehre Gebrechen des Kirchenthums ans Volk brachte; Leo aber gebot ihm am 12ten Julius 1518, nach Rom zu kommen. Das war für Ketzer der Weg ohne Heimkehr. Zum ersten Male konnte nun Luthers wackerer Landesherr, Churfürst Friedrich, etwas zu seinen Gunsten thun; günstig aber waren ihm auch die politischen Welthändel. Von nun an verflicht die Geschichte von Luthers Wirken und Streben sich mit Staatsbegebenheiten. Im Jahre 1518 hielt Kaiser Maximilian einen Reichstag zu Augsburg, um seinem Enkel Karl die Stimmen der Churfürsten zur Kaiserwahl zu gewinnen; dies wollte Leo X vereiteln und schickte deshalb einen Legaten zum Reichstage; ihm lag dabei besonders an der gewichtigen Stimme des Churfürsten Friedrich, und leicht gab er diesem deshalb nach, daß Luther nicht in Rom, sondern in Deutschland Rede stehen sollte.

Luther und die päpstlichen Legaten.

Leo's X Gesandter war der Cardinal Thomas Vio de Cajetan (Cajetanus). Luther erschien vor ihm, den 12ten Oktober 1518, voll gutmüthiger Erwartung, daß seine Gründe überzeugende Kraft haben würden und bereit, Einwürfe zu hören

und zu widerlegen. Aber Cajetan war nicht gemeint, sich auf Erörterungen einzulassen; bald unlustig über des Mönches kühne Fertigkeit im Streite und eindringliche Darstellung ward er vom Stolze des Amtes übermannt; Luther sollte sich beugen und schweigen; auf dessen feste und lebhafte Gegenreden folgte ungestümes Schreien des Legaten und zuletzt die Weisung an Luther, ohne Widerruf nicht mehr vor ihm zu erscheinen. Unwiderlegt, ungebeugt, aufgereizt ließ Luther nun von einem Notar eine Schrift abfassen: von dem nicht gut unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden. Dem sichern Geleite, das ihm geworden war, traute er nicht; hülfreiche Freunde förderten seine nächtliche Abreise von Augsburg. Aber eine neue Gefahr drohte ihm daheim. Churfürst Friedrich, zwar sorgsamer Pfleger der Universität zu Wittenberg, als deren Hauptzierde ihm Luther erschien, und wol nicht ohne persönliche Zuneigung zu diesem, fühlte sich beengt, seitdem Luthers Beginnen über den Kreis einer gelehrten Streitigkeit hinaus sich verbreitet und das Volk Empfänglichkeit dafür gezeigt hatte; für den Beschützer eines Friedensstörers in Kirche und Reich wollte er nicht gelten; daher um diese Zeit die Weisung an Luther, Wittenberg zu verlassen. Doch änderte eine Vorstellung der Universität diesen Beschluß; Luther blieb und sprach nun am 28sten November 1518 das kühne Wort aus, daß zur Entscheidung über Glaubenssachen Berufung an eine Kirchenversammlung stattfinden müsse.

Leo X dagegen hatte in einer Bulle vom 9ten November 1518 der öffentlichen Meinung mit der blindesten Befangenheit und Sorglosigkeit Hohn gesprochen; er hatte den gesamten Ablaßkram für gültig erklärt. So viel für die Sache, um das Princip zu behaupten; um aber Luther zu bemeistern, sollte mildes Zureden in schlauer Verhandlung versucht werden. Die Päpste pflegten jährlich am Sonntage Lätare eine goldene Rose zu weihen und diese zur besonderen Auszeichnung einem Fürsten zu schenken: eine solche sollte der päpstliche Kämmerer Miltitz, ein sächsischer Edelmann, dem Churfürsten darbringen und Luthers Sache, wo möglich, in der Güte beilegen. Dieser fand,

nach eigenem Geständniß gegen Luther, auf seiner Reise gegen einen Anhänger des Papstthums drei Freunde Luthers und getraute sich auch mit 25,000 Mann nicht, ihn gewaltsam nach Rom zu bringen. Sein gütiges Zureden im Gespräche mit Luther im Januar 1519 hatte den Erfolg, daß dieser zu schweigen versprach, wenn seine Gegner schwiegen, und (3ten März) dem Papste schrieb, daß er dem Ansehn des päpstlichen Stuhls nicht eigentlich habe zu nahe treten wollen. Tetzel, der aus Furcht vor dem Volke zu Leipzig im Paulinerkloster sich verborgen hielt, wurde von Miltitz hart angelassen; er starb bald darauf. — Luther hatte mehr verheißen, als er halten konnte; auch sorgten seine Gegner selbst, daß er bald wieder zum Kampfe sich rüsten mußte. Ein gefürchteter Streiter erhob sich gegen ihn.

Luther und Eck.

Dies war Eck, Professor der Theologie auf der Universität zu Ingolstadt, wohl bewandert im Gebiete des theologischen Wissens jener Zeit, ausgestattet mit trefflichem Gedächtniß, mit großer Geschicklichkeit, dessen Schätze zur Anwendung zu bringen, geübt in allen Künsten des Disputirens und grade zu solchem Kampfe, wo die Persönlichkeit so viel ausmacht, von der Natur wohl gerüstet. Groß, ansehnlich und stattlich von Gestalt, von Antlitz und Blick aber, wie ein Augenzeuge sich ausdrückt, mehr gleich einem Fleischer oder Landsknechte, als Theologen; von gediegener Lunge, die eine volle Stimme unterstützte, daß er hätte zum tragischen Schauspieler, ja zum Ausrufer genügen können, der Rede aber so mächtig, daß diese in den Disputationen den Gegnern stromgleich entgegenfluthete und aus den Vorräthen des Gedächtnisses erstaunliche Massen aufhäufte, gesellte Eck zu maaßloser Frechheit tückische Arglist. Kein Wunder, daß Eck auf acht Universitäten im gelehrten Worthader den Sieg errungen hatte. Zum Streite mit Luther führte

ihn nicht edler Eifer für gute Sache, sondern Gier nach einem neuen akademischen Triumphe. Für Luther hatte damals schon entschieden sich erklärt Andreas Bodenstein von Karlstadt, Professor zu Wittenberg, älterer Doctor der Theologie, als Luther selbst; mit ihm zunächst wollte Eck sich versuchen. Leipzig wurde zur Wahlstatt bestimmt. Aber Eck dürstete nach einem Siege über Luther selbst; er griff ihn in einer Streitschrift an, Luther schrieb dagegen, und Eck betrieb nun bei Herzog Georg von Sachsen, dem Grundherrn Leipzigs, daß dieser auch Luthers Auftreten gestattete. Befremdend ist, daß die beiden päpstlichen Legaten in Deutschland, Cajetan und Miltitz, die Disputation nicht hinderten. Für Churfürst Friedrich hatte die Sache nichts Anstößiges; vielmehr mogte der Blick auf die Lorbeeren, welche aus einem Siege Luthers im gelehrten Streite auf der stammvetterlichen Universität der jüngern Schwester zu Wittenberg zuwachsen könnten, ihn günstig dafür stimmen. Ein Kaiser aber konnte nicht darein reden; Maximilian war (12ten Januar 1519) gestorben und Churfürst Friedrich Reichsverweser in der nördlichen Hälfte des deutschen Reiches.

Luther und Karlstadt zogen gegen Leipzig; zahlreiche Schaaren ihrer Zuhörer folgten. Der leipziger Magistrat mußte Hellebardiere in den Herbergen aufstellen, um Händeln zu wehren. Herzog Georg, dem es mit dem Glauben Ernst war, der des Zweifels über den Ablaßkram sich nicht hatte erwehren können und Anstoß an Tetzels Spruch, daß, wie das Geld im Kasten klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe, genommen hatte, kam selbst zur Disputation. Sie begann in seiner Gegenwart auf der Pleißenburg, 27sten Juni 1519. Karlstadt, wohl gelehrt, aber unklar und weder rasch noch gewandt, unterlag dem rüstigen Eck; Luther aber ward im Streite, der vom Ablaß, Fegefeuer, Reue, Buße und Lossprechung auf die Oberherrschaft des Papstes geleitet wurde, zu Erklärungen getrieben, die zu geben er bis dahin noch nicht kühn genug gewesen war, daß

nehmlich die verketzerten Hussiten manche christliche und evangelische Behauptung vorgebracht hätten, und setzte hinzu, daß er das Papstthum zwar anerkenne, aber nicht als eine aus göttlichem Rechte hervorgegangene, sondern nur auf menschliche Einrichtungen begründete Macht. So befand sich denn Luther innerhalb des Gebietes verhaßter Ketzerei. Herzog Georg erhob sich von seinem Stuhl, sein Staunen drängte sich hervor in dem Ausruf: Das walt die Sucht! Ausgemacht ward nichts; noch weniger ausgeglichen; die Streitenden hatten sich einander genähert, um die Kluft, die sie schied, zu erweitern. Eck, der Mann des Scheins, von den Leipzigern als Sieger begrüßt, zu Schmaus und Lustritt geladen und mit Gewändern beschenkt, schritt einher als Triumphator; Luther und Karlstadt bekamen nur den Ehrenwein, die geringste der damals üblichen öffentlichen Ehrenbezeugungen.

Von Luther wich nun gänzlich die bisherige Befangenheit seiner Gesinnung gegen den Papst; da man den Schein der Ketzerei auf ihn geworfen hatte, mußte sein Wehrkampf zum Angriffe gegen die Macht, die das Urtheil darüber sich anmaßte, selbst sich richten. Er that nun Riesenschritte auf der Bahn der Forschung; die Schuppen waren ihm von den Augen gefallen; die Zauberkraft des Wortes Warum trieb ihn von Satz zu Satz; vom Zwinger des Papstthums mußten nun nicht bloß die äußersten Ecksteine des Anstoßes, sondern die innern Grundfesten selbst erschüttert werden. Solches geistiges Feuer zu dämpfen war die Zeit entschwunden; Rückkehr zur Nacht der Befangenheit unmöglich. Ein Blindgeborner kann in einem halben Jahrhunderte nicht so viel vermissen, als der Geblendete in Einem Tage. Luthern aber leuchtete das göttliche Licht des Evangeliums entgegen; sein weltliches Wissen schien ihm zusammenzuschrumpfen; nur die heilige Schrift galt ihm für Richtschnur; jedes Wort wog ihm Bände wahnvoller Gelehrsamkeit auf. Sein Widerwille gegen das Reich des Irrthums und Truges aber wuchs um so mehr, je zuversichtlicher er den Teufel, als Vater der

Lügen und Fürsten der geistigen Finsterniß beschäftigt sah, von der Bahn der Wahrheit zu verlocken. So fühlte er sich selbst über den menschlichen Standpunkt gehoben und erblickte auch in seinen Gegnern mehr, als die bloß menschliche Persönlichkeit; der Geist Gottes und der des Teufels schienen ihm im Kampfe zu seyn.

Zugleich aber wuchs Luthern der Muth aus dem Beifall; sein Muth wurde durch den Geist der Zeit, der ihm begegnete und dem er seinen Namen aufprägte, getragen; er war nicht mehr der eines Märtyrers, wo nur das persönliche Geschick in Frage kommt, vielmehr der Sinn, welcher vertraut, mit seiner Sache bestehen und sie zum Siege führen zu können. Eck hatte gleich nach der leipziger Disputation an den Churfürsten Friedrich geschrieben; es war ein Brandbrief gegen den Ketzer Martin; den Eindruck desselben aber schwächte oder tilgte ein Brief des feinen und gelehrten, aber friedliebenden Erasmus von Rotterdam, des geschworenen Feindes der Mönche und Ketzermacher, der damals mit reiner Zuneigung Luthern ergeben, bei Fürsten, Großen und Universitäten aber in hoher Geltung war, daß seine Worte gleich Orakelsprüchen gehalten wurden. Friedrich behielt gute Meinung von Luthern: seine Universität zu Wittenberg blühte sichtbarlich auf; im Jahre 1517 waren nur 200 Studenten daselbst angekommen, jetzt und die folgenden Jahre kamen jährlich deren gegen 800 an. Entscheidung über Glaubenssachen sah er überdies nicht als etwas ihm Zustehendes an; der Gedanke, daß er mit weltlichem Arme einschreiten dürfe, lag ihm fern; die Ahnung aber, daß Luthers Sache etwas Göttliches in sich habe, mußte allmählig in ihm Kraft gewinnen; er war mit seinem Willen schon dem Geiste der Zeit verfallen. So fuhr er denn fort, unthätig zu bleiben und übte die große Fürstenweisheit, unbeachtet zu lassen, abzulehnen oder zu mildern, was in Zeiten des Sturmes die Gährung nicht zu dämpfen vermag. So blieb denn auch Herzogs Georg Brief, daß Luther Hussit sey, ohne Erfolg; Friedrich begehrte von Luthern Mäßigung, schrieb aber dem Papste, daß Eck der Feuerschürer sey.

Schutz hatte Luther damals aber auch außer Sachsen gefunden; die Blume der deutschen Ritterschaft jener Zeit, Franz von Sickingen, der 1519 in Reuchlins Sache den Ketzermeister Hogstraten geängstigt hatte, und auch der wackere Sylvester von Schaumburg boten ihm Freistätten auf ihren Burgen gegen gewaltsame Verfolgung; Schaumburg betheuerte, hundert fränkische Ritter seyen gesinnt wie er; Ulrich von Hutten aber, gewaltig mit dem Schwerte und fertig mit der Feder, weihte beides der Sache Luthers.

Bei Luther aber kehrte noch einige Male der Geist des Friedens ein, so oft sich ihm die Aussicht eröffnete, daß den schreiendsten Misbraüchen, die aus der päpstlichen Machtvollkommenheit hervorgesproßt waren, könne abgeholfen werden. Während er also gegen die Theologen von Leipzig, Löwen und Cöln, die Franziskaner in Jüterbock rc. polemische Keulenschläge that, schrieb er an den neuen, den 28sten Juni 1519 gewählten, Kaiser Karl V im Januar 1520 und bald darauf an den Churfürst Albrecht von Mainz und an den Bischof zu Merseburg, und nahm des letztern Mahnungen zur Mäßigung mit tief anerkennender Erkenntlichkeit auf; doch immer trieb es ihn wieder zum Kampfe; er meinte, sein Lehramt zu verrathen, wenn er sein Werk aufgäbe. Äußern Schutzes glaubte er daher nicht zu bedürfen; er vertraute auf die Gewalt des Wortes allein. Und wohl konnte Luther darauf rechnen, der strahlende und feuersprühende Geist, den er aussprach, hatte ein unvergleichliches Rüstzeug in der edeln Kunst, welche das Palladium gegen Faustrecht und Kanonen bietet; durch die Buchdruckerkunst wurden seine Worte tausendzüngig. Zuerst damals bewährte die Presse sich als die hülfreichste Dienerin zur Mittheilung freier Gesinnungen. Jene ritterliche Ansprache aber mag Luthern gespornt haben zu einer Erwiederung des Vertrauens durch Herausgabe einer Schrift, in welcher die weltliche Macht aufgerufen wird, dem Evangelium beizustehen und der Kirche aufzuhelfen. Er rief (20. Juni 1520) den christlichen Adel deutscher Nation auf. Dies glich einem Lermruf und Feldgeschrei gegen

das Papstthum, und dadurch ward, was zuerst die Sache gelehrter Forschung und Erörterung gewesen war, zur Volkssache gemacht. Der Volksgeist aber wogte schon gewaltig, und die Wehr, welche des Papstthums Anhänger in Wort und Schrift aufzudämmen sich bemühten, war unkräftig, wie wenn ein Wind die Fluthen eines Stromes auf der Oberfläche rückwärts kreiselt.

Luther im päpstlichen Bann.

Als diese Schrift ausging, hatte der Papst Luthers Urtheil schon gesprochen. Eck, selbst in Rom gegenwärtig, hatte den Spruch betrieben, und überbrachte nun die Bannbulle. Die Aufnahme derselben entsprach ihrem Inhalte und der Bethörtheit und Ungerechtigkeit Leo's, den Hauptankläger Luthers mit ihrer Bekanntmachung zu beauftragen. An wenigen Orten gelang es Eck, sie ungefährdet bekannt zu machen. Nach Leipzig zogen anderthalbhundert wittenberger Studenten, es zu verhindern. Eck hielt sich daselbst im Versteck bei den Mönchen des Paulinerklosters, wie vor ihm Tetzel. Von Leipzig ging er nach Erfurt, aber die Studenten warfen seine Bulle ins Wasser. Hutten pries Luthern groß um der Ehre willen, gebannt zu seyn, und ergoß seinen Zorn in Schmähschriften gegen den Papst und dessen Trabanten. Luther aber, fortschreitend in Kühnheit und Einsicht, hatte indessen von der Messe geschrieben und an dem Tage, wo die Bannbulle nach Wittenberg kam, eine Schrift von der babylonischen Gefangenschaft herausgegeben. Damit geschahen zwei Hauptschläge; alles, was er bisher ausgesprochen, wurde dadurch überboten.

Churfürst Friedrich blieb nicht unbefangen, abermals stiegen die Wolken der Sorge auf; doch widerstand es ihm, Luthern, der nicht widerlegt war, verdammt zu sehen, und ein Blick auf den dunkeln Hintergrund, wo er Alles beim Alten bleiben sah, wenn

Luther unterdrückt werden sollte, mahnte ihn, der guten Sache durch fürstliche Pflegschaft beizustehen. Noch schien ihm Vermittelung gute Frucht tragen zu können. Miltitz hatte ein zweites Gespräch mit Luther, und Luther schrieb zum zweiten Male an den Papst (12. Oktober 1520). Aber welchen Brief! Einen Sündenspiegel, Darstellung eines Pfuhls mit Ausdrücken des Bedauerns, daß Leo X, zu etwas Besserem geschaffen, eine so schlechte Sache vertrete. Es ist die Abendröthe vor dem Sturme; die letzten Ueberreste von Ehrfurcht vor dem Papstthum schieden mit dem Ausdrucke gutmüthiger Anerkennung von Leo's X bessern Eigenschaften aus Luthers Seele; der Zorn bekam Raum und spornte zur That der Vergeltung und feierlichen Lossagung vom Papstthume. Eck hatte an mehren Orten Luthers Schriften verbrannt, nicht ohne Tumult und Hohnlachen des Volkes: am 10. December 1520 rief Luther durch einen öffentlichen Anschlag die Mitglieder der Universität zu Wittenberg ein zur Anschauung der entscheidenden That, zu welcher er entschlossen war. Vor dem Elsterthore ward ein Holzstoß aufgehäuft; ein angesehener Magister zündete ihn an und Luther warf ins Feuer die Bannbulle, das kanonische Recht und die Schriften einiger seiner Widersacher. Diese Flamme verzehrte die letzten Bande, die Luthern an den bisherigen Zustand der Dinge gefesselt hatten; er stand frei und selbstständig da; als Ketzer im Bann, als evangelischer Christ in Freiheit. Von Friedrichs Urtheil über die That hat sich keine Kunde erhalten, wohl aber, daß er Luthern auftrug, die in der Bulle verdammten Lehrsätze zu rechtfertigen. Das war mehr, als Duldung; es war der Anfang zu thätiger Förderung des Lichtes.

Luther vor Kaiser und Reich.

Kaiser Karl war von Spanien zur Krönung nach Achen gekommen und, dort den 22. Oktober gekrönt, zog er gen Worms, seinen ersten Reichstag zu halten. In seinen niederländischen Staa-

ten hatte er Luthers Schriften verbrennen lassen. Friedrich der Weise, der die Kaiserkrone ausgeschlagen und die Erwählung Karls durchgesetzt hatte, begleitete den jungen Kaiser von Achen nach Cöln; hier befand sich, von mehren Fürsten eingeladen, Erasmus von Rotterdam; mit ihm hatte der Churfürst ein vertrauliches Gespräch, und seine Gunst gegen Luther wurde genährt durch Erasmus Erklärung, er könne nicht anders, als Luthers Werk billigen. So gesinnt zog er gen Worms. Zwei neue päpstliche Legaten, Aleander und Caraccioli, waren über die Alpen gekommen und auf ihren Betrieb in manchen Orten am Rhein Scheiterhaufen für Luthers Schriften angezündet worden. Aleander hatte mit sich eine neue Bannbulle, in der Luther ohne Bedingung und Vorbehalt verdammt worden war; ihn vorzuladen nach Worms war er nicht gemeint, vielmehr gedachte er, ihn fernzuhalten, um jedem günstigen Eindrucke, den Luthers Persönlichkeit machen könnte, zu wehren. In einer anspruchsvollen Rede begehrte er von Karl, er möge Luthers Schriften verbrennen und gegen den verdammten Ketzer den weltlichen Arm sich erheben lassen. Aber die deutschen Fürsten, in denen der gesunde Sinn unseres Volkes den Bedacht auf das wenn und aber zur rechten Zeit aufrief, wollten Luthern selbst hören; dazu hatten sie der Beschwerden über den päpstlichen Stuhl gar viele, bis zu hundert an der Zahl, über Gelderpressungen, Ablaß, Bettelmönche ꝛc.: wie hätten sie Luthers Person gram seyn mögen? Und sollte nicht in Manchem das bittere Andenken an die Flammen, welche Huß und Hieronymus von Prag verzehrten *), und den blinden und blutigen Eifer, mit dem nachher mehre deutsche Fürsten dem Papstthum ihren Arm zur Unterdrückung der Böhmen liehen, und an die darauf erfolgte schmähliche Täuschung ihrer gerechten Ansprüche auf Besserung des kirchlichen Zustandes sich lebhaft geregt

*) Allerdings sprach Churfürst Ludwig von der Pfalz: Es ist zur Zeit noch unvergessen, wie man dem theuren Märtyrer Huß nicht Wort gehalten, weshalb auch alle diejenigen, so darein gewilligt, hernachmals wenig Sieg und Glück mehr bekommen haben.

haben? Das wiener Concordat, dem schwachen Kaiser Friedrich 1448 durch päpstliche Tücke abgelockt, hatte ja die alten Misbräuche hergestellt; ihr Druck war jedem gegenwärtig, die vereitelten Besserungsversuche der beiden Kirchenversammlungen zu Constanz und zu Basel noch nicht vergessen.

So ward denn Luther vorgefordert zu Tagen der Gefahr und der Herrlichkeit, kaiserliches Geleit, bündiger, als je vorher, ihm zugesichert, ein kaiserlicher Herold gesandt, ihn abzuholen; als rechtlicher Beistand aber Doctor Hieronymus Schurf aus Wittenberg ihm mitgegeben. Luthers Erwartung war sicherer Tod; seine Stimmung jedoch freudige Entschlossenheit; „und wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern liegen, so will ich doch hinein!" war sein Ausruf, als Spalatin von Worms aus ihm nach Oppenheim schrieb, es sey große Gefahr für ihn da, er möge lieber nicht hinkommen; nur wünschte er, daß nicht Karl sich mit seinem Blute beflecken möge; lieber wollte er unter den Händen der Römlinge umkommen. Sein Zug gen Worms gab ihm Bürgschaft, daß er Mann des Volkes geworden sey. Ueberall rauschte ihm das Volk entgegen. In Erfurt ward er von Universität, Rath und Bürgerschaft in feierlichem Aufzuge eingeholt. Am 16ten April 1521 kam er an in Worms; sein Weg durch das Gedränge der Erwartenden und Begrüßenden ward nicht leicht gebahnt, seine Herberge nicht leer von Fürsten und Edeln; einer der ersten unter jenen war Landgraf Philipp von Hessen. Am Tage darauf, den 17. April, holte der Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim ihn ab zur Reichsversammlung. Als er an den Eingang des Saals gelangt war, klopfte der wackere Ritter Georg von Frundsberg, der oft in der Feldschlacht dem Tode ins Auge gesehen hatte, ihn auf die Schulter und sprach treuherzig, daß ihn dieser Gang schwerer dünke, als der zur Schlacht; mancher ermunternde Blick deutscher Fürsten winkte im Saale ihm entgegen. Außer dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand saßen da sechs Churfürsten, achtundzwanzig Herzoge, elf Markgrafen, dreißig Bischöfe und Prälaten ꝛc. Aus

dem Volke standen Tausende umher. Der Anblick erschütterte Luther; dieser Tag gab Kunde von seiner menschlichen Gebrechlichkeit. Aufgefordert, eine entscheidende Erklärung über das Beharren bei seinen Behauptungen zu geben, begehrte er Bedenkzeit bis zum folgenden Tage. Dieser aber ward ein Tag göttlicher Begeisterung. Mit freudiger Ungeduld schritt er der zweiten Prüfung entgegen; kurz vor der verhängnißvollen Stunde hatte er, die eine Hand auf die heilige Schrift gelegt, die andere gen Himmel ausgestreckt, treue Beharrlichkeit im Bekenntniß des Evangeliums gelobt. Mit dem Ausdrucke der Ehrfurcht, aber fester Haltung und Unerschrockenheit, sprach er zu Kaiser und Reich. Er bat, „sollte er aus Unverstand vielleicht einem Jeglichen seinen gebührenden Titel nicht geben, oder sich sonst irgend nicht nach Hofgebrauch verhalten, es ihm zu gut zu halten, als der immer im Kloster gesteckt sey." Er antwortete dann auf die an ihn gerichteten Fragen; sein Muth wurde freudiger, als der Ungestüm seiner Bedränger zunahm; bündig und kräftig sprach sein berühmtes Schlußwort *) Vertrauen zu Gott und seiner Sache aus.

Mit Staunen hörten es die Fürsten und Herren; Churfürst Friedrich rief noch in der Nacht seinen Hofprediger Spalatin und bezeugte ihm seine Freude über Luther; der alte Herzog Erich von Braunschweig schickte Luthern eine silberne Kanne mit Eim-

---

*) „Weil denn eine schlechte, runde, einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll; nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien, weil es offenbar und am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben), und ich also von den Sprüchen selbst, die ich gebraucht und angeführt, überwunden werde, so daß mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen thun. Hier stehe ich: ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!"

becker Bier zur Erquickung in die Herberge. In Karls Seele aber war die Vorstellung von dem Wesen echter irdischer Größe nicht aufgestiegen; der Moment, den Beinamen eines zweiten Karls des Großen zu erlangen, ging an ihm vorüber; sein Sinn, auch der deutschen Sprache nicht ganz mächtig, faßte die Sache nicht nach ihrem ganzen Gewichte auf; er hielt fest an dem Hergebrachten, und war schon in die Irrwege weltlicher Politik gerathen. Daß er sich nicht an die Spitze der Bewegungen zum Bessern stellte, dämpfte die Aufwallung manches deutschen Fürsten. Ueber Luther wurde die Acht ausgesprochen; doch das sichere Geleit ward ihm gehalten. „Er wolle", sagte Karl, „nicht mit seinem Vorfahren Sigismund erröthen; wenn Treu und Glauben vom Erdball verschwunden wäre, müßte sie bei dem Kaiser zu finden seyn." Ueber das Kirchenthum aber erging das wormser Edikt, welches gebot, es beim Alten zu lassen und die Neuerungen abzustellen. Damit nun nicht Meuchelmord Luthern treffe, verabredete Churfürst Friedrich mit ihm seine Entführung von der Heerstraße und Bergung auf dem Schlosse Wartburg.

Das deutsche Kaiserthum war ein glänzender Name ohne entsprechende Fülle der Gewalt, und Karls Gewalt insbesondere waren durch ausdrückliche Satzungen, durch die erste Wahlcapitulation, enge Schranken aufgerichtet. Die Reichsgesetze gingen hervor aus Beschlüssen des Kaisers und der Reichsstände, die Vollstreckung derselben war meistentheils dem guten Willen der Stände überlassen, diese aber waren zumeist an die Mitwirkung ihrer Landstände, die Stadtobrigkeiten aber an die Gutachten der Bürgerschaften, gebunden. Das Mal nun ward, weil Karl gen Spanien eilte, ein Reichsregiment eingesetzt, dem mit Kraft und gutem Willen überdies noch Einsicht und Einträchtigkeit gebrach. Karl, als König von Spanien, Gebieter von Ländern in drei Welttheilen, ward vorzugsweise von dem, was jenes Königthum betraf, angezogen. Schon hatte Franz I von Frankreich, sein Nebenbuhler in Ruhm und Macht, einen Krieg begonnen; mit Spaniens Kräften hauptsächlich mußte Karl diesen führen. Er über=

ließ, 28. April 1521, durch einen Vertrag seinem Bruder Ferdinand die habsburgischen Besitzungen in Deutschland, und betrat vor 1530 den deutschen Boden nicht wieder. Bevor er nach Spanien ging, verweilte er einige Zeit in den Niederlanden, seinem Geburtslande; da hieß er, das Alte aufrecht erhalten. Bald darauf (1523) ließ Hogstraten zu Brüssel zwei Ketzer verbrennen; dies die ersten Märtyrer der evangelischen Kirche; ihr Tod war Gewinn für diese; die Flamme der Scheiterhaufen hat im Zustande der Begeisterung nie den Eifer der Bekenntnisse geschwächt, vielmehr das Feuer der Herzen erweckt.

Erzherzog Ferdinand, in Spanien auferzogen, achtzehn Jahre alt, des Deutschen nicht mächtig, des neuen Geistes der Zeit nicht kundig und für seine Eindrücke nicht empfänglich, hatte ohne Zweifel Willen genug, Luthers Werk zu unterdrücken; aber ein furchtbarer Feind aus Osten, Soliman, brach auf, und der Ruf um Hülfe gegen die Türken erscholl nun mehrmals auf Reichstagen und bestimmte Berathung und Beschlüsse über das Kirchenthum. Schon im Jahre 1522 mußte Ferdinand das Reich um Hülfe gegen die Türken ansprechen. So ward für die Reformation der erste Aufschub der Vollziehung des wormser Edikts gewonnen.

Indessen aber war eine unerwartete Hoffnung aufgedämmert, daß die Reformation von ihrem natürlichen Feinde selbst würde gefördert werden. Papst Leo X war, 1. December 1521, gestorben, sein Nachfolger ward, 9. Januar 1522, Adrian VI, der ehemalige Jugendlehrer Karls, ein wohlgesinnter Mann. Das bestehende Verderbniß in der Kirche war ihm anstößig, werth die Ehre der Kirche; er war bereit, Misbräuche abzustellen und machte seinen Entschluß bekannt. Aber nicht so seine Räthe; das Reich der Misbräuche wurzelte nicht in der Persönlichkeit einzelner lasterhafter Päpste, sondern in den Grundsätzen der römischen Curie; dahin strömten die Steuern des Christenthums; Hadrian fand Widerspruch und Verdruß. Seinem Legaten aber in Deutschland, der mit den Beschwerden über Luthers Ungestraftheit Anerbietun-

gen zu einer vom Papste anzustellenden Reformation verband, übergaben die deutschen Stände eine Beschwerdeschrift, worin das alte, oft gesungene Lied von Gelderpressungen, Ablaß, Bettelmönchen, Straflosigkeit des Klerus, Ueberzahl von Festtagen rc. abermals angestimmt und in verstärkter Tonart durchgeführt wurde. Adrian VI starb bald darüber hin (15. September 1523). Seinem Nachfolger, Clemens VII, mangelte aber gänzlich der Wille, Gutes zu gestatten, und bald gelang es ihm, in Deutschland einen regelmäßigen Widerstand gegen die Reformation zu begründen, wovon in der folgenden Darstellung die Rede seyn wird.

Ulrich Zwingli.

Während so Luther in Kampf und Gefahr verkehrte und Papstthum und Kaiserthum ihm Untergang drohten, war eine in Deutschlands Nachbarschaft begonnene, nicht minder ernstlich gegen Misbräuche päpstlichen Kirchenthums gerichtete, geistige Bewegung außer der Schweiz nur wenig beachtet worden. Ulrich Zwingli, ein schlichter, wackerer Mann, hatte im Evangelium geforscht und, seit 1516 Priester zu Kloster Einsiedeln, rein evangelische Lehren zu verkünden begonnen. Dies setzte er fort als Priester am züricher Münster seit dem Anfange des Jahres 1519. Auch seiner Angriffe erster Gegenstand war ein Ablaßkrämer, der Franziskaner Samson; doch die Blicke blieben vorzugsweise auf Luther gerichtet; Zwingli blieb mehre Jahre in Frieden mit dem Papste; erst 1522 klagte der Bischof von Constanz über die neue Lehre und über Veränderungen im Kirchenbrauch, die Zwingli nebst Abschaffung des Cölibats der Geistlichen betrieb und der züricher Rath beifällig anzusehen schien. Für Zwingli thürmten sich zunächst nicht so gewaltige Prüfungen der moralischen Kraft auf, als für Luther. Aber auch seinem Verdienste eine Krone! Hat er doch, als um des alten und neuen Glaubens willen die Eidge-

nossen zum Schwerte gegriffen hatten, in der Schlacht bei Cappel (12. Oktober 1531) seine Lehre mit seinem Blute besiegelt!

Reformation als Volkssache.

Luthers Lehre war Volkssache geworden, hatte Geister und Herzen erfüllt; der äußere Bau der Kirche bestand zwar noch fort, als das wormser Edikt erschien: aber der Geist war aus den Formen entwichen; dagegen das Volk durch ganz Deutschland in großer Gährung und dessen Sinn hoch aufgeregt. Evangelisches Kirchenthum gestaltete sich nun zunächst im Verkehr der Reformatoren und des Volkes; für die Fürsten hatte die mächtige religiöse Wallung etwas Befangendes; auch die ihr günstig waren, verzweifelten, ihrer mächtig und ihre Leiter werden zu können; sie ließen geschehen, was ändern zu können sie nicht vertrauten, und wohlthätig war allerdings für die neue Kirche und für das Staatsleben schon dieses. Daher aber hat die Entwickelung der Reformation bis zum Jahre 1525 gleichsam einen demokratischen Charakter; die Reformatoren standen an der Spitze der Bewegung und vor Allen Luther, nun selbst im Verkehr mit den Fürsten zuversichtlich. Er redete zu ihnen im Straftone eines Apostels; hart und streng, unfein und schonungslos; der Ton ist oft anstößig für uns, denen das Grobkörnige der Sprache jener Zeit fern liegt; der Ausdruck Luthers hat etwas Cyklopisches. Als Erzbischof Albrecht nach dem wormser Edikte den Ablaßkram von seinem Hoflager in Halle aus wiederbegonnen hatte, schrieb Luther eine Strafschrift, vom neuen Abgott in Halle; sie ist zermalmend, und Albrecht erwiederte sie mit einem fast demüthig abbittenden Eingeständniß der Unbilde und der Verheißung, den schamlosen Handel aufzugeben. Oft redet Luther von „großen Hansen" und erinnert an die Sterblichkeit auch der Mächtigsten *). Ungebührlich

*) „Der arme sterbliche Madensack, der Kaiser, der seines Lebens nicht einen Augenblick sicher ist."

heftig war sein Strafton gegen Heinrich VIII von England, der voll Begier nach einem apostolischen Titel sich im Jahre 1521 mit einer Schrift über die Sakramente gegen Luther versucht hatte. Hier aber strafte die Ungebühr der polemischen Ausfälle sich hart. Luther, nachher mit sich zerfallen über seine Rauhheit und hoffend, er werde, unterstützt vom dänischen K. Christian II, den König für die evangelische Lehre gewinnen, verfehlte in dem Ausdrucke der Abbitte wiederum den Ton; die Verirrung konnte nie gutgemacht werden. Es ist ein misfälliger Nebelstreif im Sternenschein von Luthers Ruhmeskranz. Das Urtheil über dies, so wie über die weit spätere, beispiellos derbe Schrift gegen Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig muß aber bestimmt werden aus der Rücksicht auf den damals herrschenden Ton der Streitschriften, auf die Derbheiten, mit welchen auch Fürsten, z. B. Heinrich von Braunschweig, Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen, einander begrüßten.

Dagegen ist der Blick auf die großen geistigen Leistungen Luthers und seines Freundes und Werkgenossen Melanchthon im Jahre 1521 hocherfreulich. Luther, in sicherem Gewahrsam auf der Wartburg auf die einseitige Thätigkeit des Schreibens beschränkt, wandte sich mit der gedrängten Fülle der Kraft zur Uebersetzung der heiligen Schrift. Das neue Testament war verdeutscht, ehe er die Wartburg verließ; die letzten Bücher des alten aber wurden erst 1534 vollendet. Der aus der Uebersetzung des neuen Testaments dem evangelischen Glauben zufließende Gewinn offenbarte sich bald. Der reichen und gewaltigen deutschen Sprache war Luther mächtig, wie Keiner in seiner Zeit; seine Kraft fand in ihr ein herrliches Rüstzeug; in diesem Kerndeutsch ward die heilige Schrift Trost für Häuser und Hütten; nun vermogte selbst der gemeine Mann die Grundlehren seines Glaubens aus der Quelle zu schöpfen. Vor Luthers Auftreten hatte aber selbst der Doctor der Theologie Karlstadt die heilige Schrift nicht gelesen.

Ehe aber noch das Buch des Lebens in Luthers Uebersetzung bekannt wurde, gab Philipp Melanchthon, — aus Bretten

in der Rheinpfalz, geb. d. 16. Februar 1497, Reuchlins Schüler, seit 1518 Universitätslehrer zu Wittenberg, der alten Sprachen Meister, der heiligen Schrift tief kundig, in ruhiger Forschung Luthern überlegen, für das Evangelium begeistert, als sanfter, edler und weiser Mann von Jedermann, insbesondere von Luther hochgeachtet und nicht ohne Einfluß auf diesen, — einen Ueberblick der evangelischen Lehre in einem lateinischen Buche, loci communes genannt, das Luther für das Beste nächst der heiligen Schrift selbst und für vorzüglicher, als die Werke irgend eines Kirchenvaters, erklärte.

Anfänge evangelischer Kirchenverfassung und der Schwärmerei.

Am Ende des an Bestrebungen und Thaten überaus reichen Jahres 1521 begann der neuen Lehre auch eine äußere Form sich zuzugesellen. Nicht durch fürstliches Ansehen und Gesetz wurde sie aufgedrückt, der Weg dazu ward durch Unruhen, mit Sturm und Drang gebrochen: wilder Aufwuchs durchkreuzte die hochherzige und nur durch das Wort wirkende Thätigkeit der Häupter der Kirchenverbesserung. Ohne Gährung keine Läuterung. Den Charakter der Gewaltthätigkeit tragen noch nicht die Unruhen, welche im Augustinerkloster zu Wittenberg ausbrachen; die Mönche unterließen die Privatmesse, eine Anzahl verließ das Kloster, die übrigen wollten nicht mehr betteln. Nur Lösung von unnatürlichen Fesseln war ferner die folgenreiche That Bernhardi's aus Feldkirchen, Propstes zu Kemberg; er verheirathete sich 1521. Dies der erste öffentliche und förmliche Bruch des im Jahre 1074 von Papst Gregorius VII der christlichen Geistlichkeit aufgelegten, dem Menschen- und Christenthum widerstreitenden Zwanggebotes. Vergeblich war die Vorladung nach Halle, welche Albrecht an Bernhardi ergehen ließ; er kam nicht und Gewalt, ihn zu holen, war

nicht da. Gährung entstand nun aber über manchen kirchlichen Brauch, der als dem Evangelium zuwider angesehen wurde; verschmäht wurde der Gebrauch der lateinischen Sprache bei dem Meßdienst, der Meßdienst selbst, wenn nicht zugleich das Abendmahl dabei gereicht, das Abendmahl aber, wenn der Kelch verweigert wurde; dringend wurden dagegen begehrt deutsche Sprache im Kirchendienst, deutsche Gesänge, Kelch im Abendmahl und als Hauptstück der kirchlichen Gottesverehrung, Predigt.

Zu wildem Sturme gegen Bilder und Altäre in Kirchen schritt aber Karlstadt, Luthers Amtsgenosse. Mit leicht zusammengefundenen Gewalthaufen von Studenten und Bürgern warf er beides aus den Kirchen zu Wittenberg heraus, hielt darauf den Meßdienst in deutscher Sprache und theilte beim Abendmahl auch den Kelch aus. Bald darauf folgte auch seine Verheirathung und diese wurde als ein fröhliches Fest gefeiert. Bei Karlstadt war nur Unklarheit und Heftigkeit des Charakters die Triebfeder zum ungestümen Wesen; aber auch eigentliche Schwärmerei wucherte nun auf.

Ein Tuchmacher aus Zwickau, Nicolaus Storch, kam mit „zwölf Aposteln und zweiundsiebzig Jüngern," unter denen auch der nachher so verrufene Thomas Münzer, nach Wittenberg und kündigte sich und die Seinen als neue Propheten an. Die Kindertaufe, behaupteten sie, sey dem Evangelium zuwider, es stehe schlimme Zeit bevor, bald würden die Türken nach Deutschland kommen, alle Pfaffen erschlagen werden, auch die beweibten ꝛc. Bei der Fülle der Glaubensfähigkeit jener Zeit, bei der Aehnlichkeit zwischen dem Eifer Luthers und der ersten Verbreiter der Lehre Christi, bei der fortdauernden Geltung angeblicher Wunder, auch der jüngsten Zeit, war es auch den Klarsehenden schwer, zwischen Wesen und Schein zu unterscheiden. Selbst Melanchthon ward befangen, er erklärte, über den Geist dieser Propheten nicht urtheilen zu können; Luther selbst war nöthig. Das Beginnen der Schwärmer griff ihn ans Herz; sein Werk ward bedroht,

durch sich selbst befleckt und verwirrt zu werden: aber gern verließ er die Wartburg, wo seine aus dem Volksleben entrückte und zusammengepreßte Kraft nicht den rechten Spielraum hatte und das stockende Blut ihm schwarze Gesichte von Teufelsversuchungen vorgaukelte, auch der Mismuth über den Schein kleinmüthigen Sinnes, den er durch fortdauernden Versteck auf sich zu laden glaubte, ihm nicht Ruhe ließ. Ohne Erlaubniß des Churfürsten verließ Luther die Wartburg im März 1522, mit dem kühnsten Vertrauen zu seiner Sache, mit der Ankündigung eines Helden, der zu gewissem Siege schreitet. Seine Erklärung an den Churfürsten, daß und warum er komme, ist für uns schroff; er schreibt: „Wenn diese Sache zu Leipzig so stände, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenns gleich (Ew. Churfürstl. Gnaden verzeihen mir mein närrisch Reden) neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutze, denn des Churfürsten. Ja ich halte, ich wollte Ew. Churfürstl. Gnaden eher schützen, denn sie mich schützen. Wer hier am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen; dieweil ich dann nun spüre, daß Ew. Churfürstl. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich auf keine Weise Ew. Churfürstl. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen und retten könne." Das ist das Gefühl, in dem er „eine feste Burg" sang.

Seine Aufgabe war aber nicht leicht. Unwissende können belehrt, Befangene und Irrende zurechtgewiesen, Betrogene enttäuscht werden; aber Schwärmerei ist der Vernunft am schwersten zugänglich und spukt gar darin der Wahn innerer Erleuchtung, so hat sie einen Zauberring mehr durch eiteln Dünkel. So wars bei den zwickauer Propheten. Dennoch beugte das Gewicht von Luthers Wort sie zu Boden. Acht Tage hintereinander bestieg er die Kanzel; den schönsten Sieg gewann er zunächst über sich selbst durch die Mäßigung seines Ungestüms; er redete zuerst sanft zu den Verwirrten und Tobenden, dann aber entlud er eine so niederschmetternde Kraft der Rede, daß die Schwärmer

mit nüchterner Bescheidenheit und tief gebeugt und beschämt heimzogen.

Was aber Bernhardi begonnen, Verehelichung der Geistlichen, billigte Luther. Freilich kamen nun bald schaarenweise Mönche und Nonnen zu ihm, nur vom Drange zur Ehe bewegt, aber zur Verwaltung eines Berufes im Leben außer dem Kloster nicht tüchtig; Luther sollte der Vormund und Versorger der Entwichenen werden und den Freigewordenen nun auch Unterhalt schaffen. Seine Thätigkeit dazu war wundergleich; aber auch mit der äußersten Fülle geistiger Kraft war hier wenig geholfen. Luther fand in diesen Nöthen, noch mehr aber in seinem Feuereifer zur Gründung evangelischer Pfarr- und Schulstellen bitter zu klagen über das gierige Zugreifen der Herren und Ritter nach den Gütern der verwaisten Kirchen und Klöster. Der Frevel war arg und hat die schlimmsten Folgen gehabt; daß nicht damals sogleich die Güter des reichen Kirchenthums auf Pfarren und Schulstellen des neuen Bekenntnisses übertragen und diesen daraus eine genügende Ausstattung bereitet wurde, hat mit so manchem evangelischen Predigt- und Schulamte bis auf unsere Tage den Hunger zusammengesellt. In jener Auflösung früher bestandener Verhältnisse entschied der Zufall, und er ist nicht der günstigste Freund derer, die so wenig berufen sind, sich dem Abentheuer auszusetzen.

Auch der Gebräuche beim kirchlichen Gottesdienste neue Ordnung ging zuerst stückweise aus dem tumultuarischen Gedränge hervor. Früher, als in größern Staatsgebieten Deutschlands, kam es in der Schweiz zu einer neuen Kirchenordnung. Die züricher Stadtobrigkeit veranstaltete im Jahre 1523 ein Religionsgespräch und änderte nach dessen Beschlusse manche Gebräuche ab; bald darauf aber versammelten sich 300 Geistliche gleich einer Synode; sie verwarfen das Meßopfer rc., und der züricher Rath ließ nun im Jahre 1525 dieses, und was sonst anstößig gefunden worden war, abstellen. In Deutschland aber

eilten die Stadtmagistrate den Fürsten voraus; zu Frankfurt am Main und Magdeburg ward im Jahre 1523 die evangelische Lehre nebst den neuen Kirchengebräuchen förmlich angenommen. Auch außer Chur-Sachsen war Luthers Wort von großer Wirksamkeit; in Sachsen aber wirkte er unwiderstehlich durch persönliches Eingreifen und durch sein Beispiel. Im Jahre 1524 bewirkte er ohne Zustimmung des Churfürsten, daß in der Stiftskirche zu Wittenberg die Messe abgeschafft wurde; und in demselben Jahre legte er die Mönchskutte ab, worauf sein Kloster gänzlich öde ward, Churfürst Friedrich aber ihm seine Billigung dieses Schrittes durch das damals noch an Höfen übliche Geschenk von schwarzem Tuch zu einem Chorrocke bewies und so Veranlassung gab, daß schwarz die gewöhnliche Farbe evangelisch-geistlicher Kleidung wurde. Am 13ten Junius 1525 aber schloß Luther, unbekümmert um das Gift der Verlaümdung, das seine Feinde bereit hielten, den Ehebund mit Katharina von Bora, die mit mehren Klosterjungfrauen aus Kloster Nimtpschen bei Grimma sich nach Wittenberg gewandt hatten. Melanchthon erwartete, der Einfluß einer sanften Lebensgefährtin werde Luthers Heftigkeit mindern, das geschah nicht, aber Luthers Ehrenkranz gewann eine schöne Blume mehr durch die Tugenden des gemüthlichen Hausvaters und sorgsamen Erziehers seiner Kinder. Dabei mag denn auch erwähnt werden, daß die deutsche Eigenthümlichkeit, in geselligem Verkehr des Weins sich zu erfreuen, Luthern nicht fremd war; daß er aber der Völlerei, die damals durch Deutschland, besonders an fürstlichen Tafeln, herrschte, bitterer Feind war. Ueppigkeit des Sinnengenusses erschien ihm jetzt als eben so unziemlich für den Menschen von sittlicher Bildung, als früher die mönchischen Kasteiungen unnatürlich.

Die Reformation, Sache der Fürsten.

Also stand im achten Jahre nach Luthers Auftreten das erste Fachwerk einer evangelischen Kirche da. Der Schutt des umgestürzten Baus war noch an tausend Orten im Wege; doch über die Trümmer hin war innere Gemeinschaft der Anhänger der neuen Lehre durch Glaubensgenossenschaft und gemeinsamen Genuß der Sakramente das Gesamtband der evangelischen Gemeinden: da brach die höher und höher wallende Gährung in einen furchtbaren Sturm empörter Geister aus, abermals Schwärmerei mit wilder Wuth des Pöbels — der Bauernkrieg im Jahre 1525 *). Dessen Beendung ist der Niederschlag der Gährung, die im deutschen Volke durch die Reformation geweckt worden war, und zugleich die Losung fürs thätige Einschreiten der Fürsten in den Gang der Reformation und für die Zumischung weltlicher Berechnung zur Religionssache. Hier tritt uns die Erscheinung dreier Fürsten entgegen. Albrecht von Brandenburg, aus der fränkischen Linie, Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, als solcher abhängig vom Papste und Kaiser, aber von keinem dieser beiden bedingt oder unterstützt in seinem Kampfe gegen Polen, konnte ohne Sorge vor Ahndung des deutschen Kaisers und Reiches das Beispiel eines förmlichen Uebertritts zur neuen Kirche geben. Geneigt dazu machte ihn ein Gespräch mit Luther, der ihm dringend anrieth, sein Ordensgelübde zu lösen und eine Gattin zu nehmen. Albrecht schloß 8. April 1525 einen Vertrag mit dem polnischen Könige, bekam dadurch das Ordensland Preußen als polnisches Lehn und Erbtheil des brandenburgischen Fürstenhauses. Darauf folgte Einführung der evangelischen Lehre in Preußen. — Bald darauf, 5. Mai 1525, starb Churfürst Friedrich der Weise; sein Nachfolger, Johann der Beständige, er-

*) Eine historische Darstellung desselben, anfangs bestimmt, in die Reihe der vorliegenden aufgenommen zu werden, bleibt für jetzt ungedruckt.

klärte sich ausdrücklich für Bekenner der neuen Lehre und war bereit zur Einrichtung einer evangelischen Kirche, wie zur Vertheidigung derselben mit den Waffen. — In demselben Jahre nannte der feurige, thatenlustige Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, sich evangelisch, und gleich bereit, als Churfürst Johann, zur Einrichtung einer evangelischen Kirche, war er im Eifer zur Führung der Waffen für sie diesem noch voraus.

Außer diesen aber bekannten zur evangelischen Kirche sich nun der edle Wolfgang von Anhalt, vier Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Meklenburg, zwei Grafen von Mansfeld nebst den mächtigsten Reichsstädten; von der Schweiz her aber boten den deutschen Bekennern die Hand Zürich, Bern, Basel, Schafhausen und St. Gallen.

Ihre äußere Gestalt bekam die Kirche der Evangelischen in Sachsen und Hessen durch Fürstenhand im zehnten Jahre nach Luthers Auftreten. Churfürst Johann und Landgraf Philipp ordneten im Jahre 1527 eine Kirchenvisitation an, wobei Luther und Melanchthon mit Rath und That walteten. Es wurden Pfarrer und Schullehrer nach vorhergegangener Prüfung ihrer Tüchtigkeit bestellt; vom Landgraf Philipp aber im Jahre 1527 eine evangelische Universität zu Marburg gegründet. An die Stelle der Bischöfe traten Superintendenten. Consistorien sind erst weit später errichtet worden. Wie nun hieraus das Recht der Fürsten, Liturgien anzuordnen und selbst Glaubensvorschriften zu geben, sich entwickelt und wie auf Betrieb der Rechtsgelehrten das päpstliche Kirchenrecht seine Geltung behalten habe, dies zu erörtern liegt außer den Schranken gegenwärtiger Darstellung. Gleichfalls die Erzählung, wie es geschehen sey, daß bei der Erklärung der heiligen Schrift, welche Luther, Melanchthon, Zwingli rc. einträchtig als den einzig echten Born christlichen Glaubens und Lebens ansahen, Zwiespalt der Ansichten und Satzungen aufkam, daß der befruchtende und beseligende Geist des Evangeliums, der Herz und Gemüth ergriffen hatte, aus dem herrlichen Werke entwich, Starr-

heit des Wortverstandes eintrat, neue Zwinger für Gewissen und Bekenntniß erbaut wurden, nnd Parteigeist, Verketzerungssucht und unchristlicher Haß zu Verfolgung, Marterung und Vertilgung Andersglaübiger durch Schwert und Scheiterhaufen rief.

In einer der folgenden Darstellungen werden wir unsern Blick auf diese Zerfallenheit zu richten haben: jetzt möge unser Gesichtskreis sich erweitern in die nur geahnete Ferne, wo alle Unterschiede, die seit erster Verkündigung des Evangeliums sich gebildet haben, in einem gemeinsamen Christenthum, wie es ursprünglich war und die Menschheit beglücken sollte, sich verschmelzen und auflösen mögten. Sicherlich wird Deutung und Brauch nie ganz Eins werden, noch auf Einem Punkte festgebannt seyn können: aber sollte es denn vergebliche Hoffnung seyn, daß die Milde, Güte und Liebe, die der göttliche Verkünder des Evangeliums in Wort und That bewies, dereinst in jeglicher christlichen Lehrart sich ausprägen und zu gegenseitiger Anerkennung und Duldung führen werde? Das glückselige Ziel, wo Christenthum und Menschenliebe innigst einander durchdringen, und im Sinnen und Thun der Staatshaüpter, der Religionslehrer und des Volkes gegenseitige Duldsamkeit und Erhebung über den Zwiespalt der Begriffe zur christlichen Eintracht der Herzen daraus erwachsen werden, liegt in maaßloser Ferne: jedoch Gottes Weltplan ist nicht nach den nächsten Erfolgen zu schätzen und ein Fortschreiten der Menschheit zum Bessern abzulaügnen, kann nur der Thor sich unterfangen.

II.

Karl V.

mit seinen Verbündeten und Gegnern.

Das Zeitalter der Reformation in Deutschland ist in der Geschichte des europäischen Staatenverkehrs dadurch ausgezeichnet, daß eine lange Reihe von Jahren hindurch hochbegabte Fürsten neben einander die bedeutendsten Throne Europa's inne hatten. — Karl V (1516–58), Franz I (1515–47), Heinrich VIII (1509–47), Soliman II (1520–66), ein stattliches Vierfürstenthum, reich an Leben und Kraft, Geist und Würde; im Hintergrunde dazu ein jugendlicher Held, schlau im Rathe, rasch zur That, Moritz von Sachsen, zu jenen als Matador im Spiele zu gesellen. Aber auch darin hat jene Zeit ein eigenthümliches Merkmal, daß bei der ungemeinen Aufgeregtheit des deutschen Volkes, welche die Anfänge der Reformation begleitete, und wiederum der vielfältigen Bedingung der letztern durch die gleichzeitigen Staatshändel, durch Franzosen und Osmanen, der politische Umtrieb und Verkehr der mächtigsten Fürsten Europa's den Geist der Reformation nicht in sich aufnahm, noch ihm sich anschloß. Die Politik der Fürsten schritt auf ihrer besondern Bahn fort. Dies war seit einem halben Jahrhunderte nicht die der Wahrheit, des Rechtes und sittlichen Adels. Von dem Papstthum, das die Autorität des Himmels zur Waffe genommen hatte, die Welt mit Blindheit zu schlagen, war der Handel mit Blendwerk übergegangen auf die Häupter weltlicher Staaten. Ludwig XI von Frankreich ward darin der Reihenführer, überboten aber durch Ferdinand den Katholischen von Spanien, der sich freudig rühmte, wenn ihm Betrug gegen andere Fürsten gelungen war; der Hauptsitz dieser Politik aber, wo es nicht bloß Gewinn durch Betrug galt,

sondern Betrug als ein Spiel zur Lust geübt wurde, war Italien, und hier Venedig die Mutter politischer Spürsamkeit und Ränkesucht. Durch die ethische Kraft der Reformation ward die gleichzeitige Politik nicht geläutert; wohl aber bekam sie durch Kaiser Karl, den Meister einer höhern und würdigern Staatskunst, als seine Großväter, Ferdinand und Kaiser Maximilian, geübt hatten, neue Spirngfedern.

Wie nun ist das Bild dieses vielgegliederten und stark bewegten Fürstenverkehrs aufzufassen, daß in der Mannigfaltigkeit die Einheit nicht verloren gehe? Wir stellen Karl V, wie sichs gebührt, in den Vorgrund, und bringen die übrigen Theilnehmer an dem bunten Wechselspiele der Welthändel nach ihren Beziehungen auf die Hauptperson auf die Bühne. Der Hauptabschnitte sind drei: Karls Aufgang, Höhestand, Niedergang, oder Lehrjahre, Meisterschaft und Ueberbietung. Zuvor aber werde Kunde gegeben von den handelnden Personen und ihrem Verhältnisse zu einander beim Beginn der Haupthandlung.

Karl V.

Karl, in Spanien der Erste, als Kaiser der Fünfte genannt, war den 24. Februar 1500 zu Gent geboren. Sein Vater Philipp von Oesterreich, Sohn Kaisers Maximilian, Erbherr von Burgund († 1506), seine Mutter Johanna von Castilien, Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabellens; väterliches Erbtheil die gesamten Niederlande nebst der Franche-Comté, Artois, Cambresis &c.; großväterliches die habsburgischen Besitzungen in Deutschland; Spanien nebst Neapel, Sicilien und Sardinien theils als Hinterlassenschaft seines Großvaters Ferdinand von Aragonien († 1516), theils als Besitzthum der wahnsinnigen Mutter in seiner Hand; dazu die Erstlinge der Entdeckungen in der neuen Welt, denen während seiner Regierung Mexiko, Peru &c. zugesellt wurden. Zu den Erbländern aber kam 1519 die deutsche Kaiserkrone.

Karl war stattlich und rüstig; die Lanze im Turnier und Ringelstechen zu führen verschmähte er nicht. Sein Wissen, Dank dem Unterricht des Bischofs Adrian von Utrecht (nachher Papstes Adrian VI) und des Herrn von Croy-Chievres, nicht gering; doch, als er 1516 zur Besitznahme der spanischen Krone gelangte, sein Vertrauen zu sich selbst gering; er schien sich noch unreif zu seyn; diesen Sinn legte er bei einem spanischen Turnier zur Schau; auf seinem Schilde war kein Feldzeichen, aber das Wort **nondum**. Die Rathschläge seiner Erzieher waren seine Richtschnur, eigenen Willens schien er zu ermangeln; Alles war bei ihm nach innen gekehrt, seine Rede spärlich, seine Haltung gemessen; im Äußern nichts von dem belgischen Ungestüm; spanische Grandezza und deutsche Bedächtigkeit schienen in ihm geeint; er konnte einem Standbilde von Marmor mit Goldschmuck verglichen werden. Bei seinem ersten Auftreten in Spanien noch nicht sein eigen, sondern abhängig von den selbsüchtigen Niederländern, die ihn dicht umdrängten, bewies er schnöde Undankbarkeit gegen den treuesten Diener der spanischen Krone, Cardinal Ximenez, dem der Schmerz über die Dienstentlassung das Herz brach.

Welchem von den verschiedenen Völkern, die er beherrschte, er volksthümlich angehören möge, wurde ihm erst späterhin klar; zu den Spaniern, deren Sitte und Einrichtungen er bei seinem ersten Aufenthalte in Spanien (1517 – 1520) gering achtete, von denen, in ihren Rechten vielfach gekränkt und dem Drucke niederländischer Beamten preisgegeben, die Castilianer bei seiner Abreise nach Deutschland sich empörten und nur durch eigene Uneinigkeit leicht wieder unterworfen wurden (1521), neigte sich sein Herz, als er im Jahre 1522 zu ihnen wiederkehrte; es ist, als habe er gefühlt, daß er hier viel gutzumachen habe. Gegen die niedergebeugten Aufrührer großmüthig und gnädig, buhlte er um die Volksgunst, bemühte sich, des mündlichen Ausdrucks in der spanischen Sprache mächtig zu werden, schonte die Eigenthümlichkeit und Vorurtheile der Spanier und ward bald Liebling des stolzen Volkes. Hier bildete er sich aus; von hier sah er sieben

Jahre den Welthändeln zu, und ohne Spanien zu verlassen übte er die große Fürstenkunst, Geist und Kraft großer Männer für sich zu gewinnen, sich selbst von ihrem Einflusse unabhängig, sie aber durch gütige Begegnung und reichlichen Lohn seinem Dienste treu zu erhalten. Geringe Versehen wurden nicht geachtet, unverdiente schwere Ungnade hatte keiner zu fürchten; kein Günstling durfte freveln, kein Buhlweib Anmaßung üben.

Deutschland kann nicht stolz auf ihn seyn, weniger noch auf seinen Sinn gegen deutsches Volksthum; es widerstand ihm. Der deutschen Sprache ward er nie ganz mächtig; er soll gesagt haben, sie passe zum Zuruf an die Pferde. An den Italienern liebte er die Klugheit, an den Belgen, seinen Landsleuten, haßte er den Trotz und das scharfe Feuer. Aber kalt war er selbst nicht; unter der Hülle der Majestät brannte die Leidenschaft der Ehrsucht; dies bekunden seine Handlungen; in trautem Gespräch mit seinen Getreuen öffnete er aber gern das Innere seines Herzens; aus seinem eignen Munde wissen wir, daß er auch den schönen Frauen hold und wohl bedacht war, durch Erhöhung äußerer Anmuth ihnen zu gefallen; er erzählte einst, wie er, um nicht den Neapolitanerinnen Anstoß zu geben, einzeln vorblickende greise Haare an den Schläfen sich ausgerupft habe. Aber selten gab er sich ganz zu erkennen durch Wort und That. Vorherrschend blieb durch sein ganzes Leben die Scheu vor Rückschritten; daher lange Ueberlegung mit tiefem Schweigen; aber feste, selbst hartnäckige, Beharrlichkeit bei einmal gefaßten Entschlüssen. Verstellung, die falschen Schein erkünstelt, übte er nicht; nur hielt er, um sich nicht bloßzugeben, zu oft seine wahre Gesinnung zurück; er ließ sich errathen; seine Ausdrücke waren nicht selten vieldeutig; wer falsch rieth, trug selbst die Schuld, und allerdings ließ er wohl zu seinem Vortheil geschehen, daß man ihn misverstand. Mit nichts aber hat er mehr ausgerichtet, als mit dem Scheine der Arglosigkeit und des Vertrauens zu Andern; er hatte zwar Glauben an menschliche Tugend, aber wenn er traute, und wohl selbst dabei sich bloß und in Gefahr gab, war dies mehr Ergebniß der Berech-

nung, als hochherzigen Sinnes; eigene Schickung, daß grade der, welchem er vom Herzen traute, Moritz von Sachsen, Arglist gegen ihn übte.

So war Karl, und den Schein der Mäßigung mindestens mußte er behaupten, wenn alles, was von ihm abhing, auch ihm anhangen sollte. Seine Macht bestand aus Bruchstücken; für Franz I war Frankreich wie ein einziger fester Demant; für Karl seine Länder gleich einem Mosaik verschiedenen Gesteins; der Halt und Kitt nur in seiner Person; nicht Einheit des Volksthums führten ihm Heere, Diener und Steuern zu. Aber auch bei den einzelnen Stämmen, deren gemeinsames Haupt er war, hatte er keineswegs den gesamten Grundstock der volksthümlichen Kraft zu seinem Gebote; nicht aus deren Wurzeln wuchsen seine Heere, sie wurden geworben, waren ohne Sold nicht zusammenzubringen, noch zusammenzuhalten. Dies traf freilich auch Karls Nebenbuhler, Franz I und Heinrich VIII; doch in minderem Maaße. Um Geldleistungen aber mußte Karl mühsam mit den Ständen seiner Erblande verhandeln; anders in den Niederlanden, anders in Spanien; Deutschland brachte ihm mehr Sorgen, als Einkünfte; Karl sagte, der Graf von Barcelona in ihm sey mehr werth, als der römische Kaiser. Ueberall, außer in den italienischen Landschaften, Beschränkung seiner Fürstengewalt; Vorstellungen, wenn er begehrte, ja Weigerungen; nirgends war er Herr im Lande. Und dennoch brachte er furchtbare Heere und Flotten zusammen, gewann die berühmtesten Feldherren und Seehelden für seinen Dienst, und oft, wenn die Heere ohne Sold waren, wirkte sein Name und das Vertrauen, daß sein Wille, Dienste zu lohnen, immer gut sey, und er Versäumtes nachzuholen nie vergesse.

Franz I.

Dagegen war Franz (geb. 1494) fast unumschränkter Herr im Lande und sein Volk Eins in sich und mit ihm. Auch er statt-

lich von Ansehen, breit von Brust und Schultern, gebräunt im Antlitz, muthiger Miene, in ritterlichen Künsten Meister; keinem Franzosen aber stand er nach in der Hitze der Gemüthswallung, in Federkraft und Schwung zu kriegerischen Großthaten, in ungestümem und rücksichtslosem Drange zum Ruhme im Waffenthum und in der Liebe zu schönen Frauen. Offen nnd liebreich gab er sich hin zu Wort und That; doch war sein letztes Wort nicht wie sein erstes; die Mark zwischen Ruhm und Ehre verschob sich nicht selten in seinem Gewissen; manches, was einem braven Manne nicht ziemt, mußte sich damit vertragen. Wiederum ging sein Vertrauen gegen Andere bis zur Sorglosigkeit, und diese, auf Rückzug und Deckung nicht bedacht, ward oft unbesonnen. Den Schaden davon trug mehrmals er selbst; öfter sein Land. Die Verwaltung lag im Argen; Franz verstand nicht, tüchtige Beamte zu wählen, noch die schlechten in ihrer Pflicht zu erhalten, oder die guten nach Verdienst zu ehren und zu lohnen. Leichter konnte es ihm gelingen, als Vater der klassischen Studien in Frankreich gepriesen zu werden; diese bedürfen ja nur der Ermunterung, nicht aber des auf Treue und Pflicht achtenden Herrenauges.

Franz erscheint durchaus als Vertreter des damaligen französischen Adels, der über der Masse des Volkes dergestalt hervorragte, daß dieses in seinem Stande der Erniedrigung und Gedrücktheit nur als trüber Hintergrund jener Glanzhülle sich darstellt. Der französische Adel hatte schon begonnen, sich im Sonnenschein der Hofgunst zu lagern; die Rechte der Stände waren niedergebeugt; es galt nur die Gunst des Königs; ihm zu gefallen, stürzten sie sich nicht bloß im Rausche heldenmüthiger Begeisterung in Schlacht und Tod; sondern, wie hier das Blut, so strömte im Hofgepränge Habe und Gut dahin; sie trugen, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, ihre Mühlen, Wälder und Wiesen auf dem Rücken zur Schau. Das Beispiel des Königs reizte zur Nachahmung, im Gebiete der Hülsen, wie des Kerns; als Franz im Jahre 1521 in einer zur Kurzweil angestellten Schein-Fehde durch einen Feuerbrand am Kopfe verwundet wurde und nun, wider bisherigen

Brauch, das Hauptthaar kurz scheeren und den Bart lang wachsen ließ, ward dies Mode durch ganz Frankreich; nur das Parlament verbot seinen Räthen und die Universität den Professoren, den Bart lang zu tragen.

Neben Franz stand als Mitgenossin der Herrschaft seine Mutter, Luise von Savoyen, verwittwete Herzogin von Angouleme; ränkevoll, wie die Sultaninnen eines Harems und nicht minder grausam; gleich einem bösen Dämon für Frankreich. Für ihren Sohn war sie zwar gleich einem Ableiter böser Säfte; für solche hatte nehmlich sie die größere Anziehungskraft; die bessern zogen sich zu Franz hin; doch zum Unheil für diesen und das Land konnten sie, durch Luisens Einfluß gestört, nicht reichlich genug sich sammeln und dauernd wirksam werden. — An der Spitze des französischen Kriegsadels stand der Connetable von Bourbon, dem Königshause blutsverwandt, von den glänzendsten Eigenschaften, so tapfer und hochfahrend, als schön, gefeiert als Held des Tages von Marignano (13. September 1515), wo die bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Schweizer in offener Feldschlacht besiegt und Mailand für Frankreich gewonnen worden war. — Minder hoch gestellt, als er, aber nicht minder ehren- und ruhmreich war Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel", dessen Tugenden in rein historischem Lichte leuchten und von dem Wesen des echten Ritterthums gediegeneres Zeugniß geben, als die Romane von den Thaten der Ritterschaft des Mittelalters. Seine Freunde schauten auf ihn mit Stolz und Liebe, die Feinde mit Furcht und Achtung. — Dagegen war Franzens Hofburg erfüllt mit windigen Flatterlingen, die unter dem Pannier Luisens aufwucherten und durch sie in Aemter geschoben wurden, von deren Verwaltung Wohl und Weh des Staates abhing. Franz wehrte dem Gezüchte nicht.

Heinrich VIII.

Früher als beide hatte den Thron bestiegen Heinrich VIII von England (geb. 1491). Jüngerer Sohn Heinrichs VII war er von seinem Vater zu theologischen Studien angehalten worden; den Thron sollte der ältere, Arthur, erben, Heinrich als Erzbischof von Canterbury oder York zur Stütze des Throns dienen. Arthur starb vor dem Vater, Heinrich nahm dessen Wittwe, Katharina von Aragonien, jüngere Schwester von Karls V Mutter, zur Gemahlin und ward im Jahre 1509 Nachfolger seines Vaters auf dem Thron. Gelehrsamkeit kann wol nie eigentlich unfürstliche Ausstattung heißen; doch brachte Heinrich der Theologie mehr als der Frömmigkeit mit zur Regierung und das hat keine guten Früchte getragen. Minder bedenklich waren seine Musikstudien und Tonsetzung, aus der etwa nur das Misbehagen der Orchester und Zuhörer, klanglose Satzungen des Königs spielen und hören zu müssen, hervorging. Die äußere Ausstattung Heinrichs war königlich; die Gestalt groß und voll, mit dem Ausdrucke der Kräftigkeit; das Antlitz schön und heiter; die Gliederung gewandt durch fleißige Uebung in jeglichem ritterlichen Spiele jener Zeit.

Sorge um seinen fürstlichen Beruf zur Regierung des Landes drückte Heinrich nicht; deren überhob ihn sein Günstling Wolsey; Heinrichs Tage vergingen in Scherz und Spiel; Ringelstechen, Falkenjagd und Mummenschanz, ein Fest jagte das andere; bei allen der König das Kleinod durch augenverblendenden Schmuck, den die reich gefüllten Truhen des Vaters lieferten und die persönliche Eitelkeit des Königs gar gern zur Schau legte, und durch trauten leutseligen Verkehr mit dem Volke, wobei er gar nicht bedacht schien, der königlichen Würde zu wahren, sondern sich ganz nach Lust und Laune gehen ließ und dafür von dem entzückten Volke auf den Händen getragen wurde. Zugleich war Heinrich eine Reihe von Jahren hindurch liebevoller und freundlicher Gemahl gegen Katharina, die an Jahren älter, als er, und mit Beweglichkeit und Anmuth des Geistes nicht reich ausge-

stattet war. So verbrachte Heinrich fast zwei Jahrzehnde; Wolsey als Regent, Heinrich als Festgeber des Landes; die bösen Eigenschaften Heinrichs lagen wie im Schlummer, und Wolsey kann darum, daß er, wenn auch absichtslos, sie hinderte, sich zu entwickeln, Wohlthäter Englands wider Willen genannt werden. Zwei Tyrannen auf einmal hätte das Land schwerlich tragen können.

Wolsey's Ansehen und Geltung bei Heinrich VIII war zum Theil Erbstück aus Heinrichs VII Regierung; schon unter diesem hatte Wolsey hochgestanden. Eines Fleischers Sohn, war er schon als junger Geistlicher, durch Fleiß, Wissen und Gewandtheit ausgezeichnet, von seinen Obern hervorgezogen, an Heinrich VII empfohlen und von diesem zuletzt auch zu Staatsgeschäften gebraucht worden. Einst zu einem solchen nach Brüssel gesandt, richtete er seinen Auftrag in der unglaublich scheinenden Zeit von drei Tagen aus; als er vor dem Könige erschien, ward dieser unwillig, im Wahne, er habe die Reise noch nicht angetreten, und eines Andern belehrt, haderte er über deren Schnelligkeit, denn er habe einen Auftrag nachgesandt; Wolsey aber hatte diesen Mangel in seiner Botschaftsweisung bemerkt und auf eigene Gefahr gutgemacht. Solche Thätigkeit und Geschicklichkeit bewies Wolsey auch nachher in König Heinrichs VIII Dienste, und das in ihn gesetzte Vertrauen war in dieser Richtung wohl begründet. Zu seiner Klugheit und Gelehrsamkeit, seiner Arbeitslust und Geschäftskenntniß, gesellte sich aber auch, was nicht bloß zur Erlangung der Frauengunst von Gewicht, äußere Stattlichkeit, Wohlklang der Stimme, Gefälligkeit, Würde und Anstand des Benehmens. Er war der Mann, eben so der Person des Königs im traulichen und Hofverkehr, als dem Herrn des Staates in Besorgung der Staatsgeschäfte zu gefallen. Seine Geltung und Gunst bei Heinrich VIII war auch in der That so außerordentlich, daß man glaubte, er habe diesen bezaubert. So stieg er denn auf zur Würde eines Erzbischofes von York, Großsiegelbewahrers, und, da päpstliche Gunst sich zur königlichen gesellte, Cardinals und päpstlichen Legaten; seine Einkünfte kamen denen des Königs beinahe gleich;

die Pracht seines Hofstaats war königlich, Lords und Ritter waren Thürsteher bei ihm, der Kämmerer hatte er vierzig, sein Oberkoch ging in Sammet und Seide, mit goldner Halskette geschmückt, sein Gefolge bestand aus mehren Hunderten reichgeschmückter Reisigen.

Wo der Einzelne in solcher königlichen Gunst schwelgt, kann der Zustand des öffentlichen Wesens nicht gedeihlich seyn. Das englische Volk war damals schlecht vertreten. Nach den Kriegen der beiden Rosen war es im Zustande völliger Erschöpftheit unter die Zwingruthe des habgierigen und grausamen Heinrichs VII gesunken. Er bereitete der Despotie ein Rüstzeug von der Art, wie die Inquisition für seinen Zeitgenossen Ferdinand den Katholischen — die Sternkammer; das Parlament kroch im Staube. Unter Heinrich VIII selten versammelt, widerstand es noch seltener, mit Erfolg nie; es geschah einst, daß der König den Sprecher des Parlaments rufen ließ und zu ihm sprach: Wird mein Antrag durchgehen? Laß morgen meinen Antrag durchgehen oder dein Kopf fliegt herab. Nicht immer gab Heinrich sich die Mühe einer Verhandlung mit dem Parlament; ein Rath vom Rechtsgelehrten hatte ihm erklärt, er könne nehmen, was er wolle, und darin that er zuweilen nach dem Worte. Lehrer und Führer Heinrichs darin war aber vor Allen Wolsey; und was Wolsey in seiner Stellung zu diesem von seiner Selbständigkeit einbüßte, suchte er durch Niederdrückung der Großen des Reiches wiederzugewinnen. Er brachte durch die schändlichsten Ränke den ihm verhaßten Buckingham, einen freimüthigen Ehrenmann, aufs Blutgerüst: des Volkes Stimme war damals, eines Fleischers Sohn müsse wol Freude am Blutvergießen haben. Heinrichs Blutgier war noch zum größten Theil verhüllt; freilich war sie schon rege gegen Alle die, welche durch Geburt der Krone nahe standen; doch so lange die Jugendfülle strotzte, ging er der Lust nach; das Gefühl, Herr im Lande zu seyn, ließ den Argwohn und das Brüten auf Verderbung der Mißfälligen selten aufkommen.

Soliman.

Soliman, genannt der Große, der Prächtige, auch der Gesetzgeber, trat unter den genannten Fürsten zuletzt (1520) auf die politische Bühne, blieb aber länger, als die übrigen auf ihr (-1566). Er ist der letzte der osmanischen Sultane, die mit der Fahne Muhameds Heere ins Feld führten und die Christenheit in Schrecken und Graus setzten. Sein Sinn war nicht menschlicher, als der eines Bajazeth I oder Muhamed II; auch unter ihm galt das Sprichwort, daß, wohin der Huf türkischer Rosse gelange, kein Gras wachse; erobern und verwüsten gingen bei ihm stets Hand in Hand; die Brandfackel leuchtete voran; der edlere Beruf, den Staat auszubauen, ahnete er nicht. Blut und Zins das Feldgeschrei; der Genuß davon das Gepränge in Gewändern, Waffen, Roßgeschirr, in Gold, Edelstein und Perlen, mit einem Gefolge reich geschmückter Trabanten, das Schwelgen in Lüsten und Festen des Harems. Hier aber bereitete dem brutalen Gewaltherrn durch Schmeichelei und Trotz Fesseln eine Russin Roxelane; sie ward zur Sultanin erhoben, ward zur Furie für Solimans Nachkommenschaft und Verderberin seines Vatergefühls.

Solimans Macht reichte über drei Welttheile hin; vom Euphrat und Kaukasus über Aegypten bis Algier und längs der Donau bis zur deutschen Grenze, nördlich bis zur Krimm; blinder Gehorsam ihr Kitt; Sklaven alle Bewohner seines Gebietes; jeglicher Besitz, jeglicher Genuß nur aus Gnade des Sultans vergönnt; die furchtbare Glaubensschwärmerei der Muselmänner ihre Triebkraft; der Eifer der Muselmänner zum Kriege, entflammt durch Muhamed, ward unterhalten durch Beutegier und Mordlust und bei den Osmanen erhöht durch Solimans fanatischen Aufruf: „die Posaune des heiligen Krieges.“ Der Kern der Kriegsmacht waren die Janitscharen, eine Heerschaar, gebildet aus Christenkindern, die, gleich einem Menschenzehnten, von der Jugend zwischen dem siebenten und den Jahren der Mannbarkeit jährlich ausgehoben,

oder durch Menschenraub im Kriege der Pforte zugebracht, und zum Islam und Kriegshandwerk erzogen wurden, unter mönchischer Zucht lebten und nur im Feldlager sich einer Milderung ihrer harten und strengen Lebensweise zu erfreuen hatten. Ferner die Sipahi's, Lehnsreiter, von denen manche auf ihren trefflichen Rossen wie angenagelt und mit ihnen dahinfliegend die Eisenkeule vor sich hinwarfen und im Fluge wieder aufzufangen vermogten. Das Schrecken christlicher Länder aber waren vor Allen die wilden Schaaren der Renner und Brenner, die die Ortschaften in Asche legten und die Bevölkerung fortschleppten.

Politische Verhältnisse.

Nun ein Blick auf die Verhältnisse, in denen bei Karls V Thronbesteigung die europäischen Groß-Mächte zu einander standen. Heinrich VIII und Wolsey waren immerfort gleich geneigt, an den politischen Händeln des Festlandes Theil zu nehmen und Heinrich hatte bei der Belagerung von Terouenne und in der Sporenschlacht bei Guinegate (1513) persönlich sich im Kriege gegen Franzens Vorgänger, Ludwig XII, versucht; noch war Calais, das nördliche Küstenthor zu Frankreich, in englischem Besitz. Der Stern des Kriegsruhms im Abendlande war aber Franz seit der Schlacht bei Marignano; auch machte er Ansprüche, es zu seyn und war bereit, den Fehdehandschuh aufzunehmen, auch wohl, ihn auszuwerfen. Zündstoff zum Kriege zwischen ihm und Karl war reichlich vorhanden; noch war in Frankreich nicht verschmerzt, daß Ferdinand, Karls Großvater, Neapel und Navarra an sich gerissen hatte; in Franzens Seele aber kochte Eifersucht gegen den neben ihm auftauchenden jungen Nebenbuhler; sie ward zur Gluth, als Karl die Kaiserkrone, nach der Franz eifrigst gestrebt, erlangt hatte. Als geborne Feinde aber standen einander gegenüber der Sultan als weltlicher und geistlicher Oberhirt der Muselmänner, und Kaiser und Papst als

Oberhaupter der Christenheit. Mehrmals schon hatten Päpste wider die Osmanen das Kreuz gepredigt; aber solche Hebel brachten in Karls Zeit keine Heeresmacht mehr auf. Solimans Sinn richtete mehre Jahre hindurch sich nur auf die Grenzlandschaften, Ungarn und die Inseln des Archipels, namentlich Rhodus, wo damals noch die Johanniter, geschworne Feinde des Islam; weiter umfassend wurden seine Entwürfe, seitdem der Corsar Barbarossa Führer seiner Flotten und Franz I sein Bündner wurde. Im Getümmel der abendländischen Staatshändel befand der Papst meistentheils sich außer dem Kreise seines kirchlichen Waltens; er theilte politische Umtriebe, Ränke und Schickungen.

Bei Reibungen zwischen Frankreich war am nächsten zur Theilnahme angewiesen England. Nun aber sah Heinrich VIII sich auch für den Schiedsrichter Europa's an; in welche Wagschale Englands Gewicht fallen sollte, entschied natürlich Wolsey. Das erkannten Franz und Karl. Schon von Gent aus, vor der Abreise nach Spanien, 8. Juny 1517, schickte Karl an Wolsey eine jährlich zu wiederholende Zahlung von 3000 Pfund Sterling; auf der Reise von Spanien nach Deutschland kam er, 26. May 1520, selbst nach England; hier zuerst versuchte er sein Klugheit in Behandlung und Gewinnung der Menschen. Jedoch war schon eine Zusammenkunft zwischen Heinrich und Franz verabredet, und diese konnte Karl nicht hindern. Die beiden Fürsten sahen einander im Junius 1520 an der Nordküste Frankreichs zwischen Ardres und Guines; vierzehn Tage lang legten sie und ihr Adel zur Schau, was von ritterlicher Hoffärtigkeit und Galanterie in ihrem Sinne, von Gewandtheit in ihren Gliedern und von Pracht und Schmuck in ihrem Besitze war; daher der Name jenes Lustlagers Camp du drap d'or. Franz warf gleich anfangs Hofbrauch und Formen argwöhnischer Hut von sich, und besuchte Heinrich eines Morgens, als dieser sich noch im Bette befand; es kam zum vertraulichsten Verkehr für alle folgende Tage. Heinrich war entzückt; die muntere Laune

stieg ihm zu Häupten und prickelte ihm in den Muskeln, ihm schien es köstlich sich mit Franz im Ringen zu versuchen; plötzlich packte er ihn am Kragen und rief: Mein Bruder, ich muß mit dir ringen; aber bald warf der gewandtere Franz ihn hart zu Boden, und dies hat Heinrich ihm nie vergessen. Franz erntete nicht die gehoffte Frucht von dieser Zusammenkunft; Karl gewann Wolsey durch Fingerzeige auf den Weg zum päpstlichen Stuhle, und wischte durch eine Zusammenkunft mit Heinrich im Jahre 1522 die lieblichen Eindrücke jenes Goldlagers auf längere Zeit aus. Heinrich schloß einen Bund mit ihm; doch hat die Kriegsgeschichte der nächstfolgenden Zeit keine Heldenthaten der Engländer zu berichten.

I. Karls Aufgang.

Erster Krieg zwischen Karl und Franz.

Karl begab sich im Jahre 1522 nach Spanien; zwei Kriegen gegen Franz sah er aus der Ferne zu, ohne persönlich daran theilzunehmen; Franz dagegen sehen wir mitten im Getümmel. Schon im Jahre 1521 hatte er losgeschlagen. Zu der Bestürmung von Pampelona durch die Franzosen gesellte sich die überaus folgenreiche Schickung, daß Ignatius von Loyola dort verwundet und vom Krieger zum Schwärmer und Stifter des Jesuiterordens wurde. Der Hauptschauplatz der beiden ersten Kriege war Italien und hier Mailand der Zankapfel.

In Italien stellten sich zu Karls Dienste die erfahrensten der italienischen Feldhauptleute (Condottieri) Prospero Colonna und Pescara; in Deutschland aber der edle Franz von Sickingen, der wohl im Stande war, zehntausend Mann auf eigene Kosten zusammenzubringen. Aber eine noch anziehendere Kraft, wenn es galt, Söldner zur Fahne zu rufen, hatte

Georg von Frundsberg, Herr von Mindelheim, Ritter durch Kaiser Maximilian und dessen Getreuer im Schweizerkriege 1499 und in den italienischen Kriegen; so fromm als tapfer und so beredt als handfest; vor dem Treffen ließ er niederknien und beten; oft sammelte er die wilden, gährenden Schaaren um sich zu einem Ringe und sprach dann, ermunternd, öfter beruhigend, wie ein Vater zu seinen Kindern. „Viel Feind viel Ehr" war sein Spruch. Die deutschen Landsknechte, seit Maximilians Zeit berühmt und mit Schweizern und Janitscharen um die Kriegsehre des besten Fußvolks von Europa ringend, waren hauptsächlich durch Frundsberg zu Geltung und Ruhm gekommen. Außer deutschen Landsknechten hatte Karl aber eine zweite gefürchtete Masse, die spanischen Hakenschützen. Die einen, wie die andern zu haben bedurfte es nur Geldes; Karl leistete, was er konnte.

Der erste, fünfjährige Krieg, 1521–1525, ward zu einer Reihe glänzender Gewinnste für Karl; Franz verlor Heere, Feldherren und zuletzt die Freiheit. Auf Luisen lastete die Schuld manches dieser Misgeschicke; im Jahre 1521 unterschlug sie die zur Besoldung des Heers bestimmten Gelder aus Habgier und aus Haß gegen den Feldherrn Lautrec; sie gesellte aber noch eine Unthat hinzu; mehre Jahre nachher (1527) brachte sie den Intendanten Semblançay, der dem Könige von der Veruntreuung seiner Gelder Kunde gegeben hatte, aufs Hochgericht, als habe er Geld entwendet. Franz aber mußte schon im Anfange des Krieges Kirchensilber zu Gelde prägen lassen und verderbte dazu mehr und mehr die Staatsverwaltung durch Verkauf von Staatsämtern. Mailand ging ihm 1521 verloren; mit der Stadt gewann Karl einen überaus schlauen Mann, den Kanzler Morone. An der nördlichen Grenze Frankreichs versuchten sich gegen einander die beiden edelsten Ritter jener Zeit, Bayard und Sickingen; dieser belagerte, jener vertheidigte Mezieres. Der Franzose war schlauer; er säete durch ein trügliches Schreiben in Sickingens Seele Argwohn gegen dessen Mitfeldherrn; so ward Mezieres gerettet. An

eben der Grenze kämpfte Frundsberg im Jahre 1521; Held des Tages wurde dieser aber in der Schlacht bei Bicocca des Jahres 1522, wo die Schweizer in Franzens Solde eine Niederlage erlitten. Doch gering war dieser Verlust gegen den, welchen Luise ihrem Sohne bereitete.

Luise, auch im Herbste des Lebens noch in Buhlschaften verkehrend, war von der zärtlichsten Neigung zu dem Kronfeldherrn Bourbon erfüllt gewesen, hatte aber zur Erwiederung Kälte und Hohn gefunden. Nun sollte er zu Grunde gerichtet werden. Zunächst wurden ihm seine Jahrgelder vorenthalten; er aber vermehrte seinen Aufwand; da mußte der Kanzler du Prat einen Rechtshandel gegen ihn anstiften, der ihn um seine Güter zu bringen drohte; die Wege des französischen Rechtes waren damals labyrinthisch und der Faden des Gesetzes darin nicht leicht zu finden. Bourbon kannte seine Feindin genau; selbst seine Person war nicht mehr sicher: nun aber ward das böse Getriebe der Rachlust in ihm rege; er bot Karl seine Dienste an, und, freundlichen Willkommens gewiß, entwich er zum kaiserlichen Heere nach Italien 1523. So büßte Franz seinen trefflichsten Feldherrn ein, den trefflichsten Ritter, Bayard, raubte ihm der Tod im Jahre 1524. Beim Abzuge der Franzosen aus Italien ward er, der Hinterhut gegen die nachdringenden Feinde vorgesetzt, tödlich verwundet; noch im Sterben ward er von seinen Feinden geehrt und den landflüchtigen Bourbon gegenüber ernster Mahner an Vaterlandspflicht.

Als nun Karls Heer in die Provence eingedrungen und vor Marseille gelagert war, rüstete sich Franz, selbst ein Heer nach Italien zu führen, wo seiner Mutter Liebling, der glatte und matte Bonnivet nichts auszurichten vermogt hatte. Die Kaiserlichen wurden bald durch Hunger zum Rückzuge aus der Provence genöthigt; Franz aber erschien noch im Jahre 1524 mit einem ausgesuchten Heere in Italien; mit ihm Bonnivet, voll Sehnsucht nach Mailand, wo eine Schöne seine Sinne verstrickt hatte. Franz war voll kriegerischen Eifers und Ungestüms; sein

Sinn stand auf Mailand; Bonnivet steigerte Hoffnung und Begier in ihm. Des Kaisers Feldherren, Lannoy, Pescara und Bourbon, waren ohne Geld, das Heer aber deshalb schon einmal mit dem damals gewöhnlichen Geschrei unbezahlter Söldnerschaaren: „Geld, Abschied oder Schlacht" in Aufruhr gewesen, ganz Oberitalien erschöpft und durch keine Erpressung mehr Sold aufzubringen. Zwar wußten sie das Ehrgefühl der Söldner zu wecken, daß diese zusammenblieben, doch im Felde konnten sie sich nicht halten, selbst Mailand nicht behaupten; mit Mühe retteten sie sich aus einem Thore, als Franz in das andere eindrang. An Pasquino's Säule in Rom ward gefragt, wo im Gebirge sich das kaiserliche Heer verloren habe? Die Feldherren aber riefen, wenn gleich noch immer ohne Geld, neue Mannschaft zu des Kaisers Fahnen. Franz bedrängte im Anfange des Jahres 1525 Pavia, um die Eroberung der Lombardei zu vollenden. Hier aber ging sein Stern unter. Schon hatte er im Vertrauen auf Bündnisse mit dem Papste und Florenz eine Heerschaar zur Eroberung Neapels ausgesandt, als Bourbon und Frundsberg, den Bourbon als Vater ehrte, mit zwölftausend deutschen Landsknechten zu den Trümmern des kaiserlichen Heeres stießen und dieses nun, von Hunger und Beutelust getrieben, — denn noch immer gab es keinen Sold — zum Angriffe aufbrach. Franzens Kriegsrath stimmte bei der Kunde vom Anzuge des Feindes für Aufhebung der Belagerung Pavia's; Franz aber, mehr Ritter als Feldherr, hörte auf Bonnivets Wort, es sey der königlichen Ehre zuwider, vom Platze zu weichen, und stellte sein Heer zur Schlacht. In diesem sah man Gendarmes, eine Reiterei aus der Blüthe des französischen Adels, Fußvolk aus der Schweiz, daneben die schwarzen Fahnen, eine gefürchtete Schaar deutscher Landsknechte und einen furchtbaren Zug groben Geschützes. Gegen dieses Heer führten des Kaisers Feldherren eine größere Zahl deutscher Landsknechte, die, trotz der Söldnerei, doch von vaterländischem Ingrimm gegen die schwarzen Fahnen erfüllt waren, behende spanische Hakenschützen, bewaffnet mit einer neuen Art Feuergewehr und geübt zum sichertreffenden Schuß und zu rascher Sammlung und Zerstreuung

ihrer Schaaren, — die ersten Tirailleurs der neuern Geschichte — und endlich mehre tausend Italiener.

An Karls Geburtstage, 24. Februar 1525, ward bei Pavia geschlagen. Die Landsknechte von Karls Heere stürzten auf die schwarzen Banden ein; der letztern Anführer, Langenmantel von Augsburg, forderte Frundsberg zum Zweikampfe, aber die ergrimmten Landsknechte ließen es dazu nicht kommen und schlugen den Führer der Vaterlandsverläugner zu Boden. König Franz warf sich mit der Reiterei auf die Feinde; lange hielt er noch den Kampf aufrecht, als die feindlichen Schaaren schon das Feld gewonnen hatten; im dichtesten Gedränge fechtend, ward er verwundet, vom Pferde geworfen und gefangen. Die gemeinen Krieger um ihn her wollten ein Andenken haben; sie rissen an Rüstung und Waffenrock des gefangenen Königs; ritterlichen Sinn aber bewies der Feldherr Lannoy gegen ihn. Franzens Schwert kam als Ehrengeschenk an Frundsberg. Die schwarzen Banden wurden bis auf den letzten Mann niedergehauen, das französische Heer gänzlich zerstreut. Nach vierzehn Tagen war durch ganz Italien kein Franzose mehr in Waffen. Franz aber schrieb seiner Mutter, daß Alles, nur nicht die Ehre, verloren sey.

Solchen Gewinn hatte Karl nicht erwartet; die Mäßigung seiner Freude mag ihm nicht leicht geworden seyn; doch blieb er Herr über Blick und Wort. Auch war viel zu thun übrig. Karls Heer wurde meuterisch; alle Deutschen und Italiener mußten entlassen werden; Frankreich sah keinen Feind auf seinem Boden; auch that Luise als Regentin das Mal mit Eifer, was zu thun war. Heinrich VIII und Wolsey hatten nur aufs erste Wort zur Sühne mit Frankreich gelauert. Zwei Male war Papstwahl gewesen und Wolsey nicht Papst geworden; Karl deshalb der Sterbliche, den er am meisten haßte, um so mehr, da er noch gute Miene zum bösen Spiele machen mußte. Heinrich begehrte von Karl des gefangenen Königs Auslieferung an ihn als den Schiedsrichter des Streites; Karls Ton gegen ihn war nicht minder hoch gehalten; Heinrich schloß Waffenstillstand mit Frankreich.

Karls Forderungen an Franz waren hart, und beleidigend das Begehren, daß für Bourbon ein eigenes Königreich aus der Provence und Dauphiné solle gebildet werden. Franz erklärte, eher wolle er lebenslang Gefangener seyn, und begehrte, nach Spanien hinübergeführt zu werden; er hoffte Frucht vom persönlichen Verkehr mit Karl. Auf der Seefahrt nach Spanien trieb ihn ein Sturm hart an die französische Küste; diese so zu schauen, war vielleicht die härteste Prüfung seines königlichen Stolzes. Madrid wurde Franzens Aufenthalt. Unköniglich und unweise war Karls Gebot, den Gefangenen in harter Haft zu halten; so pressen Corsaren und Banditen ihren Gefangenen das Lösegeld ab. Franz erkrankte vor innerem, nagendem Grimm. Jetzt erst, wo für Karl der ganze Gewinn, der von dem Besitze der Person seines Gegners zu hoffen war, auf dem Spiele stand, besuchte ihn Karl, und seine Milde und Theilnahme weckte in Franzens wundem Herzen die lebhaftesten Hoffnungen. Doch trat bald neue Spannung und Erbitterung ein; Franz erklärte zuletzt, er wolle seine Regierung niederlegen; daraus neue Sorge für Karl. So kam denn, 14. Januar 1526, der Friede zu Madrid zu Stande. Franz gab auf alle Ansprüche an italienische Länder, an die Oberhoheit über Flandern und Artois; das Herzogthum Burgund sollte an Karl kommen; zur nächsten Verbürgung stellte Franz zwei Söhne als Geißeln, zu künftiger Befreundung sollte Eleonore, Karls Schwester, seine Gemahlin werden.

Der Friede stand auf dem Papiere, nicht in Franzens Herzen. Noch gab es damals keinen Jesuiterorden, aber seine Tücke alt, wie die Welt; auch Franz verschmähte sie nicht. Einige Stunden vor Unterzeichnung des Friedens hatte er mehre französische Große bei sich versammelt und in ihrer Gegenwart eine schriftliche Verwahrung gegen Alles, was er geloben und unterzeichnen würde, ausgestellt. Dergleichen hat Karl nie gethan. Franz ritt der Heimath zu; auf französischem Boden angelangt, schwenkte er den Hut und rief: Ich bin noch König! Seine Gelöbnisse zerrannen. Dem spanischen Gesandten, der an Erfül-

lung der Friedensbedingungen mahnte, ward die Antwort, erst müsse das Parlament befragt werden. Wann fehlen dem Wortbrüchigen Ausflüchte? Schlechter aber noch als dieses und empörend ist die Art, wie Franz den Schein für sich zu gewinnen suchte: Papst Clemens VII, aus dem Hause der Medici, löste ihn von seinem Eide! So hatten die Päpste oft gethan; dies das unverkennbare Siegel des Fürstenthums der Lüge und des Hohns gegen Wahrheit, Treue und Glauben; von allen Sündenlasten des Papstthums die schwerste; denn welches Recht kann auf Erden sich behaupten, wenn solche Lösung vom Eidschwure gilt? Das Mal folgte die Nemesis dem Frevel auf dem Fuße nach.

Zweiter Krieg. Die Kaiserlichen in Rom. Doria.

Der zweite Krieg brach aus. Mit Franz waren verbündet der Papst, Heinrich VIII und der Freistaat Venedig; von der Theilnahme des Papstes nannte der Bund sich heilig. Auf des Papstes öffentliches Schreiben gab Karl eine würdevolle Antwort und sprach außerdem in einer Staatsschrift seine Entrüstung über des französischen Königs Meineid aus. Die öffentliche Meinung war für ihn und der Bund seiner Gegner in der That wie durch den Fluch des Meineids gelähmt. Auf Karls Heer aber drückte der Mangel und daraus gingen die unmenschlichsten Frevel der Soldaten hervor; in Mailand preßten sie unter qualvollen Mishandlungen den unglücklichen Bewohnern den letzten Pfennig ab. Jetzt führte Georg von Frundsberg zwölftausend deutsche Landsknechte heran. Er hatte Geld geborgt zur Werbung, seiner Frau Geschmeide und Kleinodien versetzt, seine Güter verpfändet; eben so hatten seine Hauptleute Geld vorgeschossen. Sechstausend Spanier kamen dazu; aber immer noch kein Geld. Bourbon, der Oberbefehlshaber, hatte für sein Leben zu fürchten; Oberitalien zitterte vor dem Ausbruche einer Meuterei der sold- und zuchtlo-

sen Banden: da faßte Bourbon einen verzweifelten Entschluß: Roms Schätze sollten dem Heere Befriedigung schaffen, und zugleich den, der Franzens Wortbrüchigkeit gutgeheißen, verdiente Strafe treffen; dem dringendsten Bedarfe half er ab durch Verkauf seines Silbergeschirrs. Fünfundzwanzigtausend Mann, meistens Deutsche und Spanier, zogen ohne Geld und Lebensmittel, ja ohne Geschütz, gen Rom; Niemand aber, außer Bourbon, wußte das Ziel. Feinde waren ringsum; ein Heer derselben zog zur Seite Bourbons; die großen Städte Piacenza, Bologna und Florenz waren gegen Angriffe gedeckt; das platte Land mußte den Soldaten nähren; es ward ausgesogen, und Verwüstung bezeichnete den Marsch des kaiserlichen Heeres. Bourbon erlaubte jeglichen Frevel, und theilte alle Beschwerden der murrenden Krieger: dennoch brach ein wilder Aufruhr derselben, zuerst der Spanier, aus. Bourbon hatte Mühe, sein Leben zu retten; er floh in Frundsbergs Stall und versteckte sich hier unter dem Stroh. Freundsberg aber ließ seine Landsknechte in einen Ring treten und redete in seiner väterlichen Weise zu ihnen. Umsonst; sie streckten die Spieße nieder und schrien wüthend: Geld, Geld! Da überwältigte den alten wackern Kriegsmann das bittere Gefühl, die Rede verging ihm, er mußte sich auf eine Trommel niedersetzen und ward krank vom Platze weggetragen. Das bewegte die Herzen der rohen Krieger; sie ließen ab von ihren Forderungen und gaben der Hoffnung baldiger reicher Ernte Raum. Georg von Frundsberg konnte zu ihnen nicht zurückkehren; nach jahrelangem Siechen schied er dahin. So waren damals die Söldner der schlimmste Feind der Feldherren in ihren eigenen Heeren.

Nach fast zweimonatlichem Marsche stand Bourbons Heer den 5. May 1527 vor Rom. Spät erst hatte Clemens VII sich überzeugt, daß der Zug gegen ihn sich richte, seine Wehranstalten waren so schlecht, als eilig. Immerfort hieß in jener Zeit päpstliches Kriegsvolk infamia di milizia; die Schweizergarde allein war zuverlässig, das Uebrige Gesindel. Das Mal wurden die Schleppenträger der Cardinäle und ähnliche Mannschaft zu

den Waffen gerufen. Doch eilte auch mancher kampflustige Bürger Roms auf die Wälle; unter ihnen Benvenuto Cellini, der kunstreiche Gold = und Silberarbeiter. Bourbon theilte sein Heer nach der Stammbürtigkeit in drei Schaaren, die deutsche, spanische und italienische. Am sechsten May mit Anbruch des Tages unter dichtem Nebel erhoben sich die Massen; Bourbon in glänzender Rüstung mit schimmerndem Waffenrocke über dem Panzer schritt voran zum Mauersturme. Er ward eins der ersten Opfer, von einer Kugel, wahrscheinlich aus Benvenuto Cellini's Handrohr, getroffen. Seine Krieger ließen nicht ab vom Sturme und bald war Rom gewonnen, der Papst aber in der Engelsburg eingeschlossen. Wie nun in Rom von den ergrimmten Schaaren, die kein Führer im Zaume hielt, gehaust worden sey, das kann die Phantasie aus hundert Beispielen mit Sturm genommener Städte sich zusammensetzen; beispiellos aber sind die Graüel, die darauf zehn Monate lang von dem ganz sich selbst überlassenen brutalen Kriegsvolke geübt wurden. Ein Heer, von Franz unterhalten, geführt von dem Herzoge von Urbino, kam bald nach der Einnahme Roms heran; aber der Herzog, Erbfeind des mediceischen Hauses, that nichts zur Erlösung der unglückseligen Stadt. Hier wurde die Furie des protestantischen deutschen Landsknechtes, der mit Plumpheit und Völlerei Hohn und Spott gegen das Papstthum und dessen Würdenträger mischte, mit Rock und Hut der Cardinäle und Bischöfe auf deren Eseln einherritt, deren Inhaber, die Hände auf dem Rücken gebunden, vor sich her trieb, unter den Mauern der Engelsburg eine Papstwahl hielt, und Luther zum Papst ausrief, Reliquien (Holz vom Kreuze, Dornen aus der Marterkrone Christi, die Haüpter der Apostel, Petrus, Paulus, Andreas u. dergl.) zum Spielwerke machte, bei weitem überboten durch die teuflische Grausamkeit der geld = und wollustgierigen Spanier und Italiener. Die ganze Bevölkerung Roms lag auf der Marterbank unter zwanzigtausend Peinigern. Kinder und Weiber sprangen aus den Fenstern; Winseln und Geheul hörte man durch alle Haüser; manche Gefangenen mußten die heimlichen

Gemächer aufwühlen, weil ihre Peiniger glaubten, sie hätten Geld da versteckt, andere die ihnen abgeschnittenen Ohren und Nasen geröstet essen. Die Beute der Krieger war ansehnlich; gemeine Landsknechte gingen in Sammet und Seide, mit goldnen Halsketten und Armbändern geschmückt; einzelne Hauptleute wurden steinreich, so der deutsche Ritter Schärtlin von Burtenbach, der, wie er selbst erzählt, zu großen Schätzen auch eine seltsame Reliquie, den Strick, an dem sich Judas Ischarioth erhängt haben soll, aus der Peterskirche erbeutete. So hatte Rom nicht gelitten, als Alarich der Gothe und Genserich der Vandale, oder die deutschen Kaiser des Mittelalters es heimsuchten. Papst Clemens VII hatte keine Aussicht zur Befreiung durch ein befreundetes Heer; selbst seine Vaterstadt Florenz empörte sich, und vertrieb seine Verwandten; das Heer begehrte 400,000 Dukaten. Clemens versprach zu zahlen, und ergab sich nach mehrwöchentlicher Belagerung, um von den Qualen des Hungers, dem selbst schon die Esel der geistlichen Würdenträger geschlachtet waren, erlöst zu werden.

Karl trug, wie bei der Kunde Franzens Gefangennehmung, den Schein der Mäßigung, und dasmal mischte in der That auch wohl Verlegenheit sich mit in die Freude. Er hatte die That nicht geheißen, konnte keine Frucht davon ernten und auch nichts thun, um die öffentliche Meinung wiederzugewinnen: die Soldaten in Rom wollten nicht eher abziehen, als bis alle Rückstände würden bezahlt seyn. So war es denn nicht sowohl ehrfurchtsvolle Theilnahme am Schicksale des Papstes, als politische Berechnung, daß Karl Gebete und Processionen für des Papstes Befreiung anstellen ließ, die Feste zur Freudensbezeugung über den eben gebornen Kaisersohn Philipp abbestellte und Trauerkleider anlegte. Er gewann nichts dadurch; was das Heer frevelte, wurde ihm zur Last gelegt. Geld, das er von den castilianischen Cortes begehrte, erlangte er nicht. Heinrich VIII schloß einen Bund mit Franz; beide Könige schickten Herolde mit feierlichen Absagebriefen an Karl; dieser schalt Franz einen Menschen ohne Ehre und Rechtlichkeit;

Franz schickte sogleich einen neuen Herold und forderte Karl zum Zweikampf; Karl war bereit, es wurden Herolde immer hin und her gesandt, Schmähreden überbracht, Abreden getroffen, aber dann plötzlich von Franz die Unterhandlungen abgebrochen. Ein französisches Heer zog heran gen Neapel. Nun erst verließen die Söldnerbanden Rom, auf die Hälfte verringert durch Ausschweifungen und Pestfieber. Der Papst war ihnen bei den Unterhandlungen über das Lösegeld kurz zuvor entwischt. So war denn die Erstürmung Roms für Karl eine Quelle des Unsegens geworden. Er trug aber unverschuldete Last und bald lächelte das Glück ihm wieder. Heinrichs Wille war damals gleich einem schwankenden Rohre, denn Wolsey hatte nicht mehr seine volle ehemalige Geltung, auch mangelte dem Könige das Geld zur Kriegsführung. Papst Clemens wollte gern mit Karl sich befreunden, Venedig endlich war es mit dem Befeinden nicht Ernst. Das bald nachher folgende Waffenglück Franzens aber wurde im Keime erstickt, weil er abermals einen Helden von sich stieß.

Andreas Doria, der edle Genuese, kühner Seemann und Meister des Seekriegs, Vertreter seines Vaterlandes in dessen Bunde mit Franz, war Befehlshaber der französischen Flotte und hielt mit dieser den Hafen Neapels gesperrt. Franz hatte in seinem gesamten Reiche keinen größeren Helden als ihn. Aber die Minister grollten ihm, denn er sprach ohne Schminke; er grollte ihnen, denn die Küstenstadt Savona ward zum Nachtheile Genua's von den Franzosen begünstigt. Böses Spiel der Verleumdung begann gegen ihn, wie einst gegen Bourbon, und Franz gab auch hier willig Gehör; Doria wurde mit Tücke umgarnt, seine Pläne durchkreuzt, sein Thun gelähmt, der Befehl zu seiner Verhaftung gegeben. Doria kam der letztern zuvor, sandte an Karl, fuhr nach Genua, erklärte hier Franzens Befehlsträgern, daß er ihres Herrn Dienst verlassen habe, und brachte nun mit seiner vaterländischen Flotte Lebensmittel nach dem durch Hunger bedrängten Neapel. Dies und das Hinsterben der Franzosen am Pestfieber rettete die Stadt; bald war ganz Italien von den Fran=

zosen geräumt. In Genua aber wurde von Doria eine heilsame Verfassung eingerichtet, nicht eine Zwingherrschaft für ihn; das Volk ehrte ihn mit dem Namen Vater und Befreier des Vaterlandes. Genua stand unter ihm und mit ihm von nun an bei Karl, und so ward Doria auf mehr als dreißig Jahre († 1560) auf den Fluthen des Mittelmeeres der Held des Kreuzes gegen den muselmännischen Halbmond.

Karl und Franz waren beide kriegsmüde; jeder aber zögerte, dem andern das erste Wort zu gönnen: da traten zwei Damen zum Spiele, Franzens Mutter Luise und Karls Tante Margaretha besprachen sich mit einander bei Cambray und brachten 5. Aug. 1529 einen Frieden zu Stande, den Damenfrieden. Franz behielt das Herzogthum Burgund und seine Söhne wurden ihm zurückgegeben. Er verlor nicht an Macht, nur an Ehre; denn er gab seine Bundesgenossen in Italien preis: Karl gewann an Ehre und Macht; sie schlossen sich ihm an. Der Papst schloß seinen besondern Frieden mit Karl; sie versprachen einander Liebe und Hülfe; Karl, daß er die aus Florenz vertriebenen Medici als Herren dahin zurückführen und die Ketzer unterdrücken wolle; der Papst, daß er Karl unentgeldlich krönen und mit Neapel belehnen wolle.

Karl, Herr in Italien.

Karl, Sohn des Glückes, Sieger, ohne persönlich sich ins Gedränge der Thaten begeben zu haben, landete 12. August 1529 in Genua. Er kam nicht, um mit Festlust der Triumphe sich zu sättigen, sondern weil seines Bruders Ferdinand Bedrängniß durch die Türken und die Fortschritte der Reformation seine Gegenwart in Deutschland nothwendig machten. Zuvor aber ordnete und waltete er in Italien als gebietender Herr. Das hatte in dem Maaße nicht Karl der Große, Otto I, Friedrich Barbarossa und Friedrich II

vermogt, und noch hatte Karl den Harnisch zum Kampfe nicht getragen, noch keins seiner italienischen Heere ihn an der Spitze gesehen. Ganz Italien war ihm verbunden oder gehorsam. Mit zwanzigtausend Mann zog er zur Krönung nach Bologna, küßte dem Papste Hand und Fuß, wohnte mehre Monate mit ihm unter Einem Dache und empfing mit großem Gepränge, jedoch nach abermaliger Erniedrigung zum Dienste des Steigbügels beim Papste, 22. Februar 1530 die lombardische Königskrone und 24. Februar die Kaiserkrone. Dies die letzte Krönung eines römisch-deutschen Kaisers durch den Papst. Nachdem nun dies vollbracht, Florenz erobert und daselbst ein Herzogthum für die Medici, in Mantua ein anderes für die Gonzaga gegründet, die Insel Malta aber dem von Rhodus vertriebenen Johanniterorden gegeben war, zog Karl gen Deutschland gegen Ketzer und Türken.

Soliman und Ferdinand.

Die dringendere Gefahr kam von den letztern; daher wurde durch die Sorge für Türkenhülfe das Verfahren in den Angelegenheiten der deutschen Kirche mehrmals bestimmt. Die Evangelischen mußten wohl anerkennen, daß durch die Heerfahrten der Türken gegen Oesterreich ihrer Sache Vorschub geleistet wurde, doch blieb jegliche politische Berechnung, durch Einverständniß mit den Türken sich zu stärken, von den evangelischen Fürsten fern. Das Brandmal, mit dem Erbfeinde des christlichen Namens sich verbündet zu haben, trug nur Franz I, derselbe, der die evangelischen Bewohner seines Reiches mit martervollem Tode belegte; schon im Jahre 1525 erschien eine französische Botschaft an Solimans Hofe. Die evangelischen Deutschen zogen, so oft Karl und Ferdinand ihnen tröstliche Zusagen über die Religionsangelegenheiten gaben, den Türken eben so beherzt und willig entgegen, als die Katholiken; Luther aber gab einige Predigten gegen die Türken heraus, die jeden Deutschen, der Herz und Muth hatte, im Innersten ergreifen

mußten. *) Er übertrieb aber nicht; mit vollem Rechte ward der Türken damals in den Litaneien gedacht.

Die erste Heerfahrt nach Ungarn hatte Soliman in dem Jahre nach seiner Thronbesteigung, 1521, gethan. Schon damals war das Hauptbollwerk des Ungarlandes, Belgrad, gefallen. Im Jahre darauf hatte er ein für die Christenheit nicht minder wichtiges Bollwerk, die Insel Rhodus, damals Waffenplatz der Johanniter, erobert. Darauf konnten minder gehindert türkische Heere über Ungarn und türkische Flotten über den Archipel sich ausbreiten. Ungarns Boden ist nicht weniger mit Blut getränkt worden, als Italiens und Belgiens; dies sind die drei ungeheuren Leichenstätten Europa's. Ungarn war durch politische Fäulniß zerfressen; es hatte keinen Hunyad mehr, keinen Matthias Corvinus; sein König Ludwig konnte des Landes Hort nicht seyn; bei ihm kam Alles vorzeitig und nichts konnte reifen; geboren, ehe er Haut hatte, wurde er als weinendes Kind gekrönt, Selbstherrscher im zehnten Jahre, bekam er im vierzehnten einen Bart, im achtzehnten graues Haar. Im zwanzigsten Jahre 1526 kam er ums Leben

*) „Sperrst du dich, und willst nicht geben noch reisen; wohlan, so wird dich's der Türke wohl lehren, wenn er ins Land kommt, und thut dir, wie er jetzt vor Wien gethan hat, nehmlich, daß er keine Schatzung noch Reise von dir fordert, sondern stecket dir Haus und Hof an, nimmt dir Vieh und Futter, Geld und Gut, sticht dich zu Tode (wo dir's noch so gut wird); schändet und würget dir dein Weib und Tochter vor deinen Augen, zerhacket deine Kinder und spießet sie auf Zaunstecken. Und mußt dazu, was das Aergste ist, solches alles leiden und sehen mit bösem, verzagtem Gewissen, als ein verdammter Unchrist, der Gott und seiner Obrigkeit ungehorsam gewesen ist; und führet dich sämt ihnen weg in die Türkey, verkauft dich daselbst, wie einen Hund, daß du dein Lebelang mußt um ein Stück Brods und Trunk Wassers dienen, in stetiger Arbeit Tag und Nacht, mit Ruthen und Knütteln getrieben, und dennoch keinen Lohn und Dank verdienen. Und wo ein Sturm soll geschehen, mußt du der verlorene Haufe seyn, und alle Arbeit im Heer thun. Ueber das kein Evangelium hören, nichts von Christo und deiner Seele Seligkeit lernen."

in der Schlacht bei Mohacz. Nun waren Ungarn und Böhmen ohne König; in Böhmen betrieben einige von Ferdinand gewonnene Standesherren dessen Erwählung zum Könige; als Bewerber um Ungarns Krone traten auf Ferdinand, Bruder von Ludwigs Gemahlin und Gemahl von Ludwigs Schwester, und Johannes Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen. Der letztere rief Soliman zu Hülfe und mit dem Königsnamen ward er ihm unterwürfig bis zum Erdulden sklavischer Begegnung. Im Jahre 1529 zog Soliman aus, den Hauptschlag zu thun, zur Belagerung Wiens. Graf Nicolaus von Salm hielt die Stadt gegen den wilden Andrang, der vom 22. September bis 16. Oktober dauerte: man kann nur ahnen, welch furchtbares Unheil ihr Fall über Deutschland gebracht haben würde. Mit hochfahrenden Reden und reichlichen Geschenken an seine Janitscharen suchte Soliman die Schmach des Mislingens der Unternehmung zu decken; er habe Ferdinanden einen Besuch machen wollen, dieser sey nicht zu finden gewesen, er habe ihn mehre Wochen erwartet, an der Stadt ohne ihren Herrn sey ihm nichts gelegen. Den Janitscharen gab er den Sturmsold, als hätten sie ihn durch Einnahme der Stadt verdient.

II. Karls Höhestand.

So konnte denn Kaiser Karl zunächst die Lösung der höheren Aufgabe, Ausgleichung des kirchlichen Zwiespalts, unternehmen. Wohl lag ihm dies mehr am Herzen, als irgend etwas Anderes, aber es war ihm nicht das Nächste; daher ließ er seinen Willen mehrmals durch politische Ereignisse, durch Sorge für Bündniß, Heer und Flotte, gefangen nehmen und von dem Zwiste der Geister ablenken. Auch schien die Beilegung des Kirchenstreits ihm damals wol noch nicht das Schwierigste; seine kaiserliche Autorität, mogte er denken, würde bei seinem persönlichen Auftreten in Deutschland die Gemüther eben so sühnen, als ihm die Ord=

nung Italiens gelungen war. Aber von dem Aufschwunge der Bekenner des evangelischen Glaubens und der Festigkeit und Hartnäckigkeit ihres Sinnes in diesem Bekenntniß mangelte ihm die rechte Vorstellung; er konnte sich nicht über die Berechnungen irdischer Staatsweisheit in freiere geistige Räume erheben. Seine Ansicht von der äußern Art der Gottesverehrung ward durch politische Erwägung bestimmt; er meinte, durch Behauptung des Hergebrachten Treue und Pflicht der Unterthanen in seinen Erblanden zu sichern; daß er die Macht der Begeisterung für sich gewinnen konnte, kam nicht in seinen Sinn. Darum aber war er in seinem Gegensatze gegen die Bekenner der evangelischen Lehre ohne Leidenschaft; persönlich nicht gereizt oder verstimmt, war er für gute Eindrücke empfänglich, und Mäßigung und Besonnenheit wichen nicht leicht von ihm. Die Ader der Begeisterung hatte er nicht, wohl aber tiefes religiöses Gefühl; bei aller Verstrickung durch weltliche Dinge unterließ er nicht, sich täglich mit Inbrunst im Gebete zu Gott zu wenden.

Das zweite Hauptstück seines Lebens, der Höhestand seiner Thätigkeit, geht von seinem ersten Versuche, den kirchlichen Zwiespalt zu einen, bis zur Unterwerfung des schmalkaldischen Bundes, vom Jahre 1530 – 1547.

Politisch-kirchliche Parteiung in Deutschland.

Die Bekenner des alten und des neuen Glaubens hatten sich schon zu politischen Parteien gestaltet. Gegen die Reformation hatte nach Erlassung des wormser Ediktes dieser und jener Fürst für sich feindseliges Verfahren geübt, so z. B. Herzog Georg von Sachsen, Churfürst Joachim I von Brandenburg &c.; aber erst auf dem Reichstage zu Nürnberg 1524 wurde von einer Anzahl altgläubiger Stände der Beschluß gefaßt, das wormser Edikt als Reichsgesetz geltend zu machen; jedoch der Wille war schwach bei der

Mehrzahl der Fürsten und die That schritt ihm nicht nach. Dagegen schlossen auf des päpstlichen Legaten Betrieb Ferdinand von Oesterreich und zwei Baierherzoge 6. Juli 1524 zu Regensburg einen Bund zur Wehr gegen die Fortschritte der Reformation. Ihm traten die meisten süddeutschen Bischöfe bei. Dadurch wurde der päpstlichen Macht in Deutschland ein Bollwerk erbaut; an diesen Widerstand, so schwach er anfangs war, knüpft sich wesentlich die Vereitlung der Reformation des Kirchenthums durch das ganze deutsche Reich. Bald nach dem Zusammentreten jener Fürsten einten sich zu Dessau die Churfürsten von Brandenburg und Mainz nebst den Herzogen Heinrich und Erich von Braunschweig in derselben Absicht. Dagegen nun schlossen 4. Mai 1526 zu Torgau einen Bund: Churfürst Johann der Beständige von Sachsen, Friedrichs des Weisen Bruder und Nachfolger, Landgraf Philipp von Hessen, vier Herzoge von Braunschweig, Herzog Heinrich von Meklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, zwei Grafen von Mansfeld, die Stadt Magdeburg und Herzog Albrecht von Preußen. Bei den Evangelischen trennte sich aber damals die Ansicht der Reformatoren von der politischen aufs schroffste. Luther und Melanchthon waren jeglicher Rüstung mit irdischen Gewaltwaffen zuwider; Luther vertraute auf Gott allein; das Evangelium werde, wie bei seiner ersten Verkündigung, auch jetzt ohne Gewalt sich eine Bahn brechen; seine Ansicht ging bis zur Seltsamkeit, man müsse dem Uebel nicht widerstreben; Widersetzlichkeiten der Stände gegen den Kaiser aber bezeichnete er nicht anders, als wenn der Burgemeister zu Torgau sich gegen den Churfürsten erheben wolle. Die Waffenrüstungen dagegen wurden aufs eifrigste betrieben vom Landgraf Philipp. Damals jedoch halfen zur Fortdauer des Friedens die Verlegenheiten des Reichs um Geld zum Türkenkriege, zum Reichsregiment und Reichsgericht. Dies kam den Evangelischen so günstig, daß sie auf dem Reichstage zu Speyer, vom 25. Juni 1526 an, eine festere Haltung, als bisher, behaupteten und sogar den Beschluß erlangten, daß bis zu einem allgemeinen Concil jeder Stand mit der Ausführung des wormser Edikts es so halten möge, wie er glaube, es vor Gott

und dem Kaiser verantworten zu können. Indessen setzten manche katholische Fürsten Verfolgungen gegen die Evangelischen in ihren Gebieten fort; aus Leipzig wurden auf Herzogs Befehl an achthundert Menschen, Bekenner des evangelischen Glaubens, vertrieben; ein Buchhändler Herrgott, weil er Luthers Schriften verkauft hatte, hingerichtet ꝛc., und Scheiterhaufen loderten auf in Baiern, Cöln ꝛc. Argwohn und Sorge der Evangelischen regte sich aber im Jahre 1528 bei der (trüglichen?) Anzeige eines Rathes des Herzogs von Sachsen, Otto von Pack, daß die katholischen Fürsten wieder einen Bund geschlossen hätten; in dieser Stimmung, wo ihnen Alles zu Gefahr wurde, protestirten sie 19. April 1529 auf dem Reichstage zu Speyer gegen das Verbot der Ausbreitung der evangelischen Lehre, wenn gleich die katholischen Stände dies nur von katholischen Ländern verstanden. Der Name Protestanten, seitdem üblich, diente, wie jeglicher Parteinamen, den damit Bezeichneten festere Haltung und bestimmtere äußere Schranken zu geben. Philipp von Hessen war in der regsten Thätigkeit, das Waffenbündniß zu verstärken; daher auf seine Veranstaltung im Oktober 1529 ein Religionsgespräch zwischen den deutschen und den schweizerischen Reformatoren zu Marburg, wo Luthers starrsinniges Festhalten am Buchstaben die Spaltung um Begriffe zwischen ihm und Zwingli zum unheilbaren Bruche erweiterte und Philipp mit Schmerz die Hoffnung auf mächtigen Beistand in der nahenden Gefahr schwinden sah.

Die Evangelischen hatten schon nach Italien Gesandte an Karl geschickt; wackere, rechtliche Männer, aber nicht von hohem Range; ihre Aufnahme war sehr ungünstig; sie hatten selbst Beleidigungen zu erdulden. Günstiger lautete Karls Schreiben, worin er zum Reichstage einlud; es sprach die Gesinnungen leidenschaftsloser Mäßigung aus. Mehre katholische Fürsten aber reisten voll Vertrauen dem heranziehenden Karl entgegen.

Reichstag zu Augsburg 1530.

Die evangelischen Stände erschienen auf dem Reichstage zu Augsburg mit einem Glaubensbekenntnisse; Luther blieb zu Koburg; Melanchthon, der Mann der Milde und Mäßigung, und bei Inhabern von Wissen und Macht angesehen wie Erasmus, vertrat die Sache des Evangeliums als Theologe. Den Sinn der evangelischen Fürsten lernte Karl schon bei der ersten Feierlichkeit zur Eröffnung des Reichstages kennen; sie weigerten sich, an der gebräuchlichen Procession Theil zu nehmen; das sey keine christliche Handlung; im Gespräche darüber erklärte der Markgraf von Brandenburg, lieber wolle er sich den Kopf abhauen lassen. „Löver Fürst, nit Kopf abe, nit Kopf abe, sagte Karl. Diese Worte Karls sind Äußerung der Betroffenheit. In allen Verhandlungen auf dem Reichstage war die Haltung der Evangelischen, aufs Gefühl geistiger Ueberlegenheit und rein moralischer Kraft gestützt, siegreich; namentlich, 25. Juny 1530, bei Vorlesung des Glaubensbekenntnisses, wo Karl die lateinische Uebersetzung derselben hören wollte, Churfürst Johann der Beständige aber erklärte, auf deutschem Boden gezieme sich deutsche Sprache. Karls Wille war nicht böse; Gewalt zu gebrauchen, kam nicht in seinen Sinn; die überaus heftige und anzügliche Widerlegungsschrift der augsburgischen Confession durch die katholischen Theologen mußte auf seine Weisung gemildert werden: dennoch vermogte er nicht, sein Herz den Bekennern der evangelischen Lehre zuzuwenden; noch weniger konnten diese Vertrauen zu ihm gewinnen; ehe noch der Reichstag aufgehoben ward, entfernte sich ein großer Theil derselben von Augsburg. Der Reichsabschied, 19. November 1530, lautete ungünstig für die Evangelischen, gleichwie neun Jahre früher der des wormser Reichstages. Abendmahlskelch, Priesterehe wurden verboten, Messe, Heiligendienst, Klosterwesen ꝛc. sollten hergestellt werden; die Ungehorsamen wurden mit der schwersten Ahndung von Seiten des Kaisers bedroht. Darob versammelten die Häupter des evangelischen Bundes sich, den 22.

December 1530, zu Schmalkalden und schlossen hier sich fester zusammen zur Vertheidigung ihres Glaubens gegen gewaltsame Unterdrückung. Bald darauf ward ein Wunsch Karls erfüllt, nehmlich sein Bruder Ferdinand, den 5. Januar 1531, von fünf Churfürsten zum römischen Könige erwählt. Der Churfürst von Sachsen und die übrigen evangelischen Fürsten legten Widerspruch ein, und ihnen schloß sich darin selbst der eifrig katholische Baierherzog Wilhelm an. Zwischen König Franz I aber und dem schmalkaldischen Bunde ward um Waffengenossenschaft unterhandelt. Das war Karls empfindlichste Seite; auch drohte abermals Gefahr von Soliman: daher schloß Karl, den 23. July 1532, zu Nürnberg einen Vertrag mit den evangelischen Ständen: wegen kirchlicher Angelegenheiten solle keine Befeindung stattfinden, die allgemeine Entscheidung über den kirchlichen Zwiespalt bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung aufgeschoben werden.

Im bunten Gewühl der außerkirchlichen Staatshändel sehen wir von nun an Karls Persönlichkeit überall vorleuchten, an der Spitze seiner Heere zweimal auf französischem Boden, zweimal mit Kriegsflotte und Heer an Afrika's Küste, zweimal zu freundschaftlichem Verkehr bei Franz; seine Zunge gelöst bis zur pathetischen Rede vom Throne, mit dem Ausdrucke des Selbstvertrauens oder gerechter Entrüstung. Der Körper ward früh gebrechlich; aber der Geist blieb frisch; der Muth stieg bis zum Ungestüm, und während die Beine, krankend am Podagra, mit Binden und Polstern umhüllt waren, streckte Karl den Arm aus, den ritterlichen Speer zu schwingen. Innere Zerfallenheit des Gemüths bekundet sich noch nicht; er blieb der Eine und Feste und Entschlossene. Die Beschränkungen seiner Macht blieben dieselben, wie früher; noch im Jahre 1538, das letzte Mal, wo alle drei Stände der castilischen Cortes versammelt waren, mußte er bekennen, daß er nicht Herr im Lande sey.

Karl und Soliman. Franz, Philipp und Ulrich von Würtemberg.

Der erste der nun folgenden Kämpfe zwischen den vier Fürsten des politischen Vorgrundes war der der beiden Kaiser. Solimans Entwürfe, Reden und Rüstungen richteten von jetzt an sich gegen Karl selbst; Ferdinand hieß nun dem stolzen Barbaren als Feind zu geringe. Ungarn wurde im Jahre 1532 von 300,000 Türken überschwemmt. Dasmal war die deutsche Reichshülfe eilend und stattlich, das Reichsheer zählte gegen 70,000 Fußgänger und 30,000 Reiter; der Kaiser selbst stellte sich an die Spitze. Zur Schlacht kams nicht; aber es galt den Christen schon für einen Sieg, ungeschlagen ihre Stellung zu behaupten; Soliman zog ohne Schlacht und Sieg heim.

Karl ging nun zuvörderst nach Italien, mit dem Papste sich über eine Kirchenversammlung zu besprechen, und im April 1533 von da nach Barcelona. Die politischen Verhältnisse wurden nun sehr verwickelt. Franz, dessen Gewissen auch beim Abschluß des Friedens zu Cambray zu einem meineidigen Vorbehalte Raum behalten hatte, unterhandelte um Bündnisse gegen Karl. Zunächst mit dem Papste Clemens VII. Daraus ward mehr als Bündniß; es wurde verabredet, ein Sohn des Königs sollte eine Muhme des Papstes, Katharina von Medici, zur Gemahlin nehmen. Das Haus der Medici war erst kurz zuvor durch Karl fürstlich geworden. Franzens Stolz auf altkönigliches Blut wich der leidenschaftlichsten Eifersucht auf Karls Hoheit und Macht. Clemens begab sich im Winter 1533 nach Marseille. Heinrich VIII, damals mit dem Papste zerfallen, weil dieser ihn von seiner Gemahlin Katharina zu trennen verweigert hatte, sollte der dritte Mann im Bunde seyn und Franz rechnete sicher auf Heinrichs Beitritt, weil Katharina Karls Tante war; doch konnte er es nicht zur Sühne zwischen Heinrich und dem Papste bringen und der Bruch dauerte

auch unter dem nachfolgenden Päpste Paul III, aus dem römischen Hause Farnese (seit 13. October 1534) fort. Franz wandte sich an die evangelischen Fürsten in Deutschland und übersandte dem Landgraf Philipp Hülfsgelder zur Aufbringung eines Heeres, durch das der von Land und Leute vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg in seine Herrschaft wieder eingesetzt werden sollte. Als junger Fürst hatte dieser mancherlei Unbilde geübt, seine Vertreibung, durch lieblose Behandlung seiner Gemahlin Sabina von Baiern, Ermordung des angesehenen Ritters Johann von Hutten und Unterwerfung der freien Reichsstadt Reuttlingen veranlaßt, war im Jahre 1519 durch das Heer des schwäbischen Bundes vollzogen; Würtemberg aber, welches vom schwäbischen Bunde gegen Erstattung der Kriegskosten dem Kaiser überlassen wurde, als erledigtes Reichslehn von Karl seinem Bruder Ferdinand gegeben worden. Der schwäbische Bund, dessen Heer auch in der Unterdrückung des Bauernaufstandes 1525, geführt von Georg, Truchseß von Waldburg, die Hauptsache gethan hatte, löste sich auf 1533, Ferdinand aber hatte nicht Macht genug, Würtemberg zu behaupten; Philipp gewann 13. Mai 1534 die Schlacht bei Laufen; Ferdinand war so kleinlaut im Gefühl des unrechtmäßigen Besitzes, daß er im Vergleiche zu Cadan das Land seinem rechtmäßigen Herrn zurück gab. Diesen hatte das Unglück gebessert und mit großem Eifer betrieb er die Einführung der Reformation in seinem Lande. Franz aber, der um die Gunst evangelischer deutscher Fürsten buhlte, ließ um dieselbe Zeit (1535) auf dem Greveplatze zu Paris sechs Protestanten unter den graulichsten Martern hinrichten, und die verbündeten evangelischen Stände in Deutschland, an deren Spitze seit 16. August 1532 Churfürst Johann Friedrich von Sachsen stand, konnten einen Bund mit einem solchen Doppelmenschen weder von Herzen, noch auf die Dauer eingehen. Schon im Jahre 1534 zogen Churfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp sich von Franz zurück. Derselbe Franz aber, der dem päpstlichen Kirchenthum zu Ehren zum Unmenschen wurde, verleugnete das Christenthum, womit der französische Königstitel „allerchristlichster König" prangt, aufs unverschämteste durch einen

Bund mit Soliman. Dieser war aber jetzt von doppelter Bedeutung, seit dem Sultan die afrikanischen Raubstaaten gehorchten und türkisch-maurische Flotten im Mittelmeere schwärmten.

Die afrikanischen Raubstaaten.

Seit dem Anfange der Bedrückungen der spanischen Muselmänner unter Ferdinand und Isabelle hatten sich Tausende von Flüchtlingen, der dumpfen Pfaffenwuth zu entgehn, an Afrika's Nordküste angesiedelt. Der Stoff zum feindseligsten Gegensatze gegen die Christen in Spanien und Italien, genährt durch Glaubenseifer und Rachgier, wurde ins Leben gerufen durch spanische Heerfahrten unter Kardinal Ximenez ꝛc. nach jener Küste. Bestimmtern Charakter des Gelüstes zum Angriffe bekam dieser durch zwei Osmanen, zugleich auch Zusammenhang mit der osmanischen Kriegsgeschichte: Horuk und Hairaddin, von ihren rothen Bärten Barbarossen genannt, Söhne eines Sipahi von Lesbos, thaten schon unter Sultan Selim, Solimans Vorgänger, Raubfahrten von Algier und Tunes aus. Nach Horuks Tode 1518 ward sein Bruder, vorzugsweise Barbarossa genannt, Herr von Algier, und von hier aus erfolgten nun Landungen an den Küsten von Spanien, Italien, Sicilien und Sardinien; zur abenteuerlichsten Kühnheit gesellte sich unmenschliche Grausamkeit; Mord und Menschenraub waren die Zeugnisse der Gegenwart der Barbaren. Nicht bloß die Fahrt der Christen auf dem Meere ward gefährdet; mehr als die Schiffe waren Palläste, Dörfer und Städte der Küsten Gegenstand der Raubgier der Corsaren; wo Italiens und Spaniens Gestade die reizendsten Lockungen zur Ansiedlung für die Landesbewohner darboten, da waren auch die Corsaren am häufigsten: ja meilenweit ins Land hinein war keine Sicherheit; Ausbrüche des Aetna oder Vesuv waren den Anwohnern derselben kaum minder schrecklich, als das nächtliche Mordgeschrei Allah der gelandeten Seeräuber, das Blinken der krummen Damascener und

die Fortschleppung in die Sklavenkerker, zur kümmerlichsten Nahrung, zur Arbeit am Pfluge unter der Peitsche eines Wütherichs. Manche Landung Barbarossa's kostete Tausenden das Leben, eben so vielen die Freiheit. Dies geschah mehre Jahre ungeahndet; Karl hatte zu viel mit dem Kriege gegen Franz zu thun, und auch als Karl in Doria einen trefflichen Flottenführer, Barbarossa aber einen ihm gewachsenen Seehelden, die Johanniterritter aber zum rastlosen Kampfe gegen die Ungläubigen einen wohlgelegenen Rüstplatz in der Insel Malta erlangt hatten, war die Wehr der Christen noch mehre Jahre unkräftig; denn Barbarossa hatte sich Solimans Hoheit untergeben, war Führer der osmanischen Flotten und 1533 Beglerbeg von Algier geworden, und zum Seeraube gesellte sich nun osmanischer Seekrieg. So erschien im Jahre 1534 Barbarossa mit 34 Schiffen an der Küste bei Fondi. In demselben Jahre nahm er dem maurischen Sultan Muley Hassan Tunes; dieser bat um Hülfe bei Karl und nun stieg in dem muthigen Kaiser, den jugendlicher Aufschwung des Selbstgefühls und der Ruhmbegier erfüllte, die Lust auf, ein Abenteuer für den Glauben und die Sicherung seiner Küsten zu versuchen.

Am 29sten May 1535 fuhr Karl von Barcellona ab mit einer Flotte von 500 Schiffen, worauf ein Heer versuchter Krieger; über jene hatte Doria, über diese der Italiener Del Guasto, von ausgezeichnetem Feldherrntalent, Vetter des im Jahre 1525 gestorbenen Pescara, den Befehl. Die Landung erfolgte glücklich; nach einem Monate wurde la Goletta, die Vorburg von Tunes, erobert, darauf Barbarossa unter den Mauern von Tunes in einer Feldschlacht aufs Haupt geschlagen und mit Hülfe der Christensklaven in der Burg von Tunes, die deren Besatzung entwaffneten, Tunes genommen. Karls Sieg wurde durch die Raub- und Blutgier seiner Söldner, besonders der Spanier, befleckt; in Tunes eindringend ermordeten sie an 30,000 der Bewohner; aber eben so viele, aus den Sklavenfesseln befreite, glückliche Menschen verbreiteten durch die Landschaften des europäischen Abendlandes sein Verdienst um die Zerbrechung ihrer Ketten. Muley Hassan wurde

eingesetzt in sein Reich und la Goletta blieb im Besitze Karls. Als nun dieser in dem schönen Lichte eines Befreiers von 30,000 Christensklaven heimkehrte, ward der Schatten für Franz schwärzer ob seines Bundes mit Soliman, dem Erbfeinde der Christenheit.

Dritter Krieg zwischen Karl und Franz.

Das Selbstgefühl Karls, der keine solche Blößen gegeben hatte, als Franz, und dessen Ritterlichkeit, fürstliche Ehre und Treue in Beschützung des christlichen Glaubens ohne Makel war, stieg zur Entrüstung, als Franz nach seinem Einfall in Savoyen, dessen Herzog sich mehrmals dem Kaiser geneigt bewiesen hatte, Mailand, wo Maximilian Sforza, dem Namen nach Herzog, in der That nur kaiserlicher Statthalter, im Jahre 1534 gestorben war, als nun ihm gehörig begehrte. Karl bot alle seine Streitkräfte auf, kam 6. April 1536 nach Rom, und empfing hier in Gegenwart des Papstes, der Kardinäle und römischen Großen Franzens Abgeordneten. Was noch nie geschehen, Karl warf die Hülle des besonnenen ruhigen Staatsmannes von sich, sein Gefühl brach aus in Schmähungen, er überhäufte den französischen König mit Vorwürfen und forderte ihn zum Zweikampf oder Kriege; wähle der König den Zweikampf, so wolle Karl, bis aufs Hemde entkleidet, mit dem Schwerte oder Dolche in der Hand, auf Leben und Tod kämpfen. Aber die That entsprach nicht dem Worte. Der Einfall Karls in die Provence 1536 mislang gänzlich; Franz hatte das Land durch die grausamste Verwüstung unwirthbar machen lassen; die Hälfte von Karls Heere wurde durch Hunger und Seuchen hingerafft; im Herbste kehrte er still und beschämt nach Spanien zurück. Wie so oft im Leben, brach das Misgeschick mehrfach ein; in demselben Jahre hatte Soliman bei Essek eine Schlacht gewonnen und der furchtbare Barbarossa die Küsten Neapels verwüstet. Dazu kam bittere Kränkung durch nichtswürdige Beschuldigung. Franzens ältester Sohn, der Dauphin, starb;

nicht undeutlich beschuldigte ein Gerücht Karl, ihn mit Gift aus dem Wege geraumt zu haben; wobei, wenn es geschehen war, doch an Niemand eher und mehr zu denken war, als an Katharina von Medici, Gemahlin des zweiten Königssohns Heinrich. Das Gegenspiel zu der hochmüthigen römischen Sitzung Karls mogte aber Franz geben wollen, als er in einer Sitzung des Parlaments Karl wegen Flandern und Artois vorladen und den Ausbleibenden als lehnsbrüchig verurtheilen ließ. Eiteles Spiel! Der Zorn hatte sich überboten, die Kraft war erschlafft, der Friede war nahe und der Papst wurde dessen Vermittler zu Nizza. Beide Fürsten begaben sich dahin; aber noch kochte der Groll; sie mogten einander nicht sehen; durch den Papst wurden sie 18. Jun. 1538 dahin einig, daß jeder behalten sollte, was er gerade damals hätte. Für Karl war es die höchste Zeit, zum Frieden zu kommen; bald nachher brach ein Aufruhr des unbezahlten Heeres aus.

Gastfreundschaft zwischen Karl und Franz.

Nun aber folgte während der sanften Stimmung der abgespannten Sehnen zwei Male eine persönliche Annäherung der beiden Nebenbuhler, wo der Schein des Edelmuths im schimmernden Lichte des Theaterfeuers sich ausgoß und die bösen Leidenschaften, wie beschämte Dämonen der Finsterniß, in die Verstecke der Herzenskammern sich zurückzogen — freilich um bald wieder die garstigen Häupter hervorzustrecken. Karl trat nach Abschluß des Friedens zu Nizza die Seefahrt von Italien nach Spanien an; unterwegs erhielt er an der Küste der Provence bei Aigues Mortes einen Besuch von Franz auf seinem Schiffe und erwiederte Franzens Zuvorkommen und Vertrauen durch einen Besuch auf dem Schlosse zu Aigues Mortes. Mistrauen und Argwohn schienen gänzlich gewichen zu seyn. Als Franz auf Karls Schiffe war, soll Doria letzterem gerathen haben, den König zu entfüh-

ren; doch das lag nicht in Karls Charakter; an Erzählungen von dergleichen Rathschlägen in ähnlichen Fällen mangelt es nicht; die Sache scheint so natürlich gegeben zu seyn; doch läßt sich der böse Schein durch genaue Forschung auch wohl von Doria abwenden. Wohl aber lag es in Karls Seele, mit Bewahrung des Scheins fürstlicher Ehre von den großmüthigen Gesinnungen seines Gegners den möglichsten Vortheil zu ziehen.

Karls Vaterstadt Gent empörte sich im trotzigen Gefühl hergebrachten Rechtes, Steuern nur nach eigener Zustimmung zu zahlen; Margaretha, Wittwe Königs Ludwig von Ungarn, Statthalterin der Niederlande, konnte der Aufrührer nicht mächtig werden; diese wütheten in wildem Frevelmuth, warfen mehre kaiserliche Beamte auf die Folter und gedachten Franz zu ihrem Oberhaupte zu wählen. Der aber wies dies von sich. Noch mehr! Karl, entschlossen und vertrauend, durch seine Gegenwart den Aufstand zu dämpfen, aber um den Weg aus Spanien nach den Niederlanden verlegen, stellte seine Sache und seines Nebenbuhlers Gesinnung auf die Spitze; er bat ihn um einen Durchzug durch Frankreich. Wie den trautesten und ehrenwerthesten Gastfreund empfing ihn Franz; von politischen Dingen war nicht die Rede; Karl hatte vor seiner Ankunft dem Könige Hoffnungen einer Ausgleichung über Mailand bezeugen lassen; die Erfüllung derselben erklärte er bis zur Herstellung der Ruhe in den Niederlanden verschieben zu müssen. Und Franz, auf der Höhe ritterlichen und fürstlichen Ehrgefühls, mied auch selbst die Andeutung des langen Haders. Nur wie im Spiegel sah Karl die Gefahr seines gewagten Spiels, als Franz ihm scherzend sagte, die Frau von Estampes, seine Geliebte, rathe, ihn festzuhalten, bis er den madrider Frieden würde aufgehoben haben, und als Franzens jüngster Sohn, der Herzog von Orleans, plötzlich sich hinter ihm aufs Pferd schwang, ihn umfaßte und ausrief: Ihr seyd mein Gefangener! Aber gute Miene zum bösen Spiele machen war nicht Karls geringste Kunst. Der Frau von Estampes versiegelte er den Mund mit einem kostbaren Ringe, den er,

als sie ihm das Waschbecken reichte, absichtlich fallen ließ, und, als sie ihn aufhob, von den schönen Händen zurückzunehmen sich weigerte. — Als Karl kam, schrieb des Königs Hofnarr, Triboulet, der ein großes Narrenbuch hielt, Karls Namen hinein; als dieser frei von dannen zog, den Namen seines Königs. Betrogen hatte sich Franz, Narr war er nicht. Ausdrückliches verheißen oder gar Eide geleistet hatte Karl nicht, aber Betrüger war er mit der feinsten Ader des Betruges, die gute Meinung und Erwartung der Andern zu nähren, so lange es noth thut, und wenn die Zeit zu reden gekommen ist, zu sagen, das sey anders zu verstehen gewesen. Das mußte denn auch Franz vernehmen, als Karl den begleitenden und den nachgeschickten Gesandten erklärte, des Königs Begehren über Mailand nicht erfüllen zu wollen und nichts verheißen zu haben. — Für Gent war Karls Reise durch Frankreich verderblich; es mußte sich demüthigen und Karl strafte hart, Einzelne durch Tod und Geldbuße, die Gesamtheit durch Erbauung einer Burg in der Stadt. Franz aber, der nichts gewonnen, ja dem Feinde zum raschen Gewinn eines bedenklichen Spiels geholfen hatte, grollte und rüstete.

Karl nach Algier.

Abermals bot Franz dem wilden Soliman die Hand. Dieser war Herr von fast ganz Ungarn; der unmündige Sohn Zapolya's, seines Schützlings († 1535), war mit dessen Mutter und der Stephanskrone, dem Nationalheiligthum der Ungarn, in seiner Hand, Spielzeuge der Barbarei. Ferdinanden war schwer zu helfen; das deutsche Reich an gutem Willen dazu gewöhnlich arm. Dies Karls entferntere Sorge; die nähere war aufs Meer gerichtet, gegen Barbarossa, der Herr von Algier geblieben war, im Jahre 1538 die venetianischen Inseln im Archipel erobert und Doria's Flotte bei Prevesa geschlagen hatte und die spanischen und italienischen Küsten unablässig heimsuchte. Abermals rüstete sich Karl

zur Züchtigung des frechen Raubers. Papst Paul III erließ eine Bulle dazu, wie zu einer Kreuzfahrt. Karl war das Mal beharrlich im Unverständigen. Schon war die Zeit der herbstlichen Stürme eingetreten; umsonst warnte Doria, daß große Gefahr bevorstehe; Karl wollte das mit großen Kosten zusammengebrachte Söldnerheer nicht unbenutzt lassen. Die Einschiffung erfolgte im September auf den Balearen. Außer den Söldlingen war die Blüthe des spanischen und italienischen Adels versammelt, auch gesellten hundert Malteser-Ritter mit ihrer Ordensmannschaft sich zum Heere. Der größte Theil desselben ward gelandet 20. Oktober 1541, aber ehe nun Geschütz, Gezelte und der übrige Kriegsbedarf ans Land geschafft werden konnten, erhob sich ein furchtbarer Sturm, begleitet von dem schauerlichsten Platzregen; funfzehn Kriegs- und hundertundvierzig Lastschiffe mit achttausend Menschen sanken in Zeit von Einer Stunde in den Abgrund des Meers. Der Rest der Flotte konnte erst in bedeutender Entfernung von dem Landungsplatze sichern Ankergrund finden und das von Allem entblößte Heer mußte ihr nun längs der Küste nachziehen. Drei Tage dauerte der Marsch; immerfort tobte der Sturm, und ergoß sich in Strömen der Regen und vertiefte sich der Boden; unablässig waren die Angriffe von Barbarossa's leichten Reitern und Schützen: das Heer gelangte um Tausende vermindert und in einem Zustande gänzlicher Auflösung nach der Ankerbucht der Flotte; Karl mußte es für Gewinn achten, die traurigen Uebetreste ohne weitere Gefährde einschiffen zu können. Im December stieg er zu Carthagena ans Land. Bald darauf brachte der alte Räuber, im Bunde mit Franz, Entsetzen an die christlichen Küsten. Im Jahre 1543 erschien er vor Messina und Ostia, und darauf, verstärkt durch französische Schiffe, vor Nizza. Er starb im Jahre darauf; aber sein Geist lebte fort; durch ihn hatte sich eine Schule von Seeräubern gebildet, die nach Doria's Tode auf mehr denn ein Jahrhundert den christlichen Flotten im Mittelmeere überlegen waren.

Vierter Krieg zwischen Karl und Franz.

Das Mislingen des Zuges gegen Algier war ein Triumph für Franz; der Zündstoff zum vierten Kriege aber ward eine Unthat, die von Karls Statthalter und Feldobersten in Mailand, dem kriegskundigen aber tückischen Marchese del Guasto, geübt wurde; dieser ließ zwei Abgeordnete Franzens an Soliman, die durch Italien reisten, ermorden. Franz rief die öffentliche Meinung an; die Franzosen erhoben sich zum Rachekriege; so zahlreich hatten sie sich noch nie unter Franzens Fahnen gestellt; deutsche Landsknechte und schweizerisches Fußvolk vermehrten die Zahl der Streiter; fünf Heere zogen den Grenzen zu; Aussicht auf Hülfe aus der Ferne ward eröffnet durch Unterhandlungen mit Dänemark und Schweden; thätige Hülfe bereitete der Herzog von Cleve. Franz selbst aber lag krank darnieder, das Mark seiner Glieder war im Hinschwinden; sein Hof, wie so oft der französische vor und nach ihm, Heerd der Ausschweifungen und Franz darin der Reihenführer; die teuflische Rachgier eines beleidigten Ehemanns hatte ihm durch das eigene Weib, den Gegenstand des königlichen Gelüstes, ein unheilbares Gift beizubringen gewußt. Seine Gebrechlichkeit konnte nicht mehr durch Blendwerk ritterlichen Gepränges und fürstlichen Schauprunkes zugedeckt werden. Treue Diener zu wahren und zu ehren, verstand er in grämlicher Krankheitslaune und in fortdauernder Abhängigkeit von den Frauen und Fräulein des Hofes weniger noch, als früher; darum ward der erste der Helden Frankreichs jener Zeit, Montmorency, vom Hofe verbannt. Zu Karl aber trat noch einmal der eben so grämliche, aber bei weitem bösartigere Heinrich VIII, zerfallen in Ehe und Kirche. Wolsey war wegen seiner Unentschlossenheit, sich gegen Katharina, die dem Könige lästig gewordene Gemahlin, zu erklären, gestürzt und vom Jammer über den Verlust der königlichen Gunst aufgerieben worden; für den Frevelmuth Heinrichs gab es nun keinen Zügel mehr; Schrecken lagerte sich um den Thron des Wüthrichs; zwei Gemahlinnen verstieß er, zwei schickte er aufs Blutge-

rüst; Feind des Papstes, der ihn von Katharina nicht hatte scheiden wollen, wüthete er gegen die, welche in dem Papste das Oberhaupt der Kirche sahen; leidenschaftlicher Gegner der evangelischen Lehre ließ er Alle verbrennen, die nicht an die Lehren glaubten, die vom Papstthum ausgegangen oder dadurch verbürgt waren. Mit Franz aber war Heinrich damals zerfallen, weil dieser seinem Nachbar, dem Könige Jakob V von Schottland, eine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte und, auch nach deren bald darauf erfolgten Tode (1537), die Vermählung Jakobs mit einer Tochter des in Frankreich hochgeltenden Hauses Guise den Argwohn Heinrichs über die politische Annäherung zwischen Schottland und Frankreich rege hielt.

Der Krieg dauerte von 1542–44. Karl bezwang Cleve; sechstausend Engländer stießen zu ihm, Landrecies belagern zu helfen. Soliman brach ein in Ungarn, Barbarossa landete in Italien. Als die Belagerung von Landrecies mislungen war, bot Karl zum ersten Male das deutsche Reich auf zum Kriege gegen Frankreich. Das kostete Bewilligungen an die evangelischen Stände. Im Februar 1544 ward ein Reichstag zu Speier gehalten, wo sämtliche Churfürsten zugegen waren und das Reich in seinem vollen Glanze erschien. Alle den Evangelischen ungünstigen Beschlüsse wurden einstweilen aufgehoben und ein deutsches Heer zog seinem Kaiser zu Hülfe. Das Jahr wurde thatenreicher, als die beiden vorhergegangenen; Glück und Gefahr stieg auf für Franz. In der großen Feldschlacht bei Cerisolles in Italien, 14. April, seit der bei Pavia, in diesen Kriegen der ersten, wurde das kaiserliche Heer gänzlich geschlagen. Aber in der Champagne drang Karl auf der Straße nach Paris vor; Heinrich zog von Norden herab in eben der Richtung; Paris erwartete, bald den Feind vor seinen Thoren zu sehen; Franz ermahnte zur Standhaftigkeit. Der Sturm ging jedoch bald vorüber. Karl und Heinrich wollten jeder für sich der Rosen zu viele auf seinem Wege brechen; das rettete die Stadt der Lilien. Karl, auch über Meuterei seines Kriegsvolkes sorglich, unterhandelte und schloß Frieden mit Franz zu Crespy 18

September 1544. Die frühere Verzichtleistung Franzens auf Neapel und auf die Lehnshoheit über Flandern und Artois wurde wiederholt; Karl entsagte dem Herzogthum Burgund; Mailand sollte mit einer Tochter Karls an Franzens Sohn, den Herzog von Orleans, kommen. Heinrich setzte für sich allein den Krieg uoch bis 1546 fort.

Karl bekam in Deutschland zu thun.

Der schmalkaldische Bund. Moritz von Sachsen.

Mit den Verheißungen eines Concils, von dem Karl so viel hoffte, war es den Päpsten nie recht Ernst gewesen; zu den Zögerungen aus deren bösem Willen kamen Störungen durch Kriege; es hatte bis jetzt nicht zu Stande kommen können. Indessen hatte die evangelische Lehre mehr und mehr Anhänger unter den Fürsten und Städten gewonnen. Zwar litt sie einen herben Verlust, als durch das tolle Treiben der Wiedertaufer zu Münster — der zweiten Heerschaar der Schwärmerei in der Geschichte der Kirchenverbesserung — der Bischof von Münster zur Gewaltübung gegen die Stadt gezwungen und in Folge ihrer Einnahme auch der evangelische Gottesdienst gänzlich unterdrückt wurde: aber außer Ulrich von Würtemberg, dessen oben gedacht worden ist, gesellten zum Bunde der Evangelischen sich im Jahre 1535 die Herzoge von Pommern, die Städte Augsburg, Frankfurt, Hamburg ꝛc. und im Jahre 1537 Herzog Heinrich von Sachsen, Georgs Bruder und (1539) Nachfolger. Churfürst Joachim II von Brandenburg (seit 1535) ward der evangelischen Lehre Freund, doch ohne zum schmalkaldischen Bunde zu treten; sein Oheim aber, Erzbischof Albrecht, erlaubte seinen magdeburgischen und halberstädtischen Ständen die Uebung der evangelischen Lehre und begab sich von Halle, seinem bisherigen Hoflager, nach Mainz. Auch König Christian III von Dänemark trat 1538 dem Bunde bei. Gegen den schmalkaldischen Bund nun vereinten auf Betrieb des kaiserlichen Vicekanz-

lers Held sich mehre katholische Fürsten zu Nürnberg 1538, und Karl selbst erklärte sich für diesen „katholischen oder heiligen" Bund im Jahre 1539. Ein Reichstag zu Regensburg 1541, 5. April ff., wo Melanchthon, Bucer rc. mit Eck, Julius von Pflug und andern katholischen Theologen unter Vorsitz des Pfalzgrafen Friedrich und Granvella's des Aeltern, des bedeutendsten der Räthe Karls, den damals sein Sohn, der Bischof von Arras, begleitete, ein Religionsgespräch hielten, brachte die Sache nicht weiter, als der Reichstag zu Augsburg; die Noth um Türkenhülfe aber machte den Kaiser abermals nachgiebig. Aufs Jahr 1542 endlich ward ein Concil nach Trident ausgeschrieben; aber da brach der vierte Krieg zwischen Karl und Franz aus und neuer Aufschub war die Folge davon.

In demselben Jahre geschah die zweite Gewaltäußerung des schmalkaldischen Bundes, abermals in der Sache eines einzelnen Fürsten; Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig wurde aus seinem Lande vertrieben. Der vieljährige thatenlose Waffenstand aber in Erwartung des Angriffs hatte an des Bundes innerer Kraft gezehrt und sie abgestumpft; sich gegen den Kaiser selbst zu versuchen, war wohl nie Muth dagewesen. Dazu säete der böse Feind das Unkraut gegenseitigen Argwohns und Zwiespalts. Landgraf Philipp, von dem mit den Jahren jugendlichen Ungestüms auch Festigkeit und Glaubensmuth entwichen, suchte insgeheim auf einen guten Fuß mit dem Kaiser zu kommen; Johann Friedrich von Sachsen, unerschütterlich fest im Glauben, war träge zur Handlung; wenn nun die nächste Gefahr schwand, ward allen die Sorge leichter.

Indessen aber war zwischen die Parteien ein junger Fürst getreten, an dessen Willen und Thun vorzugsweise sich von jetzt an die Bestrebungen und Schickungen Karls und der evangelischen Fürsten knüpften; er steigt wie ein neuer Stern auf; dessen Licht ist das zweideutige der berechnenden Klugheit, die den Blick bald hier- bald dorthin wendet und indessen mit sicherer Hand das

Netz zum Gewinn auswirft; vor ihm sank Karls Stern nieder. Es ist Moritz, Herzog von Sachsen, Nachfolger seines Vaters Heinrich 18. August 1541, zwanzig Jahre alt, (geb. 21. März 1521) von wunderbar gemischten Eigenschaften. Der evangelischen Kirche blieb er treu; des schmalkaldischen Bundes Genoß aber ward er nicht; persönlicher Haß, rege zwischen ihm und dessen Vorstand, Johann Friedrich, und Anhänglichkeit an des Kaisers Person oder Macht bestimmten zunächst sein Thun. Im Haß überbot ihn Johann Friedrich; bei überwiegender Geistesträgheit war dieser dennoch gegen Moritz höchst reizbar und hegte fast kleinlichen Groll. Schon im Jahre 1542 standen beide gegeneinander in Waffen, doch endete den kurzen Krieg, genannt wurzener Fladenkrieg, in demselben Jahre der Vergleich zu Grimma. Moritz, der schon 1542 mit dem Reichsheere in Ungarn gegen die Türken sich als wackerer Streiter bewiesen hatte, war nun forthin um den Kaiser, diesem lieb und werth durch sein kluges und kühnes Wesen und rasches Thun und (ob als Abtrünniger vom Bunde der Evangelischen?) durch besonderes Vertrauen des Kaisers ausgezeichnet. Karl nannte ihn Sohn; Moritz sprach Vater zu ihm. Im vierten französischen Kriege, wo Moritz 1543 und 1544 dem Kaiser folgte, ritt er einer belagerten Feste zu nahe, die Kugeln sausten um ihn her; Karl ritt ihm nach und führte ihn zurück mit der Mahnung, er verstehe noch nicht, wie man im Kugelregen sich zu drehen und zu wenden habe.

So fehlte den evangelischen Bündnern der köstlichste Stein in ihrem Ringe; aber der gute Geist war überdies von ihnen gewichen; sie flutheten zwischen Wollen und Nichtwollen. Sie standen mit aufgehobener Wehr, aber mogten die Spitze des Schwertes nicht senken; ja sie sahen es ruhig an, daß Karl den Herzog von Cleve, der sich mit Franz verbündet hatte, und 1546 den Erzbischof Herrmann von Cöln, welche beide der evangelischen Kirche und dem schmalkaldischen Bunde beitreten wollten, entwaffnete, und wiesen den Bischof von Münster, der eben geneigt zur Kirchenverbesserung war, durch unnöthige Bedenklich-

keiten von sich zurück. Karl ließ nicht nach im Unterhandeln; gichtkrank kam er 1545 von Brüssel nach Worms zur Berathung über das Concil. Schon hatten die Evangelischen Entscheidungen der Reichsgerichte über Kirchensachen anzuerkennen sich geweigert, wie mogte von ihnen Anerkennung eines Concils erwartet werden? Machte ja doch jedes Religionsgespräch die Bahn zur Ausgleichung unwegsamer! Das Concilium zu Trident, begonnen 13. December 1545, wurde ein päpstlich-katholisches, Ankündigung schnöder Feindseligkeit gegen die Evangelischen warf diese völlig in Gegensatz; sie weigerten sich, Abgeordnete dahin zu schicken.

Daß der Bruch unheilbar sey, erkannte und betrieb Luther; dem Ausbruch des Krieges, den er immerdar gescheut und zu hintertreiben gesucht hatte, erlebte er nicht; er ging heim zum ewigen Leben 18. Februar 1546. In der politischen Stellung der kirchlichen Parteien änderte Luthers Tod nichts.

Daß die Evangelischen das Concil verschmähten, war Karl ans Herz gegriffen; die höchste Aufgabe seines Lebens, Einung der Kirche, sollte ungelöst bleiben? Nach dem Frieden mit Franz zu Crespy und dem vergeblichen Reichstage zu Regensburg, 1546, 5. Juny ff., trat der Wendepunkt in seinem Verfahren ein; er rüstete zur Gewalt. Karl schloß einen Waffenbund mit dem Papste Paul III; dieser verhieß, Kriegsvolk und Geld zu senden; in Deutschland wurden kaiserliche Werbeplätze aufgeschlagen; ein Bündniß mit dem Kaiser schloß auch Herzog Moritz 19. Juny 1546.

Der Religionskrieg.

Die schmalkaldischen Bündner standen schlagfertig da. In Oberdeutschland reiche und mächtige Städte, an der Spitze Augsburg, unter den Fürsten voran Ulrich von Würtemberg. Der Feld-

hauptmann der oberdeutschen Kriegsvölker war Ritter Schärtlin von Burtenbach, vom riterlichen Gesellendienst, den er als Jüngling „auf seinem Zaum" dem Mordbrenner Adam von Thüngen gegen die Rothenburger leistete *), und vom wüsten Solddienste, in dem er sich von den zu Rom 1527 verübten Graueln wohl nicht ganz rein hielt, gereift zum wackern Führer für eine großartige Sache. Nicht so die evangelischen Fürsten in Mittel- und Niederdeutschland. Keck, ja frech, in ihren Schreiben an Karl, „der sich den fünften römischen Kaiser nenne" und eifrig, ein großes Heer zu versammeln, zagten sie doch bei dem Gedanken, gegen den Kaiser die Waffen zu tragen; ja sie wollten auch nicht Ferdinand, auch nicht den Herzog von Baiern angreifen. Das große Heer zog nach Oberdeutschland; Schärtlin besetzte die tiroler Engpässe, eroberte die ehrenberger Klause und war im besten Zuge, dem Kaiser, der von Italiens Grenzen heranzog, den Weg zu verlegen. Gefahr beugte Karl nie. Er sprach die Acht aus über die Verbündeten; Moritz bekam den Auftrag, des Churfürsten Land zu besetzen. Moritz hatte sich auch mit Ferdinand zu Prag besprochen; Böhmen war hoch aufgeregt für die evangelische Sache; ohne Moritz schien es für Ferdinand und den Kaiser verloren. Moritz berief seine Landstände. Wie sollten diese zu einem Kriegszuge gegen das evangelische Nachbarland zu Gunsten des Kaisers und Papstthums gewonnen werden? In Leipzig erklärten die Prediger sich laut und offen gegen die Sache; doch die Stände willigten ein, daß, um größeres Unglück zu verhüten, Chursachsen besetzt würde. Also geschah es. Moritz überzog die Churlande, deren Herr mit seiner Heeresmacht in Oberdeutschland war, mit seinen Kriegsvölkern. Lorbeeren waren dabei nicht zu ernten, aber es war für Karl die erste Staffel zum Siege.

Johann Friedrich war mit seinen Verbündeten vom August bis zum Anfange des Septembers dem Kaiser bei Ingolstadt gegenüber gelagert gewesen; sie durften nur losschlagen, um den

---

*) Lebensbeschreibung Sebastian Schärtlins S. 16.

schlecht gerüsteten Kaiser sicher zu bewältigen; der Churfürst aber und Landgraf Philipp fürchteten für Land und Leute, wenn sie gegen das Reichsoberhaupt die Waffen zum Angriffe erhöben; Philipp war eifersüchtig auf Schärtlins Feldherrengeschick, Johann Friedrich rathlos und doch unempfänglich für guten Rath; überhaupt des Rathens zu viel. Dem wackern Schärtlin, welcher immerdar zum Kampfe trieb und auf die einzig günstige Gelegenheit, den Krieg im Keim zu zertreten mit Fingern hinzeigte, war der Heldenarm gelähmt und Rath und That des rüstigen Streiters ward zu Grunde gerichtet. So zogen denn allmählig und ungehindert kaiserliche Schaaren heran und Karl konnte mit dem Anfange des Septembers zum Angriffe schreiten. Ohne feste und nachdrückliche Wehr wichen die Verbündeten vor ihn zurück. Derselbe Zauderer aber, Churfürst Johann Friedrich, zog im November 1546 eilend heran, Moritz zu strafen. Ein zornerfülltes Schreiben ward vorausgesandt, darin ist die Rede von „untreuen Praktiken, Finanzerei, verrätherischem Judasgelde, von tyrannischen, unchristlichen und husarischen Völkern, die Moritz in's Land gebracht habe." Des Churfürsten Land war bald wiedergenommen; dazu Moritzens gesamtes Gebiet bis auf Dresden und Pirna. Indessen unterwarf ohne Schlacht und Mauersturm Karl ganz Oberdeutschland und gewann Geld und Geschütz in Menge. König Franz grollte und staunte vorzüglich über die freiwillige Ergebung Augsburgs, dessen Stadthauptmann Schärtlin vergeblich zur Gegenwehr gemahnt hatte.

So verging das Jahr 1546 für Deutschland. Aus Italien bekam Karl sorgliche und erfreuliche Kunde zugleich. In Genua, dessen Ordner Doria Karls treuer Bündner war, hatte der Graf Fiesko von Lavagna den Vater des Staats zu stürzen und dann sich durch einen Bund mit Frankreich als Oberherr Genua's zu behaupten gedacht; aber als in der Nacht vom dritten auf den vierten Januar 1547 seine Mitverschwornen, deren bedeutendster Verrina hieß, schon sich für Herren der Stadt ansahen, erscholl die Kunde, daß Fiesko vermißt werde; er war im

Hafen ertrunken; als aber Morgens darauf der geflüchtete Doria heimkehrte, wogte das Volk ihm mit Jubel entgegen.

Am 13. April des Jahres 1547 brach Karl auf von Eger, mit ihm Ferdinand, Moritz und Alba. Rathlos war der schmalkaldische Bund, denn er ließ den Churfürsten Johann Friedrich den Kampf allein bestehn; rathlos dieser selbst, denn er wollte an den Anzug des Kaisers nicht glauben; nur von Moritz war sein Sinn erfüllt; Wünsche wurden ihm zu Hoffnungen. So leichten Sieg als am 24. April 1547 bei Mühlberg über den Churfürsten hatte Karl noch nie gehabt; so hart als gegen den gefangenen Johann Friedrich sich noch keinem besiegten Feinde gezeigt. Als dieser sich weigerte, die wittenberger Bürgerschaft zur Uebergabe der Stadt zu ermahnen, ließ er ein Blutgericht, wo Alba den Vorsitz hatte, über ihn richten und nach dessen Spruche ihm den Tod durch Henkershand ankündigen. Wars nur Blendwerk, als er ihn zum Tode verdammte? Grausam kann man Karl nicht nennen. Besserer Entschluß reifte bald in ihm; der Spruch wurde zurückgenommen, die Churfürstin fand liebreiche Begegnung, und bald öffnete Karls Herz sich selbst zur Achtung gegen seinen fürstlichen Gefangenen, der, nach vielfältigen Beweisen seiner Unfähigkeit, Macht und Glück zu gebrauchen, im Unglücke die ehrenwerthesten Tugenden zeigte. Schwer und dauernd traf dagegen den Landgrafen das Gewicht des kaiserlichen Zorns, als dieser 19. Januar in Halle auf der Moritzburg zur Abbitte erschien. „Wol ick soll di lehren lachen" war Karls halb niederländischer Zuruf an den Unbesonnenen, der die innere Vernichtung durch hämisches Lächeln zu bedecken suchte; und erschrocken fiel dieser nieder auf die Knie. So wie Karl damals, hatten einst im Mittelalter Karl der Große und Otto der Erste und Friedrich der Rothbart empörte Große des Reiches zu ihren Füßen gesehn; höher als damals, wo Philipp zu seinen Füßen lag, hatte Karls Majestät noch nicht gewipfelt; wie 1530 Italien, so lag, wie es schien, jetzt Deutschland in seiner Gewalt. Der Erbfeind Franz war unter Rüstungen 21. März 1547 hingestorben; schon vor ihm, 28. Januar,

Heinrich VIII; ohne Sorge vor Einmischung der bisherigen Nebenbuhler konnte also Karl an der völligen Einung des Reiches und des kirchlichen Zwiespaltes arbeiten, und dann mit voller Macht sich gegen Soliman wenden, an den sein Bruder Ferdinand in einem siebenjährigen Kriege, von 1541 bis 1547 fast ganz Ungarn verloren und kraft des, 19. Juni 1547 geschlossenen, Friedens einen jährlichen Zins von 30,000 Dukaten zu zahlen hatte.

III. Karls Niedergang.

Karl war ehrgeizig, aber nicht großmüthig; den edelsten Aufwallungen war immerdar Berechnung des Vortheils zugemischt; aber über zwei Grenzen ging er nie hinaus; nie brach er sein Wort oder einen Eid, und nie machte er eigentliche Eroberungsentwürfe, oder suchte eine Zwingherrschaft zu erbauen; daher mit dem Siege über Churfürst Johann Friedrich Hemmung der Gewaltschläge; kein Versuch die deutsche Verfassung umzustürzen. Landgraf Philipps Unterwerfung kann als Zugabe zur Befriedigung der Sieglust erscheinen; Betrug durch absichtliche Misdeutung einer verfänglichen Zusage sicheren Geleites hatte Karl wohl nicht gegen Philipp geübt; aber nicht grundlos ist die Erzählung, daß der arglistige Bischof von Arras, Granvella der Jüngere, den Churfürsten Moritz und Joachim, als sie trunken waren, eine Urkunde zur Unterzeichnung hinlegte, die nachher ihre Verwendung unkräftig machte, und ungroßmüthig benutzte Karl das Geschick, welches die beiden Gegner in seine Hände geführt hatte; gefangen wurden sie ihm nachgeführt, später Philipp, der durch einen Versuch zur Flucht Karls Zorn gereizt hatte, in der Burg von Mecheln in sehr harter Haft gehalten.

Hatte er hierin Moritz, den Eidam des Landgrafen, und Joachim von Brandenburg, die Fürbitter der gefangenen Fürsten getäuscht, so das gesamte evangelische und katholische Deutschland und den Papst dazu durch sein Verfahren gegen das evangelische Kirchenthum. Hier keine Gewaltschläge, keine Verfolgungen, kein

Gesamtverbot der evangelischen Lehre. Erwachte ein höheres Gefühl in Karl? An Luthers Grabe in Wittenberg von Alba und Andern gereizt, des Ketzers Leiche den Flammen zu übergeben, sprach er: Ich führe nicht Krieg mit den Todten. Die Sinnesart der Evangelischen schien ihm überhaupt etwas Ehrenwerthes zu haben; dergleichen zu finden habe er nicht vermeint und sichs anders gedacht, war seine Äußerung. Wohl aber schien die Vorstellung in ihm aufzusteigen, daß die Geister sich nicht in Fesseln schlagen ließen und daß ein Machtgebot gegen die evangelische Kirche wie Gift zur Gährung seyn würde. In Karls durchaus politisch ausgeprägter Ansicht der Verhältnisse war kein Glaubenseifer, nur sollte der Kirchenfriede nicht länger gestört seyn; die Hoffnung der Sühne durch ein Concil war in ihm noch nicht geschwunden. Bei allem Thatendrange liebte Karl doch immer mehr die Unterhandlungen als die Waffen; in jenen war er Meister und das Spiel war dem Zufalle minder ausgesetzt. Rasch aber konnte hier die Frucht nicht reifen; der Papst, unwillig, daß Karl den Krieg nicht mit der Schärfe der Ketzerverfolgung führte, grollte merkbar. Nun galt es, auch diesen für den Plan der Einung wieder zu gewinnen. Er hatte, während Karl gegen die Evangelischen zu Felde lag, das Concil von Trident nach Bologna verlegt und bald darauf, noch im Jahre 1547, ganz aufgelöst. Rein päpstlich sollte nach Karls Entwürfen das Kirchenthum nicht wieder werden, sondern aus Verständigung, Ausmerzung und Mischung ein neues hervorgehn. Karl veranlaßte eine Grundlage dazu, die Präliminarien zum künftigen Gesamtkirchenthum. Dies das augsburger Interim, verfaßt von zwei katholischen Theologen und dem churbrandenburgischen Hofprediger Agricola, dem minder die Lauterkeit des evangelischen Glaubens, als der Ruhm, das große Werk der Kircheneinung gefördert zu haben, am Herzen lag, und der daher den Katholiken möglichst viel nachgegeben hatte.

Karl hatte die schönsten Hoffnungen, bei alterndem Leben und zunehmender Gebrechlichkeit noch zu dem lange gewünschten Ziele zu kommen; wohl ein schönes Ziel, auch die Geister gesühnt

und zu dem Frieden in irdischen Händeln auch die Einträchtigkeit der Blicke auf die himmlischen Dinge bewirkt zu haben. Der Wunsch nach Ruhe mogte sehr lebendig in Karls Seele seyn; gichtbrüchig war der Leib; Trübsinn und Schwermuth waren, scheint es, ihm vererbt worden von seiner unglücklichen Mutter Johanna, die nach dem Tode von Karls Vater, dem schönen Philipp, in unheilbaren Wahnsinn gefallen, die Leiche nicht wollte bestatten lassen, stunden- ja tagelang unverwandt ihren Blick darauf heftete, sie dadurch wieder zu erwecken wähnend, und dabei von grenzenloser Eifersucht gequält wurde, so daß kein weibliches Wesen in die Nähe der geliebten Leiche kommen durfte, und bei dem Umherziehen mit dieser im Lande die Nachtherberge nie in einem Nonnenkloster genommen wurde. Karl war schweigsamer und verschlossener als früher geworden.

Das Interim.

Mit Vertrauen und Liebe schauete er auf Moritz. Auf diesen hatte er durch die wittenberger Capitulation, 19. May 1547, fast sämtliche Länder des unglücklichen Johann Friedrich nebst dessen Churwürde übertragen; den Kindern desselben sollte ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden zu Theil werden; aus den ihnen dazu angewiesenen Gütern, etwa dem achten Theile der Länder, die ihr Vater besessen hatte, bildete sich der Grundstamm der nachherigen herzoglich-sächsischen Länder. Hier ward von des entsetzten und gefangenen Churfürsten Sohne Johann Friedrich II, am 19. März und 16. Jun. 1548, die Universität Jena gestiftet. Vorläufige Belehnung des neuen Churfürsten hatte statt gefunden im Lager vor Wittenberg; die feierliche Belehnung erfolgte an Karls Geburtstage, 24. Februar 1548, auf dem Reichstage zu Augsburg; das letzte großartige Schaugepränge dieser Art in Deutschland. Der ausgezeichnete Adel desselben, den schwerlich ein zweites mit ihm gemein gehabt hat, war, daß der entsetzte und

gefangene Johann Friedrich ohne Bitterkeit im Herzen und mit dem Ausdrucke der Ergebung, ja der Heiterkeit, auf dem Antlitz aus seinem Fenster zuschauete. Von Moritz hoffte Karl ohne Zweifel viel, und war dazu berechtigt. Aber dieser hatte die Frucht seiner Zweideutigkeit geerntet und in Sicherheit gebracht, und ward nun ein Anderer, als zuvor. Ob auch ein Besserer? Gewiß ist, daß er in Bekenntniß und Beschützung des neuen Glaubens an sich, so weit er sich von dem politisch=religiösen Verein der Fürsten des schmalkaldischen Bundes trennen ließ, nicht geschwankt hatte; als solcher erschien er auch auf dem augsburger Reichstage 1548. Karls Täuschung, dem Ziele der Kircheneinung nahe zu seyn, schwand hier durch Widerspruch von zwei Seiten gegen das Interim. Die Evangelischen straubten sich, mit bestimmten Worten Moritz, der sich mit seinen Theologen berathen hatte, den wackern Melanchthon herzhaft gegen Anschuldigungen vertheidigte, mit der Abreise drohete und in der That vor dem letzten Beschlusse über die nimmer auszumachende Sache Augsburg verließ. So wie er, waren viele andere evangelische Fürsten dem Interim und jeglicher Abdingung und Ablassung einzelner Glaubenssätze zum Behufe einer Ausgleichung mit den Katholiken zuwider, vor Allen der gefangene Johann Friedrich, an dessen Sinnesart Karl die Stärke eines glaubigen Muthes hätte erkennen sollen. — Von Seiten des Papstes dagegen thürmten sich alle Hindernisse bösen Willens und Spiels auf, denn von diesem hatte Karl, um einige Hauptanstöße der Evangelischen aus dem Wege zu raumen, Erlaubniß der Priesterehe und des Kelchs im Abendmahle begehrt. Es ist, als habe Karl am Ende nur ein Opfer für seinen Willen begehrt, ohne ernstliche Hoffnung, zum Ziele zu gelangen; er ließ trotz dem erhobenen Widerspruche das Interim bekannt machen und begab sich noch im Jahre 1548 nach den Niederlanden. Hier erließ er bald darauf (1550) scharfe Befehle gegen die dortigen Anhänger der evangelischen Lehre; Zeichen des in ihm aufsteigenden Unwillens über das Mislingen seiner Bestrebungen, die Kirche zu einen. Während der zwei Jahre, die Karl dort blieb, bildete in Deutschland der Widerstand gegen das Interim sich be-

stimmter aus; der Hauptsitz der Gegner desselben war die noch unbezwungene und mächtige freie Reichsstadt Magdeburg, wo der wildeste Eiferer für das strenge, buchstäbliche Lutherthum, Flacius aus Illyrien, sich befand. Nach Deutschland kam der Kaiser im Jahre 1550 zurück und eröffnete am 26. July einen Reichstag zu Augsburg. Der weltlichen Reichsfürsten waren nur zwei, Albrecht von Baiern und Heinrich von Braunschweig, zugegen. Darob konnte der Kaiser nicht zu mildern Gesinnungen kommen. Das widerspenstige Magdeburg ward geächtet, und dem Churfürsten Moritz, welchem Karl noch immer Gunst und Vertrauen bewies, die Vollstreckung der Acht übertragen.

Moritz gegen Karl. Heinrich II von Frankreich.

Damit gab Karl sein Glück von sich! Moritz war nicht mehr des Kaisers. Scham und Reue ließen ihm nicht Rast. Die Fürsten, für die er sich verwendet, ja gegen die er sich verbürgt hatte, waren noch immer gefangen; Philipp, sein Schwiegervater, noch in harter Haft in einem Kerker von zehn Fuß Länge, dessen Fenster mit Brettern vernagelt war; keine Vorstellung hatte Karl zur Aenderung seines ungroßmüthigen Verfahrens vermogt; doch ward Johann Friedrich, der immerfort des Kaisers Hoflager nachgeführt wurde, anständiger behandelt, wenn gleich er zu dulden hatte, daß die spanische Wache, welche täglich mit klingendem Spiele bei ihm aufzog, des Nachts vor und in seinem Schlafzimmer auf Stühlen und Bänken ihre Ruhestätten nahm. Zu dem bittern Gefühle über gekränkte Fürstenehre gesellte bei Moritz sich die Sorge um das neue Kirchenthum, dessen große Vortheile für die Fürsten, als Stellvertreter der Bischöfe, er erkannt hatte; Karl schien nun ernstlich auf dessen Umsturz bedacht zu seyn. Ja auch der Reichsfreiheit der Fürsten drohte eine große Gefahr: Karl suchte seinem Sohne Philipp, von abstoßendem, zwingherrlichem Hochmuth, die Nachfolge im Kaiserthum zu verschaffen. So begann denn Moritz zunächst ein Spiel der List, in dem ihm zu

folgen nicht erfreulich ist, und dessen Kunstgriffe nimmer durch den Erfolg können gutgeheißen werden. Moritz zog gegen Magdeburg, dessen Wehrstand vortrefflich war, im November 1550; Karl blieb auch nach Beendigung des Reichstags in Deutschland; auf diesem war (im Reichsabschiede 13. Februar 1551) die Wiedereröffnung der tridentinischen Kirchenversammlung beschlossen, und dem Sitze der Kirchenversammlung glaubte Karl nahe seyn zu müssen. Magdeburgs Belagerung ward ohne Ernst und Nachdruck von Moritz betrieben; des Kaisers geheime Kundschafter bei Moritz aber durch feines Blendwerk berückt und Karls Sicherheit erhöht; er fuhr fort, Moritz für aufrichtig, für ihm verbunden und zugethan zu halten; überhaupt aber hielt er die Deutschen für zu ungeschickt, um einen tiefdurchdachten, geheimen Entwurf auszuführen, „die tollen und vollen Deutschen, sagte er, haben kein Geschick zu dergleichen listigen Ränken.“ Nun, November 1551, wurde die mächtige Stadt Magdeburg durch ehrenvollen Vergleich mehr zur Bundesgenossin des Churfürsten gewonnen, als bezwungen; ihr Kriegsvolk trat in seinen Dienst. Moritz Plan war gereift, aber wie eine Frucht, die durch Zubringung unnatürlicher Wärme gezeitigt worden ist. Moritz ward Verläugner des deutschen Vaterlandes; er verband sich mit König Heinrich II von Frankreich, Franzens Nachfolger, einem blutdurstigen Verfolger der neuen Lehre, deren Bekennern er vor dem qualvollsten Feuertode die Zunge ausreißen ließ. So hatte Moritz im schmalkaldischen Kriege die Sache seiner Glaubensgenossen aufs Spiel gesetzt; jetzt wich die Sache persönlicher Freundschaft und Dankbarkeit gegen Karl und des deutschen Vaterlandes Entwürfen, deren innere Unlauterkeit nicht durch Rücksicht auf die Macht der äußern Verhältnisse gutgemacht werden kann. Zum Kriegsgesellen aber ersah sich Moritz den rohen Albrecht, Markgraf von Brandenburg, dem Sengen und Brennen eine Ergötzlichkeit war.

Karl befand sich in Insbruck, schwer heimgesucht von Gicht. Bewaffnete Macht hatte er nicht um sich; Ferdinands Kriegsvolk lag gegen Soliman zu Felde, der seit 1551 den Krieg wiederbe-

gonnen hatte und im Banat von Temeswar einen Platz nach dem andern eroberte. Moritz hatte ihm verheißen, zur tridentinischen Kirchenversammlung zu kommen, Gesandte vorausgeschickt, Wohnung für sich bestellt, Räthe nach Landshut, Theologen nach Nürnberg vorausreisen lassen; jetzt trat er selbst die Reise an. Zugleich aber ließ er aufs feierlichste die gefangenen Fürsten vom Kaiser losbitten. Dies vergeblich und Karls Weigerung ihm willkommen; Gewährung des Gesuchs hätte seine Entwürfe durchkreuzt. Plötzlich kehrte er um, ließ bei dem Kaiser sein Nichtkommen entschuldigen, rief seine Landstände zusammen und ließ, als diese höchst bedenklich über Beginnung eines Krieges gegen den Kaiser waren, auch ohne deren Zustimmung sein in Thüringen gelagertes Heer aufbrechen. Ein Absagebrief an den Kaiser ging voraus: König Heinrich II begann den Krieg zu gleicher Zeit; dieser ließ eine Mahnung an das deutsche Reich ergehen, die unverschämteste und empörendste Gleißnerei als Köder, Verheißung des Heils an die Deutschen rc. In der Mitte des Maymonats 1552 stand Moritz mit seinem Heere in Tirol. Karl sah von Insbruck der Gefahr entgegen. Moritz war zwei Tagemärsche von Insbruck entfernt und es schien nicht mehr schwierig, den Kaiser zu überraschen: aber da empörte sich eine seiner Heerschaaren, das Regiment Reiffenberg, dem Moritz den üblichen Ehrensold für Erstürmung eines festen Platzes versagt hatte; die meuterischen Söldner ließen die Spieße nieder gegen ihn, es geschahen Flintenschüsse auf ihn; er mußte sein Leben durch Versteck retten; darüber verging ein Tag. Dennoch gelangte Moritz nur um einige Stunden später, als der Kaiser die Stadt verlassen hatte, in Insbruck an, 20. Mai. Diesen selbst gefangen zu nehmen, war wohl nicht sein Wunsch und Wille; er habe, sagte er, keinen Käfig für einen solchen Vogel. Johann Friedrich war frei; er scherzte, daß ihm der Hof entlaufen sey, dem er nicht habe entlaufen wollen. Karl, siechen Leibes, wurde in einer Sänfte gen Villach getragen.

So hatte denn ihn, der die Schlausten überlistet, seine eigene Kunst betrogen, und — was doppelt empfindlich für ihn — ein

Pflegling, dem er nicht genug Geist zu arglistiger Berückung zutraute und dem er aufrichtig sein Herz hingegeben hatte. Bei Moritz allein war Karl aus seinem Gleise und Takte gerathen. Von nun an war Deutschland ihm ein Dornenlager; sein Bruder Ferdinand erhielt von ihm Vollmacht, mit Moritz zu unterhandeln; die Ausgleichung kam zu Stande durch den passauer Vertrag, 2. August 1552, der dem gefangenen Landgrafen Philipp die Freiheit wiedergab und die Grundlage des Religionsfriedens wurde. Karls Sinn wandte sich nicht ohne leidenschaftlichen Eifer gegen Heinrich II von Frankreich.

Der fünfte französische Krieg ist der einzige, den Kaiser Karl für das Kaiserreich führte, von welchem Heinrich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun abgerissen hatte; in einem solchen nichts zu gewinnen, war in der Ordnung des Reiches seit Jahrhunderten fester Satz. Karl erschien vor Metz 20. November 1552. Es zu nehmen, schien ihm eine Ehrensache; in der Vertheidigung des wichtigen Platzes gegen den mächtigsten Fürsten der Christenheit aber suchte seine ersten Lorbeeren der junge Herzog Franz von Guise, und diesem wandte sich das Glück zu. Karl sagte, Fortuna sey ein Weib, sie liebe die Jugend. Die durch alle Entbehrungen und Beschwerden eines ungemein harten Winters hindurch vergeblich fortgesetzte Belagerung kostete Karl ein schönes Heer und einen guten Theil des noch übrigen geringen Vorraths von Körperkräften und Lebensmuth.

Ehe aber Karl die Waffen niederlegte, hatte Moritz schon sein Ende gefunden. Als ob er durch das, was ihm Zuwachs von Hoheit und Macht zugeführt hatte, sein Geschick zu erfüllen bestimmt gewesen wäre, hatte er, der gegen Stammvetter, Glaubensgenossen und Wohlthäter das Schwert gezogen, nun noch gegen seinen Freund und Waffenbruder, Albrecht von Brandenburg, in's Feld ziehen müssen. Dieser wilde Mann bot jeglicher Ordnung Trotz; wohin die Spitze seines Schwertes reichte, das nahm er als sein; am Schwerte hing die Pechfa=

ckel. So durchzog er mehre deutsche Landschaften, nachdem schon Moritz mit Ferdinand sich verglichen hatte, und verhöhnte dessen Mahnung zum Frieden. Nochmals stand Moritz Fürstenehre auf dem Spiele; er führte ein Heer gegen den Friedensstörer. Am 9. July 1553 besiegte er ihn bei Sievershausen, einem braunschweigischen Dorfe, aber, als Sieger von einer todbringenden Kugel getroffen, starb er unter fürchterlichen Schmerzen zwei Tage nach der Schlacht. Für Karl war die Zeit der künstlichen Mäßigung vorüber; die Todespost versenkte ihn in düsteres Nachsinnen und tiefes menschliches Gefühl sprach sich aus in dem Rufe: „Absalon mein Sohn." Karl war gesühnt. Johann Friedrich, der mit seinem getreuen, ihm freiwillig in die Haft gefolgten, Begleiter, Meister Lukas Kranach, unter dem Erguß der herzinnigsten Freude der Seinen heimgekehrt war, und nun sein Hoflager zu Weimar hatte, gestand bei der Nachricht von Moritzens Tode, daß er ein wunderbarer und hochbegabter Mann gewesen sey.

Gegen Frankreich zog Karl zum letzten Male im Jahre 1554 mit gänzlich gebrochener Körperkraft; in einer Sänfte ward er dem Heere vorausgetragen. Abermals keine Frucht. Karls Eifer darin war ein erzwungener; seine Seele hatte schon begonnen, sich von der Außenwelt zurückzuziehen; das eitele Streben in irdischen Dingen ekelte ihn an. Er war selten zugänglich; in einem schwarzbehangnen Zimmer, das durch sieben Kerzen erleuchtet war, lag er stundenlang auf den Knien; Briefe blieben uneröffnet liegen; tagelang blieb sein Mund verschlossen; er begann, seine Rechnung mit dem Himmel zu machen.

Religionsfriede. Soliman.

Vor allen andern waren ihm die deutschen Angelegenheiten widerwärtig; in Deutschland war ihm nicht die Erhebung seines Sohnes, nicht die Einung der Kirche gelungen, hier hatte ihm

der Freund und Liebling bitteres Weh bereitet. Seine Ansicht von dem neuen Glauben ward strenger und strenger, er gab die feindseligsten Erklärungen dagegen; aber dies war nur wie ein Bekenntniß, das er dem Gotte der päpstlichen Kirche machte; in den irdischen Lauf der kirchlichen Dinge mogte er nicht mehr eingreifen; König Ferdiand bekam, 10. Juny 1554, von ihm Vollmacht, sich mit den Evangelischen, wie er möge und könne, zu vergleichen. Daraus ging, 25. September 1555, der augsburger Religionsfriede hervor, der den Evangelischen Frieden und Freiheit ihres Kirchenthums und den Besitz der bis zum Vergleiche von Passau eingezogenen geistlichen Güter sicherte, die Bekenner einer andern nicht katholisch-christlichen Lehre, als der zu Augsburg 1530 dargelegten, also auch die Reformirten, von der Theilnahme an diesen Zugeständnissen ausschloß, den Pfründenträgern der katholischen Kirche aber, welche zur evangelischen übertreten würden, den fernern Genuß ihrer Pfründen absprach und den Stiftern erlaubte, den abtrünnigen Erzbischof, Bischof, Abt, Domherrn zu entsetzen und einen neuen zu wählen. Dieser letzte Punkt, kirchlicher Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum, genannt, ward, weil die beiden Parteien darüber sich nicht einen konnten, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dem Friedensvertrage eingefügt.

Mit Frankreich hatte Karl schon 5. Februar 1555, als Herr der spanischen Monarchie, einen Waffenstillstand zu Vaucelles geschlossen. Mit Soliman unterhandelte Ferdinand seit dem Jahre 1552 um Frieden; Busbeck ward deshalb am Ende des Jahres 1554 gen Constantinopel gesandt; aber, wenn gleich dem Namen nach Waffenstillstand war, ruhten die Waffen selten; an den Grenzen ward rastlos gefehdet und 1556 Sigeth von den Osmanen belagert. Soliman blieb hinfort Gewinner in dem blutigen Spiele um das schöne Ungarland; aber seinen innern Frieden hatte die verschmitzte und tückische Roxelane untergraben. Der wackerste seiner Söhne von einer anderen Mutter, Mustafa, fiel 1553 als Opfer ihrer Ränke; zum Vater gerufen und arglos eintretend ward

er von sieben Stummen niedergeworfen und vor den Augen Soliman's, der hinter einem Vorhange vorschaute, umgebracht. Gern war Soliman noch in der Mitte des Kriegsgetümmels, aber Blut heilte nicht den Schaden, den er an seiner Seele genommen hatte, löschte nicht den innerlich zehrenden Brand des Gewissens, machte ihn nicht milder und besser; auch sein Sohn Bajazet, durch höllische Umtriebe zum Aufruhr getrieben, landflüchtig, vom Perserschach ausgeliefert, ward (1561) ermordet; mit ihm seine vier Söhne. Seitdem sah man auf Solimans Antlitze keine Heiterkeit mehr.

Karls Abschied von Thron und Leben.

Im Jahre 1555 starb Karls Mutter Johanna nach halbhundertjährigem Wahnsinn; Karls Schwermuth ward dadurch gesteigert; es war ihm mehrmals, als erschiene ihm die Mutter und riefe ihn zu sich. Tiefen Eindruck machte auf ihn das Wort eines alten Kriegsobersten, der seinen Abschied begehrte, „weil man zwischen der Welt und dem Tode noch auf sich selbst Zeit verwenden müsse." Der Entschluß, seine Kronen niederzulegen kam zur Reife. Die Verwaltung der italienischen Landschaften hatte Philipp schon 1554 übernommen; jetzt ward dieser berufen, um die Herrschaft in den Niederlanden zu übernehmen. Die deshalb, 5. Oktober 1555, gehaltene Versammlung der Stände war feierlich; Niemand außer Philipp blieb ungerührt. Karl, mit absterbender Kraft, stützte bei seiner Rede sich auf Wilhelm von Oranien. Er erinnerte an die Mühen und Beschwerden seines drangvollen Lebens, umarmte seinen Sohn mit Heftigkeit und sank dann erschöpft in seinen Sessel zurück. Spanien trat er seinem Sohn 15. Januar 1556 ab, die Verwaltung des Kaiserthums seinem Bruder Ferdinand 27. August desselben Jahres; die feierliche Entsagung auf dasselbe erfolgte erst im Februar 1558. Hunderttausend Kronen jährlicher Einkünfte war Alles, was er aus der Fülle seiner irdischen Herrlichkeit für sich behalten wollte.

Als er von allen Regierungssorgen sich befreit hatte, fühlte er sich leichter; mit innigem Wohlgefallen nannte er sich nun Karl, ohne Zusatz eines Würdentitels; er danke Gott, sprach er, daß er ihn die Eitelkeit irdischer Macht und Hoheit erkennen gelehrt habe. Es lag ihm am Herzen, daß Jedermann sich von der Aufrichtigkeit dieser Gesinnung überzeugen mögte. Einst war um jene Zeit der kaiserliche Kanzler Seld bis Mitternacht bei ihm, die Dienerschaft in tiefem Schlafe; als Seld aufbrach, nahm Karl die Kerze, schritt voran, hieß den Kanzler folgen und entließ diesen am Ende der Treppe mit der Äußerung, er möge sich erinnern, daß Karl, dem er so lange treu gedient, zuletzt sein Diener gewesen sey. Das Herz aber zog Karl gen Spanien; er landete daselbst 28 September 1558. In einem reizenden Thale Estremadura's liegt das Kloster S. Just; längst hatte er es liebgewonnen und dabei wohl der Gärten, wohin Diocletianus sich vom Kaiserthrone begeben, gedacht; da nahm er seine Wohnung. Bebauung des Gartens, Andachtsübungen, Kasteiungen und Fertigung mechanischer Figuren mit künstlichem Räderwerk füllten seine Tage. Aber seine Seele blieb unbefriedigt; düsterer senkten die Schatten gestörter Einbildungskraft sich auf sie nieder. Es dauerte ihm zu lange mit der Reise ins überirdische Reich, dem er alles Irdische zum Opfer gebracht hatte. Er begehrte einen Vorschmack des Todes; in ein Leichentuch gehüllt legte er sich in einen Sarg, den er mitten in der Kirche des Klosters hatte aufstellen lassen, gebot eine Todtenmesse zu halten und ihn gleich einer Leiche mit Weihwasser zu besprengen. Dadurch reifte ein hitziges Fieber, dessen Keim er in seinen Gliedern trug; als ihn nun dessen Schauer durchschüttelten, verschmähte er die Arznei; er schmachtete nach Erlösung von der irdischen Hülle, das Crucifix gab er nicht aus der Hand. Mit voller Besinnung starb er 21. September 1558. Ponce und Cazalla, mit denen Karl im Kloster gern verkehrt hatte und die zuletzt um ihn waren, kamen bald nachher in den Verdacht der Ketzerei und wurden in die Kerker eben der Inquisition geworfen, deren Aufhebung die castilischen Cortes von Karl zu erlangen vergeblich sich bemüht hatten. Hatte auch Karl in seinen

letzten Tagen Ahnungen von der Lauterkeit des Evangeliums, so ward dies doch nicht stark, nicht klar, nicht einig; die Spanier, welche von seinem Leben geschrieben haben, stellen seine Rechtglaubigkeit als jedem Zweifel entrückt dar.

Sanft ruhe seine Asche! In der Erinnerung der Nachwelt leben seine Thaten; gerichtet hat sie Gott.

III.

Die Jesuiten
und
das tridentinische Concilium.

Noch ein Jahrhundert nach Karls V Tode tragen die bedeutendsten Erscheinungen im europäischen Staatenverkehr das Gepräge des Eifers für Glauben und Kirche, für das, was den Menschen mit dem Himmel verbindet, wenn es mit voller Lauterkeit dessen Herz erfüllt, was aber auch die Natur des unheilvollsten geistigen Giftes, eines vulkanischen und dämonischen Getriebes annimmt, wenn Wahn für Wahrheit, Leidenschaft für lebendigen Eifer, Aberglaube für Glaube und Haß für Liebe waltet. Auf dem Mutterboden der Reformation, in Deutschland, war bei Karls V Tode der gute Geist der evangelischen Kirche nicht mehr in voller Kraft; aber er wanderte, und neugestaltet und frisch bietet er sich als Hebel drangvoller Bewegungen uns dar bei einem uns verwandten und benachbarten Volke, den Niederländern, zugleich bei den Franzosen und Schotten, dann in Schweden, wiederum in Deutschland, zuletzt bei den Engländern. Dagegen war schon bei Karls Lebzeiten für den alten Glauben und das Papstthum eine Macht aufgestiegen, welche zur Losung nahm, die neue Kirche wiederzugewinnen oder zu verderben, über alle Nichtpapisten den Fluch aussprach und Kraft und List zu rastlosen Angriffen aufbot — der Jesuiterorden; von ihm ist zunächst zu reden. Was die Reformation für die Zeit Karls V, das ist das Treiben des Jesuiterorden für Philipps II Zeitalter; dort die Vorhalle des Lichts, hier das Gewölbe der Schatten.

Anfänge des Ordens.

Ignatius von Loyola (geb. 1491), Sohn eines spanischen Hidalgo, war Officier der Besatzung des Schlosses von Pampelona, als dieses im Jahre 1521 von den Franzosen belagert wurde. Eine Kugel zerschmetterte ihm das Bein; die Cur war schmerzhaft und langwierig; das Wundfieber erhitzte das Gehirn, die Langeweile trieb zum Lesen, und ein unglückliches Geschick führte dem Kranken Heiligenlegenden zu, worin viel von Kasteiung, Selbsterniedrigung, Ausmergelung und Tödtung des Fleisches, Buße in Sack und Asche ꝛc. Das stieg ihm zu Haüpten; die Jungfrau Maria erschien ihm, er ließ das weltliche Kriegerthum und weihte sich zum Ritterthum im Dienste der Himmelskönigin. In der Pilgrimskutte mit einem Stachelgürtel um den nackten Leib, unter Geißeln, Betteln und Bußthränen wallfahrtete er 1523 nach dem heiligen Lande, die Unglaübigen zu bekehren, ward von den Mönchen in Jerusalem als unbrauchbar heimgeschickt und begann nun die Anfangsgründe der Wissenschaft zu lernen, um tüchtiges Rüstzeug zu Lehre und Bekehrung zu werden. Immerfort ward das Lernen unterbrochen durch den Drang, zu bekehren und eine Genossenschaft um sich zu bilden. Sein ungestümes, sich aufzwingendes Wesen schien der spanischen Inquisition außer Maaß und Ordnung zu seyn; er durfte nicht mehr predigen, noch bekehren. Nun zog er nach Paris und setzte hier seine Weise fort — Unfleiß im Studiren, dagegen der brennendste Eifer, Buße und Bekehrung zu predigen. Immerdar bemüht, die Gemüther seiner Bekannten zu bewegen und von der gottlosen Bahn der Weltkinder zu seiner Weise herüberzulocken, zugleich als unberufener Scherge der Ketzergerichte Anhänger des Lutherthums aufzuspüren, kam er zu Geltung bei einer Anzahl seiner akademischen Genossen. Der Fanatismus hat etwas Ansteckendes; aber dem Zeloten Loyola kam auch die schlaue Berechnung, auf ungewohnten Wegen und als Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Staunens einen ausgezeichneten Platz in Welt und Kirche

gewinnen zu können, zu statten; dies, wie jenes, führte ihm die ersten Jünger zur dauernden Genossenschaft zu: Lainez, Xaver, Bobadilla, Salmeron, Rodriguez, Le Fevre, die vier ersten seine Landsleute. Am 15. August 1534 führte Loyola sie in ein unterirdisches Gewölbe der Frauenkirche auf dem Montmartre bei Paris und die Sieben beschworen einen Bund mit dem Gelübde der Armuth, der Wallfahrt nach Jerusalem, der Bekehrung der Unglaübigen; sey die letztere nicht ausführbar, — der Weihung aller ihrer Kräfte zum Dienste des Papstthums.

In Venedig, dem zur Abfahrt bestimmten Sammelplatze, gab Xaver Probestücke eines neuen, seit Jahrhunderten nicht mehr gesehenen Eifers; zu geschweigen der blutigen Geißelung, ging er zur Krankenpflege in's Spital, sog ekelhafte Geschwüre aus, trank das Badewasser der Aussätzigen rc. Man staunte; Viele lachten; Wenige begriffen, daß es leichter sey, Ekel und körperlichen Schmerz zu überwinden, als mit lauterem Sinne und ruhiger Festigkeit Recht und Tugend üben, daß Abstumpfungen jener Art der Thierheit, großartiges Thun aber mit Aufgebot der gesamten moralischen Kraft der Gottheit näher führe, und daß unter der Bettlerhülle des Fanatikers, der weniger als Mensch seyn zu wollen vorgiebt, Anmaßung, Hochmuth und unmenschliche Härte gar gewöhnlich verborgen ist. Krieg hinderte die Ausführung der Reise nach Jerusalem; Loyola, Lainez und Le Fevre begaben sich nach Rom, und nun hatte die Giftpflanze ihren Wucherboden gefunden; auf die Geschichte des selbstverlaügnenden Fanatismus folgte nun die einer beispiellosen Einung von Schlauheit und Betrug mit einem Eifer, wie er für das Höchste und Edelste nicht brennender seyn kann. Von nun an wurde Lainez berechnende Ehrsucht Seele des Ordens; statt des spanisch-fanatischen Princips trat das italienisch-arglistige ein.

Papst Paul III raümte den Ankömmlingen zuvörderst einige Lehrstühle zu Rom ein und gab ihnen die Erlaubniß, am

Seelenheil der Unglaubigen zu arbeiten. Die Bundesbrüder strebten aber eifrigst nach innerer Vollendung ihres Bundes und äußerer Anerkennung desselben. Am 15. April 1539 verpflichteten sie sich gegeneinander zu drei Gelübden: der Armuth, der Keuschheit uns des unbedingten Gehorsams gegen einen zu erwählenden Obern, am 4. May insbesondere noch zu unbedingtem Gehorsam gegen den Papst, namentlich wenn dieser sie zu Glaubenssendungen auffordern würde. Günstiger Ruf ging schon in verstärktem Tone vor ihnen her; der König von Portugal, um Glaubensboten nach Indien verlegen, hatte sich an sie gewandt. Als nun dem Papste Paul III die Grundzüge der Ordensregel vorlagen, — Bereitwilligkeit zum Dienste für das Papstthum, ja einzige Richtung der eifrigsten Thätigkeit darauf, unverweigerliche Folgeleistung bei Aufforderungen zu Reise und Fahrt unter Unglaubige und Ketzer, Muselmänner und Heiden, Sinn einer nimmer rastenden Ritterschaft für päpstliches Kirchenthum, gänzliche Verzichtung auf eine davon unabhängige Existenz, Begebung aller Ansprüche auf ruhiges, beschauliches Klosterleben — rief er aus: Da ist der Geist Gottes! Ungeachtet des Widerspruchs einiger Würdenträger der Kirche bestätigte er 27. September 1540 durch die Bulle Regimini ecclesiae militantis den Orden als Gesellschaft Jesu, doch mit der Beschränkung, das der Mitglieder desselben nicht über sechszig seyn sollten. Ignatius von Loyola wurde zum General des Ordens erwählt; der Befehl seines Beichtvaters, erklärte er, habe sein Straüben überwunden. Rom wurde Sitz des Generals.

Der dem Papstthum überaus günstige Geist des Ordens offenbarte sich nun so rasch und führte zu so erstaunlichen Erfolgen, daß die Erkenntlichkeit des Papstes dem zu entsprechen sich bemühte. Daher denn im Laufe der nächsten Jahre eine Reihe von Vergünstigungen, in deren Ertheilung die Päpste einander und sich selbst überbieten zu wollen schienen. Im Jahre 1561 waren auf die Gesellschaft Jesu sämtliche Vorrechte und Freiheiten der gesamten übrigen Mönchsorden, außerdem aber das Ersinnliche

von besondern Gunstbezeugungen gehaüft. Die Jesuiten waren nun wie ein Adel der Kirche, eine Rittergarde, deren Gesamtgeltung jedem einzelnen Mitgliede, war er auch im Orden selbst gering, Vorrechte sogar über Großwürdenträger der Kirche gab. Daß dies Eifersucht, Neid und Beschwerden der übrigen Orden und der Kirchenbeamten aufregte, liegt am Tage.

Innere Ausbildung des Ordens.

Ignatius, der Stifter, that keineswegs Alles; seinen Geist überragte bei weitem der des schlauen Lainez, seines Nachfolgers in der Generalswürde; von diesem und dem fünften General des Ordens, Aquaviva, ist die Hauptsache gethan worden, dem Orden seine innere Gliederung und seine Richtung nach außen zu geben, und unsere Darstellung ist demnach hier, wie im folgenden Abschnitte, von der Stellung des Ordens nach außen, nicht auf Loyola's Lebenszeit zu beschränken. Aus Ignatius Sinne entwich nie ganz die Schwärmerei; nach seinem Sinne sollte daher der Orden eine Art Ritterschaft seyn; die Missionen zu den Irr- und Unglaübigen das Hervorstechende, wie bei dem Ritter die Abentheuerfahrten; der Kampf mit jenen, als Rüstzeugen des Satanas, gleich dem Kampfe des Ritters gegen Drachen und dergleichen Ungeheuer. Eine genau gegliederte Gesetzgebung für den Orden arbeiteten Lainez und Salmeron aus während der Vacanz des Generalats nach Ignatius Tode († 31. Juli 1556); Lainez, General bis 1565, ist der eigentliche Gesetzgeber des Ordens.

Höchster Zweck, auf den die Thätigkeit des Ordens sich richten sollte, war Herrschaft des Papstthums, aber in dem Papstthum sollte der Orden seyn, was die Perle in der Krone; Hauptstütze des Papstthums, aber dafür auch erhaben über alle vorhandenen und künftigen kirchlichen Institute, Orden und Beamte, unabhängig von Bischöfen und Erzbischöfen und selbst deren Mei-

stet. Gut und recht sollte seyn, was dem Orden nützte; nach Beziehung darauf galt Alles für wandelbar, Alles konnte dazu gedreht und gedeutet werden. Der Schein ward dabei aber immer auf Kirche und Gott geworfen. Alles dem Worte nach zur größern Ehre Gottes, nach dem Sinne aber konnte der General und der höchste Zweck des Ordens verstanden werden. Zur Ehre Gottes die Millionenmal wiederholte Losung der Jesuiten. Die Kirche sollte als durch die Jesuiten gebessert, das Evangelium als gereinigt und verjüngt erscheinen. So nahmen sie den Schein an, der Reformation nicht sowohl entgegenzutreten, als sie zu überbieten, wandten sich aber mit um so größerem Eifer gegen die Ketzer, um diese zu der angeblich gereinigten katholischen Kirche zurückzuführen; an Vergleich und Vertrag mit diesen ward nicht mehr gedacht, nachgegeben in nichts, vielmehr gestrebt, das durch die Reformation Verlorne wiederzugewinnen und Zins dazuzunehmen. Außer den Ketzern aber sollte der jesuitisch-päpstliche Katholicismus auch den Ungläubigen zugeführt werden und so sich ein Weltreich bilden, in dem das Papstthum der Mittelpunkt und die Gesellschaft Jesu die Seele wäre.

Bei Betrachtung der innern Gliederung des Ordens tritt uns eine einzige Zusammengesellung von Ehr- und Herrschsucht und blindem Gehorsam entgegen, von Studium und von Verlaügnung des Verstandes, von Fanatismus und Verschmitztheit. Der blindeste Gehorsam durch den ganzen Orden, der zwangvollste Despotismus in der Waltung der Obern, des Generals Wort gleich dem Gebot einer übermenschlichen Macht. Keine Satzung stand fest gegen dessen Willkühr; er konnte jegliches Gesetz aufheben, ändern, von jedem Gesetze entbinden. Die Persönlichkeit der Einzelnen wurde gleichsam geistig aufgelöst und in die Gesamtheit verschmolzen; einerlei Richtung des Willens, einerlei Rede; nirgends Grübeln über das Warum, nirgends Widerspruch. Wie ein Kehrbesen in der Hand der Magd, oder der Thon in der des Töpfers sollte nach Ignatius Ausspruche der Jesuit der höhern Leitung folgen; im Namen des Ordens konnte sogar die Bege-

hung von Todsünden geboten werden und Weigerung durfte nicht stattfinden. Daher denn auch das Gesetz, kein Jesuit solle ein Bisthum oder eine andere hohe Würde der Kirche annehmen; der innere Zusammenhang des Gebietens und Gehorchens wäre dadurch gestört worden.

Der Stufen des Ranges gab es im Orden mehre. Die Novizen wurden mehre Jahre hindurch sorgfältig geprüft; aus den gut bestandenen bildete sich dann die jüngere Mannschaft des Ordens, die Scholastiker; höher standen die Coadjutoren; den Meistergrad, so zu sagen, erlangten nur wenige, die Professen von vier Gelübden: der Armuth, Keuschheit, des Gehorsams und noch insbesondere des Gehorsams gegen den Papst bei Aufforderung zu Missionen. Aus den Professen wurden Vorsteher, Rektoren rc. gewählt. Die Beförderung von einer Stufe zur andern war durchaus Sache der Willkühr des Generals und seiner Betrauten; Recht dazu gab nichts.

Die unbedingte Hingebung und Abhängigkeit der Geister, die blinde Ehrfurcht der Niedern gegen die Obern, wurde unterhalten durch Schweigen, Ausforschen, durch ein alldurchdringendes Spähsystem. Jeder Einzelne hatte seinen Aufpasser; Einer wurde durch den Andern belauert und angegeben. Alle acht Tage mußten die Jüngern beichten, und wurden gewöhnt, auch das Geheimste, Gedanken und Aufwallungen des Gefühls, zu offenbaren; alle sechs Monate aber geschah eine Gesamtbeichte über den Seelenzustand überhaupt. Furcht und Sorge, den alleserforschenden Spähern doch nichts geheimhalten zu können, löste hier die Zungen und schloß das Innerste der Herzen auf. Dagegen blieb keine Äußerung des Spottes und der Kritik rc. jemals ohne Rüge; nicht selten folgte darauf der Tod durch Gift oder Hunger.*) Aus-

*) Lang Gesch. d. Jes. in Baiern S. 163: Der Tiroler Ram, Profeß der vier Gelübde in Dillingen, hatte 1664 gegen Ordensbrüder geäußert, ihn reue es, Jesuit zu seyn, es sey viel wider sie geschrie-

tritt aus dem Orden aber war nur so erlaubt, daß der Ausscheidende in einen noch strengern Orden, nehmlich der Karthauser, einträte. So war denn auch der, in welchem es dämmerte, in dem die Reue erwachte, gebannt und seiner Freiheit auf immer verlustig. Alle Glieder des Ordens hingen zusammen wie ein unauflöslich in einander verschlungenes Gewebe; dessen äußerste Fäden einten sich in dem Meisterknoten, den der General zu Rom darstellt. An diesen gingen aus allen Gegenden der Welt zu bestimmten Zeiten Berichte über die Jesuiten aller Grade von ihren Vorgesetzten und regelmäßig wurden sie beantwortet. Kein Brief ging durch die Post; manche waren mit Chiffreschrift geschrieben. Wenn ein Mitglied des Ordens ein Buch herausgeben wollte, mußte er die Handschrift an den General einsenden; dieser ließ sie durch fünf Censoren prüfen und nach Gutbefinden darin abändern.

Stellung des Ordens nach außen.

Andere Mönchsorden waren gestiftet worden, um Rückgezogenheit aus dem Leben zu gewähren, die Gesellschaft Jesu, um nach allen Richtungen und bis in die entlegensten Räume, über Land und Meer, über alle Zonen hin ins Leben einzugreifen und sich dessen zu bemächtigen, rastlos thätig, überall in Kampf und Sieg. Unter tausend Gestalten drangen die Jesuiten dem Leben sich auf; ihr Verkehr reichte von den Bettlern bis zu den Königen. Darum hatten sie keine Klöster mit dem Gesetze der Abgeschlossenheit und strenger Clausur, sondern gastliche Collegia und Professhäuser, keine

---

ben, er aber wisse wol noch mehr. Darauf ließ ihm der General eröffnen, es stehe geschrieben, man solle Vater und Mutter ehren, auf daß man lange lebe; er habe seine Mutter, den Orden, nicht geehrt, sein Leben könne nicht mehr lange dauern. Im folgenden Jahre erkrankte er plötzlich; auf dem Todtenbette rief er, wohl verstehe er den Sinn jener Worte; auf dem Leichnam zeigten sich sogleich schwarze Flecken.

zurückschreckenden Mönchskutten und Kapuzen, sondern eine gefällige Ordenstracht, gingen nicht, wie anfangs Ignatius, in säuischem Schmutze einher, gebehrdeten sich nicht grob und plump, wie andere Mönche, namentlich die Dominikaner und Franziskaner; sondern nett und glatt; die Gunst des Scheins schritt überall ihnen voraus zur Befangung und Blendung der Gemüther von Freund und Feind.

Hier erscheinen sie auf den Gassen als Lehrer, die die Jugend an sich rufen und umsonst unterrichten; dort als Bußprediger, sie rennen Nachts durch die Straßen und schreien Zeter und Weh über die Sünden einer Stadt; dort als Anführer entmenschter Banden, die die Ketzer in ihren friedlichen Wohnungen aufsuchen, so in den Thälern der Waldenser in Piemont; dort als Glaubensboten bei den Heiden, bald aber auch als Handelsleute; dort als Beichtväter der Könige und Fürsten, aber auch als die geschicktesten politischen Unterhändler. Die drei Hauptrichtungen ihrer Thätigkeit gingen auf Jugendunterricht, Seelsorge im Beichtstuhl, und Bekehrung der Ketzer und Unglaubigen.

Vor Allem wichtig ward die erste, auf den Jugendunterricht. Als der Orden auftrat, war theils durch die fortdauernde Ruchlosigkeit früherer Zeit, theils durch den Einfluß der Reformation das vorhandene Geschlecht der Erwachsenen nicht der empfänglichste Boden für ihre Saat; sie richteten daher ihren Blick mehr auf den jungen Anwuchs, und ihre Mühe lohnte sich bald hier um so reichlicher, da das Schulwesen in der päpstlichen Christenheit gänzlich im Argen lag. Zu strenger Zucht brachten sie eine wenigstens scheinbar wissenschaftliche Ausrüstung mit, große Mundfertigkeit, die ganze scholastische Wortkrämerei zum Schau- und Prunkgefechte. Bald glaubte die katholische Christenheit mit jesuitischer Gelehrsamkeit der protestantischen die Spitze bieten zu können, und in der That wich von den Protestanten auf länger denn ein Jahrhundert der Geist fruchtbarer Wissenschaftlichkeit.

Doch war bei den Jesuiten echte Gediegenheit der Wissenschaft nicht zu finden. Die Wissenschaften waren bei ihnen, wie das natürliche Gezweig unter dem Messer eines Gärtners, der eine künstlich gestaltete Hecke daraus zustutzt; der Geist wurde unter Zügel und Gebiß gehalten und das Wissen von seiner fruchtbaren und erleuchtenden Wirksamkeit für das Leben möglichst abgewandt; die Geister in der gesamten Christenheit sollten so zugerichtet werden, wie die der Ordensglieder niederen Ranges. Mit allerlei Gepränge aber waren sie sehr freigebig; zu ihren Prunkleistungen gehörten theatralische Darstellungen aus der biblischen und Heiligengeschichte, wie z. B. Michael mit fünfhundert Teufeln kämpft u. dgl.

Die Schule wurde für die Jesuiten auch die Stätte, Zöglinge für den Orden zu gewinnen. Sie hatten das Aussuchen; wenn sie ihre Schlingen auswarfen, so gelang es wohl selten dem Umgarnten, sich loszumachen. Wenn nicht Gefälligkeit des Äußern, fließende Rede, oder andere körperliche und geistige Gaben vorhanden waren, dagegen aber hohe Geburt oder großer weltlicher Reichthum, so waren auch solche Zöglinge willkommen. Ihre Kunst, Novizen zu gewinnen, war ganz besonders auf reiche Erben und Söhne angesehener Häuser gerichtet. Der Orden gewann durch solche Güterbesitz, Einfluß und Ansehen, und dadurch ließen sich denn leicht neue Güter gewinnen. Der einzelne Jesuit legte das Gelübde der Armuth ab, nur der Orden, als Gesamtheit, durfte Besitzthum haben; so mußte denn der Novize sich von seinen weltlichen Gütern lossagen; nicht aber, daß sie seinen Angehörigen zufielen, der Orden nahm den Novizen samt seinen Gütern und Erbansprüchen.

Eine furchtbare Doppelmacht erbauten die Jesuiten sich durch die Seelsorge als Beichtiger und Anführer zu Bußübungen bei den Fürsten und in der Masse des Volkes. Aufenthalt der Jesuiten an Höfen hatte Loyola anfangs untersagt, aber nachdem Rodriguez, nach Portugal berufen, dort über König und

Volk herrschte, ließ er es geschehen und suchte einen neuen Vortheil davon zu ziehen. Nun hieß es, die Könige werden schwerer selig, als andere Menschen; man müsse sich also mehr Mühe mit ihnen geben, auch könne durch ihre Gunst dem Dienste Gottes und dem Heil der Seelen eine Thür geöffnet werden. Den Fürsten aber waren sie willkommen wegen der Gefälligkeit ihrer äußern Bildung, die ja selbst Gustav Adolph bei seinem Aufenthalte in München so bestach, daß er sagte, wenn er katholisch wäre, hätte er doch die Jesuiten am liebsten, ferner und noch mehr durch die Gefälligkeit ihrer Moral, die niemals ein bewegtes Gewissen im Stiche ließ und den Fürsten Beruhigung schaffte für böse Thaten, die sie begangen, oder Muth zu bösen Dingen, die sie thun wollten. Als Herzog Wilhelm V von Baiern, Hauptgönner der Jesuiten, alle Kassen erschöpft hatte und um die Zinsen seiner Schulden verlegen war, predigte 1580 der Jesuit Hoffäus, Zins nehmen sey ein Gott misfälliger Wucher, daher brauche auch ein Landesherr seinen Glaubigern keinen Zins zu zahlen *). Hier

*) Lang a. O. S. 108.

Hier mag einiger der Lehrsätze gedacht werden, durch welche späterhin die Jesuiten so verrufen geworden sind: Der verfänglichste, wenn gleich dem Anschein nach nicht der bösartigste, ist der Probabilismus, d. i. wenn Zweifel über einen Fall aufsteigen, indem zwar Gottes Gesetz da ist, aber eine andere Richtschnur, aus eigener Ansicht oder der Meinung eines Dritten, als eine bessere erscheint und sich wahrscheinlich machen läßt, könne man der letztern folgen. — Die Lehre von der philosophischen Sünde besagte, wenn man bei einem Fehltritte nur nicht eigentliche Beleidigung Gottes im Sinne habe, so begehe man keine volle Sünde. Eine dritte, von der Richtung des Vorsatzes, der Zweck heilige die Mittel, also die schändlichsten Handlungen werden gut gemacht, wenn man dabei das Gute, das möglicher Weise dadurch erzielt werden könne, ins Auge fasse. So wurden in Baiern die Schüler der Jesuiten abgerichtet, evangelische Religionsbücher zu stehlen und ins Collegium zu bringen (Lang Gesch. d. Jes. in B. 160). Eine vierte, vom geistigen Vorbehalt beim Eide, erlaubte, falsch zu schwören, wenn man nur Anderes denke, als was man ausspreche. Denn, sagten sie, die Seele der Worte ist in dem Vor-

8*

müßte selbst das Dogma nachgeben; als die katholische Gemahlin Königs Johann von Schweden auf dem Sterbebette lag und Angst hatte vor den Qualen des Fegefeuers, tröstete der Beichtvater sie damit, daß dies nur ersonnen sey, um das gemeine Volk in Angst und Abhängigkeit zu erhalten. Welche Art von Zuspruch hätte nun wohl einem preßhaften Fürsten willkommner seyn können! — Im Volke aber verzweigte sich der Orden polypenartig nicht bloß durch das wichtige Vorrecht, überall Beichte annehmen und absolviren zu können, jedem Pfarrer und Kirchenbeamten in den Beruf eingreifen, die Bande persönlicher und örtlicher Verhältnisse in einer Gemeinde lösen zu dürfen, sondern auch die Stiftung von Brüderschaften zu Bußübungen nach Vorschrift Loyola's unter Anleitung von Jesuiten, und durch theilweise Aufnahme von Profanen in den Orden, die deshalb ihre weltlichen Verhältnisse nicht aufgaben. Jährlich erschienen Jesuiten in allen Landschaften, wo sie geduldet wurden, zu sogenannten Rural-Missionen; predigten in freiem Felde mit großem Gepränge, hielten Kinderlehre, besuchten Gefangen- und Krankenhäuser und stifteten und musterten Brüderschaften. Da wurden denn härne Bußhemden in

---

haben; ist dieses nun, nicht zu schwören, so sind die Worte Dinge ohne Leben, also ungültig.

Fast unbegreiflich ist es, wie die Jesuiten diese und eine Menge anderer Behauptungen, die das christliche Sittengesetz untergraben, in Druckschriften darlegen und so ihren Feinden selbst Waffen in die Hände geben konnten. Es ist, als ob verblendeter Hochmuth sein Spiel getrieben habe; fertig in allen Disputirkünsten, herrschend auf Lehrstühlen der Universitäten und Schulen, scheuten sie sich nicht, Sätze aufzustellen und auszusprechen, die der gerade, gesunde Verstand und das rechtlich-sittliche Gefühl verdammt, die aber sie, bei denen beides nie zu finden gewesen war, durch spitzfindige Spiegelfechtereien zu vertheidigen sich ergötzten. Von ihrem Sinne war, wie es scheint, das Bewußtseyn, daß sie mit bösen Dingen verkehrten, gewichen; wie der Lügner zuletzt seine Lügen für wahr hält, so vergaßen die Jesuiten zuletzt, daß sie Grundsätze aussprachen, die immerfort hätten zu den Ordensgeheimnissen gehören müssen. So verräth auch der verschmitzteste Gauner sich gewiß irgend einmal auf eine unbegreiflich plumpe Weise.

Masse ausgetheilt, der andächtigen Beschauung Reliquien ausgestellt, deren die Jesuiten bald in großer Menge hatten, z. B. drei Köpfe der heiligen Anna, vom heiligen Sebastian drei Köpfe und vier Arme, von den heiligen drei Königen zwei vollständige Exemplare rc. Ignatius Buch über Bußübungen sollte die Jungfrau Maria selbst diesem diktirt haben. Dazu gehörte vierwöchentliches Gebet, Selbstprüfung, Kasteiung und Geißelung in eigenen Exercitienhäusern rc. Ueber alle Stände der Christenheit verhängte der Orden Selbsterniedrigung und Marterung; so wie die Gunst der öffentlichen Meinung für sie gewonnen war, schien es auch, als ob dergleichen unter ihrer Leitung dem Himmel vorzüglich wohlgefällig seyn müsse. Die Brüderschaften hatten fast insgesamt die Jungfrau Maria zur Schutzheiligen; daher marianische Sodalitäten, S. der schmerzhaften Mutter für Weiber rc. Die unbefleckte Empfängniß derselben ward bei jeder Gelegenheit, z. B. auch bei akademischen Promotionen, beschworen, ins besondere aber ein adliger S. Georgs-Ritterorden für Vertheidigung derselben gestiftet. Die aber, welche nicht bloß zu dergleichen Bußübungen den Jesuiten sich zugesellten, sondern sich zu Uebernehmung eines Gelübdes derselben, etwa des Gehorsams oder der Keuschheit weihen ließen, worunter späterhin selbst Könige (Ludwig XIV, Jakob II) gezählt wurden, dienten dem Orden als überaus hülfreiche Mannschaft. Weshalb aber nun dergleichen Weihungen? Wozu anders, als um an der unüberschwenglichen Fülle himmlischer Gnaden, deren alle Mitglieder einst theilhaftig werden sollten, Ansprüche und Antheil zu bekommen! Denn die Jesuiten lehrten, daß Christus selbst zu jedem von ihnen aufs Sterbebette herabkäme und seine Seele in Empfang nähme; ferner war verordnet, daß für jeden entschlafenen Jesuiten jeder seiner Brüder drei Seelmessen lesen und Rosenkränze beten müßte. Das gab in der Blüthezeit des Ordens für jeden Verstorbenen über sechszigtausend Seelmessen; jede förderlich bei der Reise durchs Fegefeuer; da konnte es ja scheinen, als müßte mancher außer dem Bedarf für diese noch Ueberschuß haben! Die Jesuiten erschienen in diesem Verkehr mit den reichspendenden Großen der Welt durchaus mehr als die Gebenden, denn als die

Empfangenden; sie nannten die Fürsten nicht Gönner, sondern Freunde. Welchen Einfluß aber erlangten nicht die Jesuiten durch solche Halbbrüder in weltlichem Gewande und Geschäfte, für welche es zwar sich nicht schicken wollte, die weltlichen Verhältnisse ganz aufzugeben, die aber doch den Ordensgeist hatten, und für den Orden um so erfolgreicher wirkten, da sie nicht für Jesuiten angesehen wurden. Solche verkappte Jesuiten gab es mitten unter Evangelischen.

Die dritte Hauptrichtung der Ordensthätigkeit ging auf **Bekehrung der Ungläubigen und Ketzer.** Ehe noch ein Jesuit Deutschland, den Mutterboden der Ketzerei, betreten hatte, war schon Xaver zur Bekehrung der indischen Heiden ausgezogen; er führt den Namen des Apostels von Indien. Dies der Anfang einer beispiellosen und staunenswürdigen Thätigkeit. Im Jahre 1542 langte Xaver im portugiesischen Ostindien an und begann sogleich, ohne Sprach- und Volkskenntniß, sein Bekehrungswerk. Ob die Bekehrten echte Christen wurden, darauf kam es ihm nicht an; wenn nur ihr Bekenntniß das Gebiet des Ordens erweiterte; List und Gewalt ersetzten den Mangel sprachlicher Ausrüstung, es galt nur den Schein und gleich einem falschen Spieler oder Chartenkünstler gewann Xaver Tausende, die von einer Sinnesänderung in sich nichts wußten. Aber wehe denen, die von dem Christenthume, das sie nicht erkannt hatten, zurücktreten wollten! Xaver wurde Stifter des fürchterlichen Inquisitionsgerichtes zu Goa, dessen Schlachtopfer nicht minder zahlreich gewesen seyn mögen, als des blut- und brandgierigsten der spanischen Inquisition. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts sehen wir die Jesuiten über vier Welttheile ausgebreitet; überall lockend, zwingend, gewinnend.

Gegen die **Reformation** traten die Jesuiten sogleich nach der Bestätigung ihres Ordens auf. Le Fevre und Bobadilla befanden sich bei dem Religionsgespräche zu Regensburg im Jahre 1541; von nun an geschah vom Papste fast nichts ohne Mitwirken der Jesuiten. Dadurch wich der Geist der Sühne, der

Gedanke an Vergleich durch gegenseitige Nachgiebigkeit gänzlich, und Karls Bemühen, die Kirche zu einen, fand nun eben so großes Hinderniß im Sinne der Päpstlichen, als der Evangelischen. Der erste Deutsche, welchen Le Fevre gewann, war Canisius, im Jahre 1543; beide waren Haupturheber, daß die vom Erzbischof Herrmann in Cöln begonnene Reformation mislang. Festen Fuß zum Kampfe gegen die deutsche Reformation faßten die Jesuiten bald in Baiern und Oesterreich. Ingolstadt, München, Dillingen und Wien wurden ihre Hauptsitze: Canisius aber das Hauptbollwerk des Papstthums in Deutschland. Die Jesuiten sagten, er habe, wie ein anderer Atlas, die katholische Religion in Deutschland auf seinen Schultern getragen und die Ungeheuer, welche den Weinberg verwüsteten, ausgerottet.

Die Art, wie die Jesuiten zum Kampfe gegen die evangelische Lehre auszogen, mußte allerdings eben so klug berechnet, als beharrlich und eifrig geltend gemacht werden: wie war's sonst zu erwarten, daß, nach Wiederherstellung der Wissenschaften, nach dem mächtigen Aufschwunge der durch die Reformation erweckten Geister, eine neue Kittung des untergrabenen, aus den Fugen gewichenen, vielfach durchlöcherten und wankenden päpstlichen Kirchenbau's gelingen könnte! Im Vortrabe des Jesuitismus zog einher die ergreifende Kraft des Fanatismus; als Hauptwaffe folgte die List; jener das spanische, diese das italienische Rüstzeug; jener brach die Bahn, diese führte zum Ziele. Der Liebesdienst bei Armen und Kranken, der unentgeltliche Unterricht der Jugend, die Erscheinung der abgezehrten Jammergestalten, die mit der Geißel sich unbarmherzig zerfleischten, erweckten Theilnahme, Erkenntlichkeit, Mitleid; ihr Buß- und Wehegeschrei erschütterte und betaubte; die Gemüther wurden dadurch zuvörderst gefangen und aus dem Gleise gebracht; kam nun Schlauheit und List, das gesamte Aufgebot der feinsten Weltkünste, dazu, so war's mit dem Geisterfange, wie wenn ein abgejagtes Wildpret ermattet ins Garn fällt. Die meisten der nachherigen Uebertritte evangelischer Christen zum Papstthum sind durch sie bewirkt worden; insbesondere die der Fürsten.

Ausbreitung des Ordens.

Von Staatswegen wurden die Jesuiten zuerst in Portugal 1540 aufgenommen, und schon 1544 waren ihrer sechszig zu Coimbra. In Italien mehrte die Zahl ihrer Profeßhäuser sich ungemein rasch; es gab deren außer Rom bald auch in Neapel, Modena, Padua, Venedig ꝛc. In Deutschland wurde Baiern gleich einem Paradiese für sie; man führt als ihre Äußerung an, daß, wenn die Jungfrau Maria nochmals auf Erden einen Wohnsitz zu nehmen haben sollte, Baiern gewiß mit in Wahl kommen würde. Bald waren ihre Collegien und Profeßhäuser über das gesamte katholische Deutschland ausgebreitet; von Oesterreich aus verpflanzten sie sich nach Böhmen und Ungarn. In Spanien waren sie willkommen bei dem Statthalter von Catalonien, Franz Borgia, Herzog von Gandia, der vom höchsten spanischen Granden-Adel stammte; Widerstand leisteten ihnen zwar die Dominikaner; doch da sie keinen Theil an der von jenen verwalteten Inquisition begehrten, gelangten sie bald zu Gunst und Recht; Borgia trat im Jahre 1547, wider Kaiser Karls Willen, in ihren Orden und wurde der dritte General, Lainez Nachfolger. In Frankreich suchten sie schon im Jahre 1550 sich niederzulassen; aber Parlement und Sorbonne kämpften gegen sie bis 1561, wo ihnen unter beschränkenden Bedingungen Ansiedlung gestattet wurde. In den Niederlanden bauten sie 1562 ein großes Collegium zu Löwen, bald nachher ein zweites zu Antwerpen, das darauf eins der größten und berühmtesten von allen geworden ist; in der Schweiz gründeten sie Collegien zu Lucern, Freiburg und Solothurn; in Polen hatten sie am Ende des sechszehnten Jahrhunderts Collegien in zwanzig Städten. Nach Schweden zu kommen, hatten sie die beste Aussicht, als Gustav Wasa's Sohn Johann katholisch wurde; doch mislang der Plan.

Mit dieser erstaunlichen Verbreitung, wozu Indien, China, Japan, Südamerika ꝛc. ins Auge zu fassen sind, ging natürlich

gleichen Schritt das Wachsthum der Zahl der Ordensglieder, der Collegien und Güter. Bei Loyola's Tode waren der Collegien schon gegen hundert, der Jesuiten gegen tausend, doch der Geweihten der vier Gelübde darunter nur fünf und dreißig. Das Wachsthum dauerte fort bis ins achtzehnte Jahrhundert; unzählig wurden die durch Sodalitäten und geheime Gelübde ihnen verbundenen Halbbrüder, unzählig ihre Schüler und Beichtkinder, unter beiden zahlreich Fürsten und Fürstensöhne; ihre Besitzungen und Einkünfte, ungeachtet für die Einzelnen das Gelübde der Armuth fortdauerte, so ansehnlich, daß selbst die päpstliche Finanzkammer in ihrer blühendsten Zeit deren nicht mehr mag gehabt haben. Noch in den Jahren 1620–1700 gewannen die oberdeutschen Jesuiten gegen 800,000 Gulden; die Zahl der Mitglieder des Ordens stieg aber aufs Höchste erst im achtzehnten Jahrhunderte, wo einmal deren 22,589 gezählt wurden.

Wie nun die Jesuiten im Laufe der Begebenheiten sich geltend machten und ihre Grundsätze ins Leben verpflanzten, das wird die Geschichte der Zeit von Kars V Tode bis zum westphälischen Frieden darthun; sie sind überall zu finden; und fast ein gesamtes Jahrhundert mögte als das Jesuiten-Zeitalter bezeichnet werden. Hier aber ist nun noch des tridentinschen Concils zu gedenken, dem sie ihres Ordens Geist mit solchem Erfolge einimpften, daß dessen Schluß zur Ankündigung immerwährenden Krieges gegen die nichtpäpstlichen Christen wurde, die Epoche des entschiedenen Eintritts der kirchlichen Reaction unter Anführung der Jesuiten.

Die tridentinische Kirchenversammlung.

Die Eröffnung derselben, von Kaiser Karl V eifrigst betrieben, geschah 13. December 1545; vergeblich aber erwartete Karl, daß nun geschehen würde, was zur Einung der Kirche dienen könne.

Statt über Abstellung kirchlicher Misbraüche, die den Gegnern des Papstthums Anstoß gaben, beriethen die versammelten Väter, meist italienische Prälaten, sich über Glaubenssätze, hoben überdies diejenigen heraus, in welchen die Evangelischen am entschiedensten von den Päpstlichen abwichen, stellten die päpstliche Lehre schroff und grell dar und begleiteten jeden ihrer Beschlüsse mit einem Bannfluche gegen die Bekenner abweichender Lehrsätze. Daß der Papst über der Kirchenversammlung stehe, war von vorn herein als unbestritten angenommen worden; das gesamte Walten der Kirchenversammlung war bis zum Spott von des Papstes Willen abhängig; dessen Abgeordnete empfingen im Felleisen von Rom Weisungen über Jegliches, was sie thun sollten, und eben so eifrig waren sie, Kunde von dem, was geschah und was vorzubereiten seyn mögte, nach Rom gelangen zu lassen. Damit noch nicht zufrieden, und zerfallen mit dem Kaiser über dessen Milde gegen die besiegten oberdeutschen Protestanten, verlegte Papst Paul III das Concil nach Bologna; die nachdrückliche Weigerung Karls, dieses anzuerkennen, hatte dessen Auflösung, 17. September 1549, zur Folge. Bald darauf (10. November 1549) starb Papst Paul III. Sein Nachfolger Julius III (8. Februar 1550–1555) eröffnete 1. Mai 1551 abermals zu Trident das Concil, und forderte auch die deutschen Protestanten zu dessen Beschickung auf. Auch erschienen Abgeordnete einiger oberdeutschen Stände, und Churfürst Moritz verhieß, Melanchthon ꝛc. zu senden; aber ehe noch er zu den Waffen gegen den Kaiser gegriffen, war durch die beiden Jesuiten Lainez und Salmeron auf dem Concil der Geist des feindseligsten Gegensatzes gegen die Evangelischen so bestimmt ausgesprochen worden, daß schon damals an Einung nicht zu denken war. Bei der Annäherung von Moritzens Kriegsheere löste das Concil sich auf; es vertagte, 28. April 1552, sich auf zwei Jahre. Daraus aber wurden zehn.

Indessen ward der passauer Vertrag und augsburger Religionsfriede geschlossen, Karl der Regierung überdrüssig, und sein Bruder Ferdinand, um den dringenden Ansprüchen seiner Unter=

thanen und anderer katholischen Fürsten zu genügen, bedacht auf Abstellung einiger allgemein verhaßter kirchlicher Misbräuche, als der Versagung des Kelchs und der Priesterehe rc. Ueberhaupt, obgleich der Jesuit Canisius auf seinen Betrieb, um die Wirkungen der trefflichen Katechismen Luthers zu schwächen, einen Katechismus zur Förderung und Stärkung des katholischen Glaubens fertigte, und dieser (summa doctrinae christianae) 14. August 1554 in den österreichischen Ländern eingeführt wurde, war auch Ferdinand milder geworden. Um so heftiger dagegen der neue Papst Paul IV (1555–59), schon als Cardinal Caraffa von bedeutendem Einfluß auf die römische Curie und Haupturheber der Einsetzung eines Inquisitionsgerichtes in Rom, 1. April 1543, und während seines Papstthums blutgieriger Verfolger der Bekenner des evangelischen Glaubens, dessen Verbreitung in Italien durch ihn und die Jesuiten gänzlich mislang. Zwischen ihm und Kaiser Ferdinand kam es zum Wechsel herber und anzüglicher Streitschriften; auf des Papstes Äußerung, Karl V sey bei seiner Thronentsagung nicht recht bei Sinnen gewesen, durfte der Reichsvicekanzler Seld erwiedern: „Man sagt auch von Jhro Heiligkeit, sie sey unterweilen um schlechte Sachen dermaßen ungeduldig und zornig worden, daß sie die Cardinäle, so Jhro Heiligkeit ganz unterthäniglich zugesprochen, mit Stecken zu Zeiten geschlagen; dadurch dann viele Leute Anzeigung nehmen, als ob Jhro Heiligkeit Alters und anderer Zufälle halber nicht wohl mehr bei Vernunft und Sinnen sey." Das schien dem Papstthum eine untröstliche Zukunft anzudeuten.

Als darauf Papst Pius IV (1559–1565) das tridentinische Concil 18. Januar 1562 zum dritten Male wieder aufgenommen hatte, regte in der That eine Zeitlang sich der Geist der Väter der constanzer und baseler Concils; Kaiser Ferdinands Antrag auf Reformation kirchlicher Misbräuche, namentlich Einführung des Abendmahlskelches und der Priesterehe, und die Ansprüche der Bischöfe auf mehr Selbständigkeit, schienen der Erfüllung entgegenzureifen: nun aber ward das gesamte Getriebe

italienischer Ränke, gesponnen und geübt von Lainez, dem nunmehrigen General des Jesuiter-Ordens, und unterstützt durch die Befangenheit und starre Altglaúbigkeit der spanischen Prälaten, aufgeboten, und nachdem schon durch die Beschlüsse der frühern Sitzungen den Evangelischen der Fehdehandschuh hingeworfen war, in der übereilten letzten Sitzung, 4. December 1563, durch die Satzungen, daß Cölibat, Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, Fasten, Lehre vom Fegefeuer, Ablaß ꝛc. fortdauern solle, die alte Burg päpstlicher Gewalthaberschaft wieder verbollwerkt, der Vertilgungskrieg gegen die Nichtpäpstlichen aber am Schluß der letzten Sitzung von dem Kardinal von Lothringen angekündigt. Dieser rief: Fluch allen Ketzern! und die Versammlung stimmte ein in den Ruf, daß die Mauern wiederhallten.

Papst Pius V, 1566–72, nahm die den österreichischen und baierschen Katholiken gegebene Erlaubniß, den Kelch im Abendmahl zu empfangen, zurück, und stellte in der berüchtigten Nachtmahlsbulle, In coena domini, alle Anmaßungen früherer hochfahrender Päpste zusammen zur Ankündigung des schroffsten Gewalttrotzes. Weder die Beschlüsse des tridentinischen Concils, noch dieser Bulle, wurden in sämtlichen katholischen Ländern anerkannt; aber von ihnen kam der bewegende Geist, dessen Wirkungen wir zunächst in der Geschichte Philipps II von Spanien zu verfolgen haben.

IV.

Philipp II von Spanien.

Philipp II, einziger ehelicher Sohn Karls V, von dessen Gemahlin Isabella von Portugal, geboren 21. Mai 1527, zur Zeit, als Karls Heer Rom heimsuchte, war seinem Vater ähnlich in Antlitz und Gestalt, aber nach Gemüth und Sinn schon in frühen Jahren ein ganz anderer, als sein Vater. Leben und Regung des jugendlichen Alters im ritterlichen Spiele, beim fröhlichen Feste und zum Tand der muthwilligen Laune, waren ihm gänzlich fremd; er saß daheim und nährte im menschen- und thatscheuen Sinne einen finstern, zwingherrlichen Dünkel. Karl trägt die Schuld, daß er, aus Vorliebe für spanisches Wesen, durch spanische Erziehung des Sohnes unfreundliche und lieblose Weise förderte, Philipps Erzieher sind ins besondere anzuklagen, daß sie in das kalte und harte Gemüth des Menschenfeindes Eifer und Haß gegen alle Nichtpäpstlichen säeten. Karl war gemessen, zurückgehalten; doch schloß sein Herz sich auf gegen Vertraute, er war leutselig gegen Große und Geringe und trat oft aus der eisigen Brustwehr der Majestät, der Etikette, heraus, um einem wackern Rittersmann die Hand zu reichen und vor ihm den Hut zu lüften. Das konnte Philipp nicht über sich gewinnen; an ihm ward die Würde zum verknöcherten Hochmuth, die Zurückhaltung zu eherner Geschlossenheit. Darum war er bei seinem Erscheinen in Deutschland den treuherzigen gemüthlichen Männern, die ihrem Kaiser die Hand zu bieten gewohnt waren, widerwärtig; wenn sie Karl nach Hause geleitet hatten, so pflegte dieser beim Scheiden einem Jeden freundlich zuzusprechen und nicht ohne Gruß und Handschlag sich zurückzu-

ziehen; Philipp aber schied kalt und stolz, ohne einen Blick auf das stattliche Gefolge von Fürsten und Herren zu werfen. Als eben solcher erschien er in England, und eben solche Abneigung Großer und Geringer war dort die Frucht seines zugeknöpften und verpanzerten Wesens. Er soll gesagt haben, sein Vater wäre nur eines Königs, er aber eines Kaisers Sohn und darum höherer Ehren, als jener, werth.

Dieser Mann ward vom Schicksal berufen zum Herrn über Länder in vier Welttheilen, berufen zum Vorwalten und Schiedsrichterthum in einem Kampfe der Geister um das heiligste Besitzthum des Menschen, religiösen Glauben. Fürstensöhne haben gar oft die Erwartungen der Völker getaüscht, nachdem die fürstliche Macht ihnen zu Theil geworden; fast allgemein aber sind in der Geschichte der Fürsten die Anfänge der Regierung als Zeiten der Milde und Gnade ausgezeichnet: nicht so wars mit Philipp; er blieb in seinem Gleise; was schroff gewesen war, ward schroffer; als Festigkeit zur Bewillkommung bei seiner Ankunft in Spanien im Jahre 1559 begehrte er die Flammen eines Auto da fe. Auf mehr denn vierzig Jahre ward Philipp Hebel und Schlüssel der bedeutendsten Erscheinungen in Europa's Staatengeschichte; ihn vollständig zu erkennen ist daher jetzt Hauptaufgabe. Es ist wie eine Wanderung in eine Höhle, wo Schreckensgestalten umher gelagert sind und Blutgerüste und Scheiterhaufen die Bühne bilden. In seinem hochgeschraubten Sinne mag ein fratzenhaftes Bild von der unerschütterlichen Ruhe eines Weltregierers gespukt haben. Daher öffnete er eine weite Kluft zwischen sich und seinen Völkern und hielt sich fern von der Theilnahme an Handlung und That, die er veranlaßt hatte, oder die auf ihn sich richtete; seine Person ward selten gesehen, nie in der Mitte des Volkes, nie an der Spitze eines Heeres oder einer Kriegsflotte. So hielt er sich denn wie ein Kleinod, das unter Schloß und Riegel vor Abnutzung verwahrt wird. Das Bemühen, Geistesruhe in der außern Haltung auszudrücken, tödtete an ihm selbst Mienenspiel und Gebehrdung: für Andere

hatte seine Erscheinung etwas Medusenartiges; sie lähmte, beengte; die Herzen schrumpften vor ihm zusammen. Zuweilen, wenn er die vor ihm Stehenden durch sein Schweigen und seinen musternden Blick befangen und verwirrt werden sah, verzog seine Lippe sich zu einem halben Lächeln, dem Ausdrucke despotischen Wohlgefallens an dem Zittern und Zagen der Fassungslosen. Sein Wort war karg und herbe, dem Munde nur wie abgezwungen. Seitdem er von den Niederlanden in Spanien angekommen war, verließ er dieses Land nicht wieder; in Spanien selbst gab es für ihn keinen Wechsel des Aufenthalts, als bei der jährlichen Versetzung des Hofes nach Aranjuez, den Wanderungen nach Kloster Eskurial auf ödem Wege ohne Häuser, Menschen und Bäume, und, was selten war, einer Hofjagd. So mußte Erkenntniß des Lebens aus mannigfaltigem Verkehr in demselben fern von ihm bleiben, fern die Schule der Fürsten, die, in der Theilnahme an Entbehrungen und Beschwerden, an Freude und Leid der Unterthanen, das menschliche Gefühl in der Brust der Machthaber weckt und nährt; er ward nicht warm, nicht weich, nicht milde.

Zu dieser Zurückgezogenheit vom Leben aber gesellte sich eine unnatürliche und doch solchen Gemüthern so oft innewohnende Leidenschaft, das Leben zu beherrschen und ihm mit eiserner Gewalt eine starre Form aufzudrücken. Karls Großthaten waren Philipp ein Dorn im Auge; Waffenmuth mangelte ihm gänzlich; den Vater zu überbieten, gedachte er aber in Uebung der Gewalt zur Steigerung der königlichen Machtvollkommenheit und zur Unterdrückung der Ketzerei, die unter des Vaters Regierung aufgewachsen und von welcher auf diesem selbst der Schein geheimer Zuneigung zu ihr haften geblieben war. In dieser Verfolgung der Ketzerei fand auch der Herrscherstolz seine Nahrung; nicht der Sinn, die Völker zu ihrem Heil auf den rechten Weg zu führen, machte ihn zum Hort der päpstlichen Kirche, sondern der freventliche Wahn, Vertreter des Himmels, und von diesem berufen zu seyn, mit dem weltlichen Arme den Glauben aufrecht zu halten. Darum

leuchtete ihm nichts heller und schöner, als die Flamme der Scheiterhaufen, darum schwand der Mensch vor dem Ketzerrichter „zur Ehre Gottes und des Königthums". Als er 1559 von den Niederlanden nach Spanien segelte, überfiel ihn ein Sturm; glücklich gelandet, dankte er Gott für die Rettung; er könne nun seine Bestimmung, die Ketzerei zu bekämpfen, erfüllen; die Autos da fe, Schauspiele des Entsetzens und Jammers, gehörten nun zu den Hoffesten; wer weiß, ob Philipp etwas Ergötzlicheres, als sie, gekannt hat?

Schauen wir ihn also, wie er blaß, hager, ungeschmeidig, starren Blickes, im geheimen Kabinet seines Pallastes mit Akten und Briefschaften verkehrt; mistrauisch gegen Jedermann, meidet er häufiges persönliches Zusammentreffen mit den Räthen des Königthums und noch mehr mit den Großen des Reiches; schriftlich muß Jegliches zu ihm gelangen, seine Antworten erfolgen schriftlich. Dabei halfen ihm nicht hohe Räthe und achtbare Männer, sondern Schößlinge der Gunst, aus niederm Stande zur Geheimschreiberei berufen; öfter aber schrieb er selbst und niemals ermüdete er, die mit Berichten geheimer Kundschafter erfüllten Schreiben zu lesen und für diese blinden Werkzeuge seiner Tyrannei eigenhändig Anweisungen niederzuschreiben; Briefe und Zuschriften von ihm hatte mancher von diesen zu Hunderten in Händen *). Wenn er nun bis tief in die Nacht einsam da saß und las und schrieb, dann stiegen schwarze Gedanken, Kinder der Nacht, in ihm auf und gestalteten sich zu Plänen des Verderbens. Aber reich an Gedanken war sein Geist nicht; nicht fruchtbar und schöpferisch; eng die Schranken des geistigen Getriebes und dessen Räume nicht aufgeklärt durch das wohlthätige Licht hochragender Vernunft oder ausgedehnten Wissens, nicht befruchtet durch hochherziges Vertrauen zu Einsicht, Rath und Willen der Edelsten

---

*) Antonio Perez hatte allein deren zwei Kisten voll. L. Ranke Fürsten und Völker von Süd-Europa I, 119, der Gewährsmann für manches oben Gesagte und unten zu Sagende.

und Vesten, dicht umgarnt von dem Gespinnste des Mistrauens und Argwohns und sich selbst gefallend in der niedrigen Thätigkeit, Tausende von Lauschern und Spähern zu beschäftigen, den Einen durch den Andern belauern zu lassen und aus tückischen Berichten Verrath aufzusammeln. Philipp wußte allerdings Vieles, kannte Gebrechen und Schwächen der Angesehenen des Reiches, konnte wohl einst bei Empfehlung einer Person an ihn bemerken, daß man deren Liebschaften mit Stillschweigen übergangen habe: aber welcher Art war solches Wissen und welcher Art sein Einfluß aufs Gemüth? Wer immer mit schlechten Menschen umgeht, verliert von seinem sittlichen Gehalte; wer nur darauf ausgeht, die schlechtesten Seiten der Menschen aufzufinden, wird zum Verächter und Feinde des menschlichen Geschlechts. Aber auch Entschlossenheit und Thatkräftigkeit mußte einem solchen Gemüthe mehr und mehr sich entfremden; und so wars. Trotz allen Berichten, Kundschaftungen und Briefen kam Philipp doch nicht zu Klarheit und Ueberzeugung von dem, was er zu thun habe; die rechte Zeit, der glückliche Moment, eilte gewöhnlich voraus, und eigensinnig hing Philipp dann seinen Willen an das ungestüm fortrollende Rad der Zeit, in kurzsichtigem Wahne, sie einholen und sich dienstbar machen zu können. Er glaubte am besten berathen zu seyn, wenn er entgegengesetzte Ansichten sich vorlegen ließe: dann aber mangelte die Geisteskraft, das Rechte zu finden, und, schwankend, wußte er nicht, in welche Wagschale er die königliche Entscheidung werfen sollte. Gar oft geschah es daher, daß bei den dringendsten Mahnungen der Umstände Philipps Bescheide an die Fragenden ausblieben; zum Eigensinn kam Rathlosigkeit, und diese holte sich Fristen vom Eigensinn; derweile mogten dann Feldherren und Statthalter selbst sich helfen.

Philipps Macht.

Karl V hinterließ seinem Sohne die blühenden Niederlande, nebst der Franche=Comté, Spanien, Neapel, Sicilien, Sardinien, Mailand und die unermeßlichen Länderstrecken in der neuen Welt, wo nun der Schooß der Erde geöffnet war und eine Ueberfülle des Reichthums an edelm Metall und den köstlichsten Gaben des Thier= und Pflanzenreichs zur Ernte bereit lag. Von Philipps Völkern standen die Spanier auf der Höhe des Kriegsruhms; alte versuchte Banden, bewährt auf Heerfahrten unter Karl, durch Siege in Italien, Afrika, Frankreich und Deutschland, das erste Fußvolk und die ungestümste Reiterei, stolz wie ihr König, von dem leichten Anfluge des Lutherthums, der nach Spanien, oder von dem, was auf den Heerfahrten zu ihnen gelangte, wenig getroffen, vielmehr volksthümlich befangen in der Nacht der starrkatholischen Altglaubigkeit und willig und bereit, zur Härte des Kriegsberufs noch Verfolgung und Qual der Ketzer zu gesellen. Castilien ward Hauptsitz und Mittelpunkt der königlichen Macht. Das herrliche Aragonien, durch Recht, Sprache und Brauch früher hochragende Nebenbuhlerin Castiliens, wurde abhängig und bewahrte mit Mühe seine Vorrechte, nicht aber vermogte es, seine einst so stolze Seemacht zu unterhalten; Barcelona blieb nicht, was es noch unter Karl V gewesen war, die Ankerstätte seeherrschender Flotten.

Stolz und bigotten Glaubenseifer hatte der Spanier auch in älterer Zeit mit seinen Königen gemein; in der Zeit vor Karl V hohes Selbstgefühl selbst im Verkehr mit diesen, und von dem Willen der Cortes ward bis auf Ferdinand den Katholischen die königliche Waltung in engen Schranken gehalten. So in Castilien, so in Aragonien. Letzteres Königreich hatte in dem Justitia einen besondern Vertreter seiner Rechte; in beiden hatten die Stände die Befugniß, sich gegen den König zu waffnen, wenn er ihre Rechte verletzte. Das war schon seit Ferdinand anders geworden; das

Mislingen des castilischen Aufstandes unter Karl V aber hatte raschen Verfall der Städte zur Folge; seit 1538 erschienen Geistliche und Granden nicht mehr auf den Reichstagen; um so gebrochener war die Kraft des Widerstandes gegen ungebührliches Ansinnen bei den Städten. Ueberdies mußte der letztern Blüthe durch Verkümmerung des Handels welken; das Leben entwich aus diesem durch die Zwangsgebote, welche die Fahrt nach und von Amerika zum Privilegium machte. Die deutschen Fugger, die Florentiner und Genueser ernteten, während die Spanier mehr und mehr die Hände in den Schooß legten. Die Granden zogen sich auf ihre Güter zurück, schwelgten dort in Wohlleben und in behaglich stolzen Erinnerungen an die Großthaten der Väter, und der Neigung, Klöster zu stiften, oder sie buhlten um die Hofgunst. Der niedere Adel, die Hidalgo's, war ganz vom Hofe abhängig; um so mehr, da die Granden nicht mehr, wie ehemals, fürstlichen Hof hielten und da die Besetzung der Stellen in den drei spanischen Ritterorden, von St. Jago di Compostella, Calatrava und Alcantara, großentheils vom Könige, als deren Großmeister, abhing. Die hohen geistlichen Stellen wurden alle vom Könige besetzt und keiner der spanischen Könige, von Ferdinand bis Philipp II, litt einen Eingriff in dieses Recht von Seiten des Papstes. Philipp aber war dabei devot gegen die Priester, wenn sie in ihrem Berufe waren; ihnen die Hand zu küssen, unterließ er selten; die Stufen des Altars zu betreten, schien ihm Verletzung der Ehrfurcht gegen Gott. — Aemter, besonders richterliche, wurden verkauft, nicht zum Vortheil der Gerechtigkeitspflege, aber auch nicht zur Steigerung des Selbstgefühls in Beamten. — Die gewaltigste Springfeder des königlichen Despotismus aber war die Inquisition.

Inquisition.

Wort und Sache ist älter, als der Despotismus der spanischen Könige, aber Graus und Graüel ist ihnen in höherem Maaße zu-

gewachsen, seitdem die Inquisition in Spanien ein Rüstzeug der königlichen Gewalt wurde. Das innere Wesen derselben ist das vollendete Gegenbild zum Jesuitismus; zur Ehre Gottes das Wort, zur Schande der Menschheit die That. Als im südlichen Frankreich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts freisinnige Menschen über das Verderbniß der Geistlichkeit und des Papstthums einander belehrten und diese Lehre durch ihre innere und ansprechende Wahrheit sich empfahl und verbreitete, bot Papst Innocentius III Kreuzheere gegen die Bekenner jener Lehre, Albigenser von der Landschaft Albigeois genannt, auf, und das schöne südliche Frankreich wurde mit Feuer und Schwert verwüstet.*) Zugleich durchzog ein Spanier, Dominikus, das Land, voll Eifers, Ketzer aufzuspüren und durch seine Predigten in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen. Der von ihm gestiftete Dominikaner-Orden bekam nachher 1229 vom Papste den Auftrag, die Ketzer forthin aufzusuchen und Gericht über sie zu halten. Dies die ältere Inquisition; ihr Hauptsitz das südliche Frankreich; schon dieses „heilige Gericht" (sanctum officium) durch Blut und Brand kenntlich; doch schrecklicher die jüngere Schwester.

Ferdinand der Katholische von Aragonien und Isabella von Castilien, vermählt 1469, in beiden Königreichen herrschend 1479, beide despotischer Sinnesart, die letztere glühend von Eifer für katholische Rechtglaubigkeit, gründeten die spanische Inquisition im Jahre 1481. Es hieß, unter den Mauren und Juden, die zu dem Christenthum übergetreten seyen, befänden sich manche, die ihrem alten Glauben anzuhangen nicht nachgelassen hätten, dieser Verrath am Christenthum erheische Untersuchung und Strafe. Daß die, größtentheils mit Zwang bekehrten, Mauren und Juden schwach im christlichen Glauben waren, ist außer Zweifel, und eben so, daß viele Tausende derselben insgeheim die Gebräuche der Religion ihrer Väter fortsetzten. So rüstete denn jenes königliche Ehepaar ein Werkzeug, das, angeblich auf Reinheit des Glaubens gerichtet,

---

*) S. oben S. 4.

mit geistlichen Waffen thätig und mit religiösem Scheine umgeben war, aber bald über seine angebliche Bestimmung hinaus zu Gunsten königlicher Gewaltherrschaft seine Schlingen über alle Gattungen und Stände der Bewohner des Reiches auswarf, zur Ausführung der verderblichsten und ruchlosesten Entwürfe diente und namentlich durch die mit Inquisitionsstrafen immer verbundene Confiscation der Güter die königliche Habgier zu befriedigen diente. Diese Inquisition, ihrem innersten Wesen nach der tückischen und grausamen Gemüthsart Ferdinands nachgeprägt, war ganz und allein vom spanischen Königthum abhängig; nicht der Papst hatte ihre Oberleitung; daher anfangs Widerspruch desselben gegen ihre Errichtung und oft nachher gegen ihr Verfahren. Aber dies vergeblich; eben so vergeblich das Widerstreben der frei gesinnten Aragonesen; der äußern Ankündigung des Gerichts, die ja nur auf Verrath am Glauben lautete, und die höllischen Bubenstücke, die da würden geübt werden, nicht ahnen ließ, war im Allgemeinen die Sinnesart der Spanier geneigt, bei denen Reinheit des Geblüts und Reinheit des katholischen Glaubens genau mit einander verbunden zu seyn schienen und eine entschiedene Geringschätzung der Neubekehrten herrschend war; doch hat es selbst noch unter Philipp II nicht an Ausbrüchen der Volkserbitterung gegen Inquisitionsgraüel gefehlt.

So begann denn das heillose Gericht zuvörderst im südlichen Spanien, zu Sevilla 2. Januar 1481, seine Arbeit des Verderbens und Fluches. Torquemada, unter allen Ungeheuern, die die Erde getragen hat, eins der abscheulichsten, ward Großinquisitor; Dominikanermönche seine Gehülfen. Bald waren die Kerker mit Gefangenen überfüllt, schon 6. Januar 1481 wurden sechs verbrannt, das erste Auto da fe der neuern Inquisition; am 4. November d. J. waren in Sevilla 298, in der Landschaft umher gegen 2000 Personen auf dem Scheiterhaufen umgekommen und 17,000 mit andern Strafen belegt worden. Vor Sevilla war ein steinernes Blutgerüst erbaut worden, darauf standen vier große Bilder von Gyps, genannt die vier Propheten; die Ab-

trünnigen, welche in ihrem unchristlichen Glauben verharrten, wurden lebendig daran befestigt, und dann Flammen umher angezündet. Außer Sevilla errichtete Torquemada Gerichtshöfe auch in Cordova, Jaen, Toledo ꝛc.; später entstanden deren noch mehr. Großinquisitor war Torquemada achtzehn Jahre; nach einer ungefähren, nicht übertriebenen Schätzung wurden unter ihm verbrannt 10,220 Personen, ehrlos gemacht, eingekerkert und ihrer Güter beraubt 97,321 ꝛc., zusammen gegen 140,000 Familien zu Grunde gerichtet. *) Die Flüchtlinge an Afrika's Küsten waren nicht zu zählen. Torquemada entwarf auch die Grundzüge des Verfahrens bei Untersuchung und Spruch.

Klagen und Zeugnisse wurden auch von den nichtswürdigsten Menschen angenommen, die Anklage an sich wurde schon wie halber Beweis behandelt, und Einkerkerung und scheußliches Gefängniß folgte sogleich darauf. Namen der Angeber und Zeugen wurden dem Beklagten nicht genannt, keine persönliche Gegenüberstellung beider fand statt. Um Verhör mußte der Gefangene bitten, der Grund seiner Haft ward ihm nicht vorgehalten, sondern er tückisch befragt, wessen er schuldig sey und ermahnt, zu gestehen; verfänglich und ohne Zusammenhang wurde ihm dann wol Einzelnes von dem mitgetheilt, was gegen ihn vorgebracht war; bei hartnäckiger Ablaügnung der Schuld kam es zur peinlichen Frage. Wie barbarisch diese war, straübt die Hand sich niederzuschreiben; Llorente, der Geschichtsschreiber der Inquisition, giebt Kunde davon **); sie erregt Schauder.

Verlust der Güter war die geringste Strafe, die die Inquisition auflegte. Die Haüfigkeit dieser Strafen entsprach der Habgier der Könige, denen die eingezogenen Güter zufielen. Selbst Schenkungen, selbst die Mitgiften der Töchter waren davon nicht

---

*) Llorente histoire critique de l'inquisition 1817. 4. 8. S. das. B. 1, Cap. 8, §. 4.

**) Llorente B. 2, 14, 2.

ausgenommen. Karl V hatte schon 1522 aus den Gütern solcher, die ihren Unglauben freiwillig bekannten, über eine Million Dukaten geerntet. Die bürgerliche Ehre verlor Jeder, der nur in Untersuchung gewesen war; körperliche Züchtigung, ewiges Gefängniß, Verbannung waren nicht selten.

Schon unter Ferdinand verbreitete die Inquisition über das Gebiet der Unglaübigkeit und Ketzerei sich hinaus und nahm Jegliches in Anspruch; Handel, Schiffahrt, Kriegsdienst, Steuern ꝛc. wußte sie mit Glauben und Unglauben in Verbindung zu setzen; hohe Würdenträger des Königreichs und der Kirche zitterten vor ihr, manche wurden ihre Schlachtopfer. Auf die Persönlichkeit der Großinquisitoren kam späterhin nicht mehr viel an; das „heilige Officium" hatte die Grundsätze des ersten nur zu gut sich angeeignet, und sie wucherten fort. Karl, des Geldes immer bedürftig und den Anstalten der Despotie nicht abhold, war durch keine Vorstellungen und Gelderbietungen der Stände zur Abschaffung der Inquisition zu bewegen. Philipp setzte 1561 Valdez zum Großinquisitor und durch diesen wurde das Barbarische und Heimtückische in dem gerichtlichen Verfahren noch mehr ausgebildet. *) Jedoch schon früher war es vorgekommen, daß um die Folter haüfiger wiederholen zu können, im Protokoll bemerkt wurde, sie sey abgebrochen worden, also nicht für ganz vollzogen anzusehen.

Philipps Staatsbeamte.

Die ersten zwölf Jahre der Regierung Philipps hindurch waren drei Männer von hoher Geltung im königlichen Staatsrathe, Alba, Eboli und Espinosa. Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, war aufgewachsen unter den Waffen, stritt

*) Valdez Instruction vom Jahre 1561, die Gerichtsordnung der Inquisition für alle nachfolgende Zeit, s. b. Llorente B. 2, Cap. 22.

schon im ersten Kriege Karls gegen Franz und war zuletzt Karls Oberbefehlshaber. Ein stolzer und harter Mann, die Schärfe des Schwertes sein einziges Rüstzeug, Demüthigung der Großen ihm die süßeste Lust, des Königs Wort allein im Stande, ihn zu beugen; das Herz zu erweichen aber gab es keine Macht auf Erden. Er ist Tillys Vorbild und dieser war wohl minder unmenschlich, als Alba. Ward sein Stolz gekränkt, nährte Philipp nicht die unersättliche Ehrgier mit immer gleicher Sorgfalt, so brach wol selbst gegen den König ein bitteres Wort hervor, als „die Könige drücken die Orange aus und werfen die Schale von sich," oder, was er in Bezug auf Philipps Entwurf zur Eroberung Portugals sprach, „wohin sollen denn unsere Kinder vor dem Könige sich flüchten?" Wenn aber Philipp zur That rief, war er williges Werkzeug, Tod und Verderben über Land und Leute zu bringen, vor Allem über Ketzer, die er, der keinen Menschen liebte, mit tödtlichem Hasse befeindete. Zur Milde ging sein Rath niemals. — Anders war sein Nebenbuhler im Staatsrathe, Don Ruy Gomez de Sylva, Fürst von Eboli, glatter geschmeidiger Hofmann und Gunstbuhler; Philipps Laune Gegenstand seines Sinnens und dieses glücklich; sein Rath nicht auf offenen Zwang und Gewaltthat gerichtet, sein Herz nicht lieblos, aber der Wille nicht stark durch Grundsätze, seine Empfehlung der Milde wol oft nur aus Kitzel zum Widerspruch gegen den hochfahrenden und schroffen Alba eingegeben. Mit ihm thätig war seine Gemahlin, die Fürstin Eboli, für ihn eine sehr werthvolle Stütze auf den glatten Hofquadern und noch nach seinem Tode von Einfluß; ob durch geheimen Lustverkehr mit Philipp? — Der dritte war Espinosa, Präsident von Castilien, Großinquisitor und Cardinal; ein Mann von unermeßlicher und fast unglaublicher Thätigkeit; in der Kunst zu spähen der Fouché seiner Zeit, von seinen Kundschaftern meisterlich bedient. — Philipps Sinn schwankte gar oft zwischen Eboli und Alba; dort sagte ihm die Person, hier der Rath zu.

In den Einzelkreisen der Verwaltung hatte jeder der Räthe und übrigen Beamten ein sehr weites Feld der Willkühr; Philipp

gestattete keine auf rechtlichem Wege gegen sie gerichtete Klage; nur auf dem Schleichwege der Ränke, Umtriebe und geheimer Angeberei und Anschwärzung war ihnen beizukommen; sie konnten gestürzt, in Ungnade gebracht, nicht aber vor Gericht gerufen werden. Dieses ein schreckliches Wahrzeichen des vollendeten Despotismus, der den gesetz- und rechtlosen Diener nach Gefallen, dem Rechte und Gesetze zum Trotz, beibehält und nur nach Willkühr und Laune fallen läßt. Das Schwert der Gerechtigkeit war eingerostet; wenn über einen Schuldigen Strafe kam, hatte dies etwas Banditenartiges. Man sagte, von Philipps Lächeln sey nicht weit zum Dolche. Die Inquisition war immer bereitwillig zur Vertilgung; doch scheute Philipp auch nicht Wegschaffung durch eigentlichen Meuchelmord.

Politische Vorspiele.

Als Vorspiel erscheinen die Staatshändel, an welchen Philipp vor seiner Ankunft in Spanien Theil hatte. Als Karl ihm die Regierung der Niederlande übergab, war Philipp vermählt mit Maria, Königin von England, Tochter Heinrichs VIII; sein Wunsch, König in England zu werden, mislang, gleichwie der aufs Kaiserthum gerichtete Plan. Jedoch erhöhte Mariens Liebe zu dem weit jüngern, aber kalten und spröden Philipp ihren Feuereifer gegen die Ketzer, und um Philipp zu gefallen, ließ sie häufiger Scheiterhaufen anzünden. Die übrigen politischen Verhältnisse, welche Karl seinem Sohne hinterließ, waren fast seltsam; Papst Paul IV, wüthender Gegner des spanisch-österreichischen Hauses, reizte den König Heinrich II von Frankreich zum Bruche des mit Karl geschlossenen Waffenstillstandes von Vaucelles, und trat selbst gegen Philipp in Waffen. Lange kämpfte der katholische König mit Gewissensscrupeln; dann hieß er Alba gen Rom ziehen und den Papst zum Frieden zwingen; gegen die Franzosen aber zog ein spanisch-niederländisches Heer unter dem Herzoge Emanuel Phili-

bert von Savoyen; Philipps Gemahlin Maria schickte ein Hülfsheer, das von Calais, der damals noch englischen Festung, aus vordringen sollte. Die Schlacht bei St. Quentin, 10. August 1557, wo der französischen Edelleute sechshundert erschlagen wurden, öffnete den Spaniern den Weg nach Paris; aber die Unentschlossenheit Philipps, der sich begnügt hatte, dem Heere sich im Harnisch zu zeigen, ohne sich dem Getümmel der Schlacht auszusetzen, aber auch dies in seinem Leben nicht wieder that, hemmte die Kühnheit seines Feldherrn; der Sieg blieb ohne Frucht. Dagegen überrumpelte 1558 der Held von Metz, Franz von Guise, das schlecht besetzte und verwahrte Calais. Der in demselben Jahre auf den Dünen von Gravelines von Egmont erkämpfte Sieg und der Tod Mariens hatte den Frieden zur Folge. Er ward 1559 zu Chateau=Cambresis geschlossen, und eine seiner Bedingungen war das Verlöbniß Philipps mit Elisabeth, Tochter Heinrich II und Katharinens von Medici, wodurch deren früheres Verlöbniß mit Don Carlos, Philipps Sohne aus erster Ehe, aufgelöst wurde. Eine zweite Bedingung aber war die gegenseitige Verheißung, in Gemeinschaft nach Kräften die Ausrottung der Ketzer zu betreiben. — Eine Folge der Schlacht bei St. Quentin war die Erbauung des Klosters Escurial in Kraft eines dem heiligen Laurentius, an dessen Namenstage die Schlacht geliefert ward, gethanen Gelübdes. Seine Pracht ist überaus groß; ein es beschauender Engländer schätzte danach die Furcht, die Philipp während der Schlacht gehabt haben mußte. Den Papst mußte Alba um Verzeihung bitten, und gern bot jener die Hand zum Frieden. — Nun hatte Philipp nicht länger Ruhe auf niederländischem Boden; er rüstete sich zur Abreise nach Spanien, ungeachtet die Merkzeichen bedenklicher Gährung im Volke sich schon offenbarten. Auf dieses Land und Volk fällt nun unser Blick und hat forthin auf diesen vorzugsweise zu weilen; das folgende Leben und Thun Philipps nimmt dahin eine entschiedene Richtung, von der weniges Anderes unabhängig bleibt.

Die Niederlande.

Die meisten der Landschaften, welche das bisherige Königreich der Niederlande umfaßt hat *), nebst einigen unter Ludwig XIV französisch gewordenen Landschaften, Franche-Comté, Artois, Cambresis, und einer bedeutenden Zahl fester Grenzplätze waren theils durch Vermählung Maximilians von Oesterreich mit der Erbtochter Karls des Kühnen von Burgund, theils durch nachherige Erwerbungen an das Haus Habsburg, als Erbtheil von Karl V an Philipp gekommen. Eine herrliche Ländermasse, damals in der üppigsten Blüthe. Worauf jetzt mit Sorge die Blicke Europa's gerichtet sind, Belgien, war damals Musterstätte des gewerbtreibenden und handelnden Europa und die Berechnungen des großartigsten Verkehrs trafen dort zusammen. Brabant, Flandern, Hennegau strotzten von Bevölkerung und Reichthum. Gent, das Gegenbild von Venedig, zählte an 37,000 Häuser; Weberei, Braue-

---

*) Karl V hinterließ seinem Sohne:

1) die Grafschaft Flandern mit den Städten Gent, Brügge, Sluys, Oudenarde, Courtray, Ypern.
2) Artois, 1191 von Flandern getrennt, nachher wieder Bestandtheil des burgundischen Staates.
3) Hennegau mit St. Bergen (Mons).
4) Herzogthum Brabant mit St. Brüssel, Löwen.
5) Markgrafschaft Antwerpen (Gebiet nur anderthalb Stunden lang, eine Stunde breit).
6) Herrschaft Mecheln.
7) Herzogthum Limburg.
8) Markgrafschaft Namur.
9) Herzogthum Luxemburg.
10) Herzagthum Geldern mit St. Roermonde.
11) Grafschaft Holland.
12) — Seeland.
13) — Friesland.
14) — Zütphen.
15) Bisthum Utrecht (dessen Bischof keine weltliche Hoheit behalten hatte), wozu
16) Landschaft Drenthe mit Gröningen,
17) Overyssel (das obere Stift) gehörten.

rei, Schiffbau, Seefahrt, Häringsfang ꝛc. schafften Gut und Muth; den letztern hatten selbst Karls Strafgerichte 1539 nicht ganz niedergedrückt. Brügge war schon um 1250 so reich, daß Königin Johanna von Frankreich, bei ihrem Einzuge daselbst die prachtvoll geschmückten Bürgerfrauen gewahrend, ausrief, sie sehe der Königinnen sechshundert. Antwerpen war 1491 Versammlungsplatz der gesamten Abgeordneten der Hanse; in Karls V Zeit sagte man, dort werden in einem Monate mehr Geschäfte gemacht, als zu Venedig zu derselben Zeit in zwei Jahren. Im Anfange der Regierung Philipps waren dort gegen tausend fremde Handlungshaüser; keine Seestadt kam zu jener Zeit über Antwerpen. Durch Fabriken war ausgezeichnet Brüssel, wo prachtvolle Tapeten, Tournay, Courtray und Lille, wo Tuch gearbeitet wurde, so durch Anderes eine Menge anderer Orte. Wenn an eingen der gewerbthätigsten Orte die Abendglocke gelaütet wurde, eilten die Eltern, ihre Kinder an sich zu rufen, daß sie nicht im Gedränge der aus den Werkstätten heimströmenden Arbeiter Schaden nähmen. Die nördlichen Landschaften aber, Holland, Seeland, Friesland ꝛc. waren ausgezeichnet durch das kühne Seemannsgeschlecht friesischen Stammes, das schon im Mittelalter winterliche Seefahrt nicht scheute, und durch schon damals treffliche Viehzucht; doch Amsterdams Größe lag noch im Keime verschlossen. Wohl offenbarte schon damals sich die Verschiedenheit des Volksthums der Bewohner des Nordens und des Südens. Die Letztern, heut zu Tage, wie in Cäsars Zeit, Belgen genannt, leicht erregt, von scharfer Reizbarkeit, aufbrausendem Zornmuth, immer fertig zum Angriff; ihre Sprache zum Theil französisch oder wallonisch; stattlich und ehrenvest die Bürgerschaft der Großstädte; hochprangend der Adel, insbesondere die Ritter des goldnen Vließes; die Erstern, Nachkommen der Friesen, nicht minder unternehmend, aber dabei bedächtig, umsichtig und besonnen, schwer empfänglich für eiteles Blendwerk und Gaukelei.

Große Fülle irdischer Güter kann in einem Volke nur gedeihen, wenn Sinn für Freiheit das Getriebe des Staatslebens ist;

in der That waren die Rechte mancher jener Landschaften sehr groß, groß der Trotz darauf, und die Bereitwilligkeit, zu ihrer Vertheidigung Gut und Leben einzusetzen. Freilich hatte Karl V manches Recht gebeugt, oft Steuern erzwungen, Aemter an Fremde gegeben, ausbürtiges Kriegsvolk ins Land gebracht; doch glich seine Persönlichkeit viel aus; er sprach niederländisch, als Muttersprache, zog den niederländischen Adel hervor, und gab bei den Festlichkeiten der Städter sich gern und gefällig den oft grotesken Bezeugungen ihrer Freude hin. Ein besonderer Stein des Anstoßes aber ward schon unter ihm die Verbreitung der evangelischen Lehre, der Erasmus von Rotterdam die Bahn gebrochen hatte, ohne nachher selbst auf ihr fortzuwandeln. Die Mönche waren durchweg verhaßt; die beiden ersten Märtyrer der evangelischen Lehre aber waren Mönche. Karl und der Papst setzten Beamte zur Verfolgung der Evangelischen ein, 1529 setzte Karl Todesstrafe aufs Bekenntniß der neuen Lehre, 1530 gab er ein strenges Glaubensedikt, seit 1535 wurde gegen Evangelische, Wiedertäufer 2c. mit großer Strenge verfahren, häufiger noch die Hinrichtungen seit 1547; ein geschärftes Edikt des Jahres 1550 ward von der Einführung einer Art Inquisition begleitet, jedoch die Waltung dabei nicht Dominikanern, wie bei der spanischen, übertragen. Dies nun hatte allerdings schon manche Reibung gegeben, und namentlich Antwerpen, wo damals die neue Lehre ungemein fröhlich aufblühte, sich der Einführung der Inquisition mit Nachdruck widersetzt. Im Allgemeinen fand jene der Bekenner mehr im Norden, als im Süden; von den Belgen hing der größere Theil am altkatholischen Glauben; doch die Krise der Gährung, welche durch die Reibungen zwischen dem alten und neuen Glauben erzeugt wurde, hatte der Süden noch nicht überstanden; das Licht des Evangeliums flammte auch hier an hundert Stätten auf; eifriges Bekenntniß altkatholischen Glaubens ward bei den Belgen erst ein Erzeugniß des Kampfes, von dem wir zu reden haben; die Inquisition war überall Gegenstand des Abscheu's.

Philipps erste Einrichtungen in den Niederlanden. Das Triumvirat.

Philipp leistete den niederländischen Ständen den herkömmlichen Eid, daß er ihre Rechte und Freiheiten achten wolle; aber Vertrauen faßten diese nicht zu ihm, zurückgehalten verhandelten Fürst und Stände mit einander; außerordentliche Zahlungen zu dem französischen Kriege 1556 ff. wurden nur mit Straüben geleistet. Bald bekundete sich, daß die Glaubensinquisition festen Fuß fassen solle, daß sie um sich greife und ihr Verfahren willkührlicher werde; spanisches Kriegsvolk blieb auch nach Abschluß des Friedens zu Chateau-Cambresis im Lande, und, des Soldes ermangelnd, hielten die Söldner sich an den Bürger und Landmann; mehre Aemter wurden an Fremde gegeben. Philipp entzog sich den Blicken des Volkes; und wenn er den Pallast verließ, erfreute sich dieses keiner Begrüßung durch Gebehrde oder Wort; er gab genugsam zu erkennen, daß er die Niederländer nicht liebe, daß Herzlichkeit überhaupt bei ihm nicht zu finden sey; man gestand es sich einander, daß man Philipp nicht lieben, ihm nicht als einem wohlgesinnten Landesvater freudig anhangen könne. Die Stände entwarfen eine Bittschrift an Philipp, er mögte die spanischen Truppen entfernen, sie wollten keine Ausländer, keine Spanier; Philipp soll ausgerufen haben, auch er sey Spanier, ob sie auch ihn verjagen wollten? Zur Abreise nach Spanien aber war er schon entschlossen; Schiffe lagen bereit im Hafen von Vließingen. Da erschien noch zum Abschiedsgruße vor ihm Wilhelm von Oranien; es ward der Schrift der Stände gedacht, und Philipp, in dem persönlicher Haß gegen jenen kochte, faßte ihn beim Rocke und rief: Nicht die Stände, Ihr seyd es. Wilhelm blieb in voller Fassung, wünschte dem Könige glückliche Fahrt und dieser verließ den Boden, wo schon die Keime der Freiheit zu quellen begannen, 26. Aug. 1559.

Zur Statthalterin der Niederlande war bestellt worden **Margaretha**, natürliche Tochter Karls V und eines niederländischen

Fräuleins van Geest, Gemahlin des Herzogs Ottavio von Parma, durch zwanzigjährigen Aufenthalt in Italien mit arglistigen Künsten wohlbekannt, durch Ignatius von Loyola mit Bigotterie erfüllt, doch ihrer angebornen Gutartigkeit dadurch nicht ganz entfremdet; im nichtkirchlichen Leben leutselig, dort aber jesuitisch demüthig, so daß sie in jeder Charwoche einer Anzahl armer Kinder die Füße wusch; nicht sowohl männlich durch festen und entschlossenen oder harten und strengen Sinn, als unweiblich durch leidenschaftliche Liebe zur Jagd, äußerlich aber durch ein Knebelbärtchen und Podagra, die unglückliche Mannskrankheit, dem Männergeschlechte ähnlich. Ihr Hoflager war zu Brüssel.

Ihr Regierungsgehülfe war Antonio Perenotto Granvella, uns schon aus Karls V Geschichte bekannt, schon in jungen Jahren Bischof von Arras, 1555 von Utrecht, in Staatsgeschäften Zögling seines bei Karl hochbetrauten Vaters. Ein Mann von den ausgezeichnetsten Gaben, Herr von Wort und Schrift in sieben Sprachen, wohl im Stande, fünf Schreibern zugleich in verschiedenen Sprachen zu thun zu geben. Philipps Haß gegen die Niederländer war auch der seine, und Gelegenheit, den stolzen niederländischen Herren weh zu thun, ihm willkommen; sein heftiges, herrisches Wesen ward hier durch merkbare Zumischung des Absichtlichen doppelt empfindlich. Minder blind ergeben waren dem Despoten Philipp die Mitglieder des geheimen Rathes (Consulta) Viglius von Zuichem, Barlaimont &c., doch waren allerdings auch sie über Gebühr der Handhabung königlicher Willkühr beflissen und in ihrem politischen Gewissen kam erst des Königs Wille, dann des Landes Wohl.

Das letztere aber hatte drei edele Sprecher im Staatsrathe, und von eben diesen bekam der niederländische Widerstand gegen Philipps Tyrannei Leben und Richtung, Wilhelm von Oranien, Egmont und Hoorne.

Wilhelm stammte aus dem altfürstlichen Hause Nassau-Dillenburg; der Beiname Oranien, der jetzt Hauptname geworden ist, kommt von der durch Heirath seinem Hause erworbenen französischen Landschaft Orange, die Wilhelm von seinem Vetter Renatus erbte. Dazu gehörten ihm bedeutende Güter in den Niederlanden, das väterliche Stammland dagegen kam an Wilhelms Bruder Johann. Wilhelm, geb. 1533, Sohn eines evangelischen Vaters, gefiel schon als zartes Kind Karl V; dieser nahm ihn zu sich, ließ ihn durch seine Schwester, Maria, Wittwe Königs Ludwig von Ungarn, katholisch erziehen und nahm ihn, als er zum jungen Manne reifte, zum Günstling und Vertrauten. Karls Herz öffnete sich hier, wie gegen Moritz von Sachsen. Wilhelms Geist entfaltete sich wunderbarlich; Karl, der ihn erkannte, gestand, daß er dem Jünglinge manchen trefflichen Rathschlag verdanke. Auch seinem Kriegstalent vertraute er; Wilhelm wurde Oberbefehlshaber des niederländischen Heeres. Bei Karls Abschiedsrede von den Niederländern war Wilhelm seine Stütze; derselbe überbrachte Karls Bruder die römische Kaiserkrone. Was Karl an Wilhelm geschätzt hatte, Ruhe, Schweigen, Rastlosigkeit des Nachdenkens, Fruchtbarkeit an Entwürfen, ward für Philipp Gegenstand des Argwohns und Mistrauens; Wilhelms Persönlichkeit war Vertreterin einer dem Manne der Willkühr, des Zwanges und der Glaubenswuth verhaßten Gesinnung, der Entschlossenheit, angestammte Rechte und Freiheiten zu wahren, des Selbstgefühls auf den Grund der Abstammung aus einem erlauchten deutschen Fürstengeschlechte, und der Zuneigung zur evangelischen Lehre. Daß nehmlich die letztere in Wilhelm mächtig fortdauere, und er nur um Karls V willen den äußern Schein des katholischen Bekenntnisses sich hatte gefallen lassen, erfuhr Philipp im Jahre 1559. Wilhelm war als Geißel für den Frieden von Chateau-Cambresis bei Heinrich II von Frankreich; dieser entdeckte ihm, dem vermeintlichen Vertrauten Philipps und eifrigen Katholiken, den Anschlag, gemeinschaftlich mit Philipp die Evangelischen zu verderben; Wilhelm sandte die Kunde davon mit dem Ausdrucke unverhaltenen Abscheus nach Brüssel,

aber seine Briefe wurden aufgefangen und zu Philipp gebracht. Das Schweigen, so charakteristisches Merkmal Wilhelms, daß er davon den Beinamen des Schweigsamen erhielt, drückte bei ihm oft mehr aus, als lange Reden. Darin fand Philipp in ihm sein Gegenbild, aber es war mit überlegener Klugheit ausgerüstet; hassend begegneten die beiden Schweigsamen, der Mann des stolzen und der Mann des klugen Schweigens, einander. Wilhelm, der auch die scheinbar undurchdringlichsten Gemüther zu erspähen vermogte, wußte, wessen er sich von Philipp zu versehen hätte; für Philipp war Fürst Wilhelm gleich einem ruhestörenden Gespenste. Das Volk hing mit freudigem Vertrauen dem deutschen Fürstensohne an, denn er war leutselig, wie Karl, prächtig seine Hofhaltung zu Brüssel, milde sein Sinn, freigebig seine Hand; man fühlte und sagte sich's, daß er das Bollwerk der Landesfreiheiten sey. Unter scheinbarer Ruhe wogte in Wilhelms Seele ein Meer von Entwürfen; oft wich die nächtliche Ruhe vor dem regen Gedankenreichthum; der Kunst, des Feindes Anschläge zu erforschen und ihnen zu begegnen, wurde er früh zur Meisterschaft mächtig. Seine Liebe zur evangelischen Lehre aber hielt Wilhelm nicht länger geheim; in seinem Pallaste ward evangelischer Gottesdienst gehalten, und in den gesamten Niederlanden ertönte nirgends früher, als von Oraniens Dache, das dazu einladende Glöckchen. Außer dem Sitze im Staatsrathe hatte er die Satthalterschaft über Holland, Seeland und Utrecht.

Von ganz anderem Gepräge, aber nicht minder edelm Schrot und Korn, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont, Fürst von Gauer, Nachkomme der ehemaligen Herzoge von Geldern. Bei Wilhelm war Alles innen, die sich aufsparende und haushälterisch nährende Kraft, die Fülle in der Tiefe; bei Egmont ein mächtiges Getriebe großartiger Ausrüstung nach außen drängend zur üppigsten Schaustellung der glänzendsten Anlagen, Alles geltend gemacht, Alles ins Leben eingesetzt zum Wucher der Liebe, Ehre und Gunst bei Fürsten und Volk, die Gelegenheit zur Äußerung von Kraft, Einsicht und Muth eifrigst gesucht und dabei gern die gesamte Persönlichkeit preisgegeben. So in Waffenübung

und Waffenthat, so in offener stürmisch bewegter Rede, so in Prunk und Stattlichkeit bei Hoffesten, so bei Lust und Spiel in der Mitte des Volkes, beim Schießen mit Armbrust und Büchse und beim Trunke und Würfelspiel. Nichts blieb in Egmonts Seele zurück, wenn sie sich öffnete und leicht war der Schlüssel zu ihr gefunden; selbst arglos, ahnete er bei Andern eben so wenig Rückhalt, als in ihm war; leicht und rasch rollte sein Blut; die flüchtigen Pulsschläge stockten nie aus Argwohn und Mistrauen. Damit vertrug sich wohl Empfänglichkeit für Gunstbezeugungen der Höhern; zu leicht wurde er dadurch befangen; Gutmüthigkeit hatte zur Gefährtin die Eitelkeit. Der gesamte Sinn Egmonts war der eines ritterlichen Kriegers, der an das lebendigste Spiel aller Kräfte, an die Einsetzung des Daseyns, an siegreiche Erfolge solcher Hingebung und an Ergötzlichkeit in Sinnenlust nach angestrengter Thätigkeit gewöhnt ist und der den Gehorsam gegen den gunstspendenden Oberherrn zu den vorzüglichen Tugenden rechnet. Als Soldat und Feldherr hatte er Lorbeeren gebrochen; fast konnte er die Vergleichung mit Alba aushalten. Staatsmännisches Talent mangelte ihm gänzlich. Am katholischen Glauben hing er fest. Er war elf Jahre älter, als Wilhelm, geb. 1522. Von seiner Gemahlin Sabina, Tochter des Pfalzgrafen Friedrich, hatte er drei Söhne und acht Töchter. Das Volk betete ihn an. Auch er hatte eine Statthalterschaft, über Flandern und Artois.

Der Dritte war **Philipp von Montmorency, Graf von Hoorne**, von geringern Gaben, als jene Beiden; aber auch er glänzend tapfer und vor jenen ausgezeichnet als Seeheld. Wenn Wilhelm der niederländische Ulysses, Egmont der Achilles, so könnte Hoorne der Diomedes oder Ajax heißen. Unter Karl V war er Befehlshaber der Schützen der königlichen Garden gewesen.

Die niederländischen Unruhen bis zu Alba's Ankunft.

Spanisches Kriegsvolk blieb in den Niederlanden auch nach Philipps Abreise gen Spanien; Wilhelm, heimgekehrt aus Frankreich, betrieb dessen Fortschaffung; seinen Geist erkennt man in der Drohung der Seeländer, lieber die Deiche verfallen zu lassen, als länger die Spanier zu dulden. Philipp hörte nicht auf die Beschwerden; vielmehr kam 1560 ein königliches Ausschreiben, wodurch vierzehn neue Bisthümer und drei Erzbisthümer (zu Mecheln, Cambray und Utrecht) eingesetzt, Granvella zum Erzbischofe von Mecheln und Primas der niederländischen Geistlichkeit und Kardinal ernannt ward. Darob entrüsteten sich die Stände, die Philipp darüber nicht befragt hatte und die in den königlichen Bischöfen mit gutem Grunde Diener der Tyrannei und Werkzeuge der Inquisition fürchteten, insbesondere aber auch die geistlichen Stiftsherren, von deren Stiftern jene Bischöfe und Erzbischöfe ihre Einkünfte erhalten sollten. Noch mehr! Zwei dieser Bischöfe wurden öffentlich zu Glaubens-Inquisitoren ernannt. Nun ordnete sich der Widerstand. „Weg mit den Spaniern, der Inquisition und Granvella" war der Lermruf. Philipp, mit sich selbst nicht klar, rief 1561 das spanische Kriegsvolk ab; die Inquisition aber und Granvella sollten bleiben. Da warf das Volk zu Antwerpen eine Mauer des Inquisitionskerkers nieder und befreite die Gefangenen; ein Mönch Fabricius erwartete eben auf dem Scheiterhaufen seinen Tod; das Volk entriß ihn den Henkern. Als bald darauf das Gerücht umlief, die Inquisition lasse ihre Schlachtopfer heimlich ersaufen, was auch in der That geschah, stieg die Wuth höher.

Granvella, hochfahrender als zuvor, mied spröde jegliche Verständigung mit den drei Vertretern der ständischen Rechte; er fühlte, daß zwischen ihm und jenen keine Annäherung möglich sey. Sie aber sandten im Jahre 1562 ein Schreiben an Philipp, worin um Granvella's Entlassung gebeten wurde. Nach vierzehn Mo-

naten, 1563, kam eine nichtssagende Antwort Philipps; Granvella blieb. Nun erschienen jene drei nicht mehr im Staatsrathe und die Stände erklärten, unter Granvella's Vorsitze würden sie nicht mehr verhandeln. Margaretha wurde sorglich; als aber auf Anstiften jener Drei Witz und Hohn ins Spiel gebracht wurde, Egmonts Dienerschaft in schwarzgrauem Tuch mit Narrenkappen und rothen Kardinalsköpfen auf den Aermeln, und Spottschriften und Bilder ohne Zahl erschienen, z. B. Granvella als Teufel mit einem großen Fuchsschwanze, und als mehre Edele sich an jene Drei angeschlossen hatten, bat Margaretha selbst Philipp um Granvella's Abberufung und dieser verließ 1564 die Niederlande. Sein Sinn aber waltete fort im geheimen Rathe und was Philipp in seiner Abberufung nachgegeben, sollte eingebracht werden durch Beharrlichkeit in den übrigen Beschlüssen; die Bisthümer sollten eingerichtet werden, die Inquisition fortbestehen und sich weiter ausbilden. Als nun durch Wilhelm abermals Beschwerde erhoben wurde, als Margaretha schon ringsum die drohendsten Anzeichen eines nahen Ausbruchs mühsam verhaltener Gährung aufsteigen sah, erschien Philipps Befehl, die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung anzunehmen.

Egmont ging als ständischer Abgeordneter nach Spanien, um zu begehren, daß dem niederländischen Staatsrathe höhere Macht, als bisher, zu Theil und die Beschlüsse über Inquisition 2c. zurückgenommen würden. Philipp zwang sich, der Verstellung auch Äußerungen der Huld hinzuzufügen; Egmont ward leicht getäuscht auch durch zweideutige Verheißungen. An demselben Tage sandte Philipp ein Schreiben ab an Margaretha, sie solle den Staatsrath niederhalten, und bald erfolgte ein geschärfter Befehl, die Inquisition solle fortbestehen, und ein strengeres Verfahren derselben angeordnet werden. Philipps Starrsinn war mit Blindheit geschlagen; das spanische Heer und den tüchtigsten Staatsbeamten hatte er abberufen, und mit geschwächter Macht sollte doch dasselbe, was zuvor, erreicht werden. Aber in demselben Jahre, 1565, kamen ja Katharina von Medici, ihre Tochter Elisabeth von Spa-

nien und Alba in Bayonne zusammen, um genauere Abrede über die Ausrottung der Ketzer zu treffen! —

Die Bekanntmachung des Befehls über die Inquisition rief das Volk zu wildem Tumulte, die Statthalter verweigerten, ihn auszuführen, von allen Seiten erfolgten die feierlichsten Einsprüche; der Geist der Widersetzlichkeit aber ward durch eine Fluth von mehr als fünftausend rasch mit und nach einander erscheinender Flugschriften genährt. Die hohe Gewalt der Buchdruckerpresse, die in der Geschichte der Reformation zuerst sich offenbarte, erschien hier zum zweiten Male als die furchtbarste Gegnerin der blinden und rohen Gewalt; eine magische Kraft entwickelte sich daraus. Die Sage hat Fausts schwarze Kunst mit den Ursachen, Satz und Druck, zusammengestellt; die Wirklichkeit hat eine weit höhere und edlere Gewalt der Wirkungen, Verbreitung des Lichtes, auf die Geister bewährt. Aber dem Worte schritt die That zur Seite. Am 16. Februar 1566 verbanden im Hause des Grafen von Kuilenburg zu Brüssel sich eine Anzahl edler Herren, oben an Wilhelms Bruder, Ludwig von Nassau, Heinrich von Brederode, Nachkomme der Grafen von Holland ꝛc. zur Unterzeichnung einer Schrift, Compromiß genannt, worin der Wille, die Inquisition nicht anzunehmen, fest und nachdrücklich ausgesprochen wurde. Bald mehrte sich die Zahl der Unterschriften; Beamte und Krieger traten zu; der Bund zählte Theilnehmer in allen Landschaften, von der französischen Grenze bis zu den ostfriesischen Dünen. An vierhundert derselben versammelten sich in Brüssel, der Statthalterin das Compromiß zu überreichen. In langer Reihe, umgeben und gefolgt von einer zahllosen Volksmasse, zogen sie 5. April 1566 ein in Margarethens Pallast; Brederode führte das Wort. Margaretha gab milde, sühnende Antwort, verhieß Milderung des verhaßten Verfahrens der Inquisition und Verwendung für das Uebrige bei Philipp. Keines von beiden trug gediegene Frucht. Statt des Feuertodes sollte der Galgen Strafe der Ketzer seyn; Gesandte an Philipp gingen ab; dieser aber ließ zuerst Margaretha gewähren, um Zeit zu gewinnen, gab ihr die

Anweisung, in Deutschland Kriegsvolk zu werben und in Allem, worin sie nachgeben und Zugeständnisse machen müsse, sich des königlichen Namens zu enthalten. Indessen gewann der Bund des Compromisses auf kurze Zeit Geschlossenheit und Schwung durch einen Parteinamen. Als nehmlich der Zug der Verbündeten in Margarethens Hof einschritt und diese über die Menge stutzte, sagte Barlaimont zu ihr, es sey nur ein Haufen Bettler (gueux); denn unbegütert waren viele derselben. Das Wort ward bekannt und mit Eifer faßten die Verbündeten es auf: Brederode legte Pilgertasche und Ränzel um, trank aus hölzernem Becher, Andere trugen nur graues Tuch, Andere einen goldenen Pfennig mit der Inschrift: Dem Könige treu bis zum Bettelsack ꝛc. Doch diese Wallung der Geusen war nur ein kurzer Rausch, gab kein dauerndes Band und keine innere Eintracht.

Wie zuvor in Deutschland zur Reformation sich die Schwärmerei gesellt hatte, und durch Bilderstürmerei, Bauernkrieg und Wiedertäuferei das edle Werk vielfach durchkreuzt, gehemmt und vom Ziele abgelenkt worden war; so nun in den Niederlanden. Der Bund war durch gleichartigen Sinn für ständische Rechte und Volksfreiheit gekittet; zerworfen und gelöst wurde er durch wildes Toben der Menge, die mit roher Gewalt nicht sowohl die evangelische Lehre ins Leben einführen, als ihren Frevelmuth durch Zerstörung und Verwüstung katholischer Weihstätten kühlen wollte. Wohl ist zu merken, daß nicht die nachher evangelischen nördlichen, sondern die südlichen Landschaften, jetzt Pflegestätten papistischer Umtriebe, damals Heerd jenes Feuers waren. Noch hatte die evangelische Lehre keine geweihte Stätten; in freiem Felde sammelten sich Tausende zum evangelischen Gottesdienst: plötzlich brach der Pöbel auf zur Zertrümmerung des Schmucks katholischer Kirchen und zum Kirchenraube. Zuerst im westlichen Flandern und in Artois; der Anfang der Zerstörung wurde mit der Abtei Wefelghem bei Courtray gemacht; Altäre umgestürzt, Bilder und Crucifixe zertrümmert und in Staub und Koth getreten. Am ärgsten tobte das Volk in Antwerpen, damals dem Hauptsitze des

evangelischen Glaubens, wo der Anhänger desselben an 20,000 gezählt wurden; die herrliche, prachtvolle Hauptkirche wurde 19. August 1566 unter dem freventlichsten Muthwillen ausgeraümt. Wie eine Pest verbreitete sich die Zerstörungswuth über die südlichen Landschaften aus; binnen fünf Tagen waren in Flandern und Brabant allein an vierhundert Kirchen wüste gelegt. Auch in Brüssel brach Tumult aus; Margaretha wollte fliehen, aber die Bürger sperrten die Thore; sie ward genöthigt, sich mit dem Geusenbunde zu vergleichen. Die Inquisition sollte aufhören, den evangelischen Gottesdienst zu üben erlaubt seyn, die Verbündeten keine Strafen treffen, wenn sie die Waffen niederlegten, und baldigst eine Versammlung der Stände berufen werden. Dafür verhieß der Bund Hülfe zur Stillung des Aufruhrs. Oranien war schon in Antwerpen angelangt; viele Tausende waren unter dem Gesange französisch-calvinistischer Psalmen und dem Rufe, es leben die Geusen, ihm entgegengekommen; er strafte die Haüpter des Kirchenfrevels, ließ aber drei Kirchen zum evangelischen Gottesdienst einraümen. Aber im Bunde selbst begann wegen des Frevels der Bilderstürmer und Kirchenraüber schon die Kluft zwischen den Anhängern des alten und neuen Glaubens sich zu öffnen; lau und lahm ward Sinn und Kraft durch religiöse Spaltung.

Philipp vernahm die Botschaft von diesen Vorfällen mit verbissenem Grimme; er zähmte ihn, um sich an sicherer Rache zu sättigen. Im Staatsrathe rief Alba zu Gewaltthat und Blut. Philipp mahnte Margarethen, sie möge die Aufrührer schlau hinhalten, die Strafe werde nicht ausbleiben. Deutsche Söldner unter Erich von Braunschweig waren schon im Anzuge zu Margarethens Dienst. In Wilhelms Hand fiel ein Schreiben des spanischen Gesandten in Paris, Philipp freue sich des Aufruhrs, um Strafgerichte verhängen zu können; Anderes hatte er nicht erwartet; doch eifriger sann er nun auf Wehr und Waffen und begann Werbung und Rüstung. Egmont aber war befangen; der König, wähnte er, sey milde; er werde bestätigen, was Margaretha gewährt habe, es sey für Freiheit und Recht zu hoffen.

Die deutschen Söldner kamen an, nahmen Valenciennes mit Sturm und — gewaltsam wurde der evangelische Gottesdienst daselbst unterdrückt; nicht anders geschah es in andern Städten, deren sie sich bemeisterten. Margaretha faßte Muth; sie berief die edeln Herren und begehrte von ihnen einen Eid, die römisch=katholische Religion bekennen und aufrechthalten zu wollen. Egmont und eine Menge anderer leisteten ihn. Wilhelm war noch in Antwerpen; Egmont bekam den Auftrag, ihn zum Eide zu bewegen, den er verweigert hatte, da er ja dann, wie er sagte, seine evangelische Gemahlin Anna, Tochter des Churfürsten Moritz von Sachsen, auf den Scheiterhaufen liefern müßte. Die beiden Freunde kamen zusammen zu Willebroek zwischen Brüssel und Antwerpen 1. April 1567. Keiner mogte des andern entbehren: jeder bot alle Mächte des Herzens und Geistes auf, den andern zu sich herüberzuziehen; Wilhelm, tief bewegt und mit Thränen in den Augen, erklärte, er werde sich nach dem nahen Deutschland entfernen und dort Rettung für sich und das Vaterland bereiten: er sehe die schwarze Wetterwolke, die über ihnen schwebe; Egmont rief ihm zu: Das wird dich deine Güter kosten! Wilhelm dagegen: Dein Bleiben dich das Leben; du wirst die Brücke seyn, über welche die Spanier ins Land kommen und die sie nachher abbrechen werden. In der Umarmung des Scheidegrußes preßte bange Ahnung Wilhelms Herz zusammen; Thränen stürzten ihm über die Wangen. Er begab sich in sein Stammland nach Dillenburg; eine zahlreiche Schaar von Edeln folgte ihm, darunter Brederode, der 1568 in Deutschland starb. Der Bund der Geusen lag darnieder; mehr, als er, der evangelische Gottesdienst. Ihn zu unterdrücken, war Egmont vor Allen thätig; die Bilderstürmer aber wurden zu Hunderten aufs Blutgerüst geschleppt. Da sehen wir in ihm den Vertreter des katholisch=belgischen, wie in Wilhelm des evangelisch=holländischen Sinnes. Alles lag darnieder in dumpfer Betaubung; Margarethens und Philipps Gewalt schien vollkommen hergestellt zu seyn. Egmont buhlte um Hofgunst; fröhliche Hoffnungen für sich und sein Vaterland hatten ihn betaubt; in ritterlicher

Eitelkeit prunkte er bei Fest und Gelag; keine trübe Ahnung stieg in ihm auf. Margaretha aber wünschte und erbat von Philipp, er möge nun kein Heer senden, ihr das Recht zur Begnadigung geben, oder selbst als milder Landesvater erscheinen. Beide wurden bald enttaůscht.

Alba's Ankunft. Egmonts und Hoorne's Tod.

Alba war zum Befehlshaber eines Heeres ernannt, das die Vollstreckung blutiger Strafe sichern und fördern und die Unterwürfigkeit der Niederländer dauernd machen sollte; außer dem obersten Heersbefehl hatte er auch Vollmacht zur Bestrafung des Aufruhrs. Umsonst hatten Fürst Eboli und ein damals noch junger Emporkömmling in Philipps Gunst, Antonio Perez, gerathen, zu thun, wie Margaretha gebeten; Alba hatte dagegen bemerkt, die Ruhe der Niederländer sey, wie wenn giftige Schlangen im Winter erstarrten; die Bewegung kehre mit der Gunst der Jahreszeit wieder; umsonst hatte Philipps Sohn, Don Carlos, die Statthalterschaft der Niederlande für sich begehrt. Alba's Heer sammelte sich in Oberitalien, zog über den Mont Cenis an der französischen Grenze hinauf gen Norden; deutsche Söldner in Schwaben und Tirol geworben, stießen an der niederländischen Grenze dazu. Am 22. Aug. 1567 hielt Alba seinen Einzug in Brüssel. Der Adel zog ihm entgegen; vor Allen strahlend in ritterlichem Schmucke Egmont. Alba, seiner von fern ansichtig, sprach: Da kommt ein großer Ketzer! aber noch hatte die Stunde der heimtückischen That nicht geschlagen; eine Umarmung befestigte Egmont in seinen unseligen Hoffnungen, und vermogte ihn sogar, den ihm gänzlich ergebenen Hoorne von der schon begonnenen Flucht zurückzurufen. Am 9. September war Versammlung des Staatsraths, Egmont und Hoorne zugegen; am Schluß der Verhandlungen führte Alba Egmont bei Seite, es erschienen Bewaffnete, Alba begehrte Egmonts Degen. Betroffen, aber bald

gefaßt, reichte Egmont ihn hin; er habe, meinte er, ihn oft für des Königs Sache geführt. Hoorne, von Soldaten umstellt, fragte nach Egmont; keine Antwort; Hoorne blickte mit Bitterkeit zum Himmel; ein Vorwurf gegen Egmont schwebte auf seinen Lippen; aber bald ergab er sich, ein Opfer der Freundschaft, die ihn ins Verderben gelockt hatte. Unter Bedeckung von dreihundert Reitern und zweitausend Lanzknechten wurden die beiden Freunde nach Gent abgeführt.

Um an Wilhelm eine empfindliche persönliche Rache zu nehmen, schickte Alba dessen dreizehnjährigen Sohn, der auf der Universität zu Löwen erzogen werden sollte, nach Spanien; dort hat der Unglückliche achtundzwanzig Jahre im Kerker geschmachtet. Auf Auswanderung ward Todesstrafe gesetzt; die Häfen gesperrt; dennoch entkamen Tausende über die Grenze und um Wilhelm sammelten sich die Schaaren der Landflüchtigen. Wohl sprach Granvella mit Recht, Alba habe nichts gethan, wenn der Schweigende entkommen sey. Aber noch tief im Keime verschlossen lag die Frucht, die aus Wilhelms Heldenmuth und Geistesreichthum erwachsen sollte; zunächst wurde der Boden, auf dem sie einst reifen sollte, mit Blut gedüngt.

Alba setzte ein Gericht des Aufruhrs ein (consejo de las altercaciones), zwölf Personen; er selbst war Vorsitzer, sein Stellvertreter der ihm in Unmenschlichkeit gleichkommende Don Juan de Vargas. Dieser erklärte die ketzerischen Kirchenräuber für des Todes schuldig, eben so aber alle übrigen Niederländer, weil sie die Verwüstung der Kirchen nicht gehindert hätten. Ohngefähr dasselbe wurde von Philipp im Februar 1568 förmlich ausgesprochen. Die Niederländer insgesammt seyen Ketzer, Aufrührer und Majestätsverbrecher; die Ausnahmen würden sich später ergeben. Also hatte Alba das Auslesen; wer nicht zu Grunde gerichtet wurde, verdankte dies allein der Gnade. Die Kerker der Städte füllten sich mit Edeln und Gemeinen. Bald begann die Blutarbeit; in den großen Städten sah man täglich Hinrichtun-

gen; oft zehn bis zwanzig an Einem Tage; in Valenciennes einmal fünfundfunfzig; die Güter der Hingerichteten wurden eingezogen; mit dem Familienvater auch das Hauswesen der Seinen verderbt. Grausenvolle Anstalten ließen Vermehrung der Blutgerichte in der Zukunft erwarten; dem brutalen Kriegsvolke war Uebermuth und Frevel gegen die Niederländer erlaubt. Abermals entwichen Tausende und wieder Tausende vom vaterländischen Boden. Margaretha, tief gekränkt und durch den täglichen Jammer bekümmert, legte die ihr nur dem Namen nach gebliebene Statthalterschaft nieder und verließ 30. December 1567 die Niederlande. Alba erhielt nun auch den Titel eines Statthalters.

Indessen hatte der Proceß gegen Egmont und Hoorne begonnen. Ihr Todesurtheil war von vorn herein beschlossen und Stoff zu allerlei Anschuldigungen zusammengestoppelt worden; das Verfahren war unförmlich, jegliche Verwendung vergeblich; selbst Kaisers Maximilian II Fürsprache fruchtlos. Wie zum blutigen Vorspiele diente, daß am 1. und 2. Junius 1568 auf dem Markte zu Brüssel zweiundzwanzig Edelleute enthauptet wurden. Am Tage darauf wurden die beiden Unglücksgefährten von Gent nach Brüssel gebracht und am 5. Juni um zehn Uhr Vormittags unter lautem Jammer des umstehenden Volkes enthauptet. Noch auf dem Blutgerüste hatte Egmont die Hoffnung, Philipp werde gnädig gegen ihn seyn, nicht aufgegeben. Die dicht gedrängte spanische Wache konnte nicht hindern, daß die Menschen herzustürzten, Tücher mit dem edeln Blute zu netzen. Die Särge wurden als Heiligthum umarmt und zu den Grabstätten gewallfahrtet. Rache wurde von Tausenden gelobt. Der wilde und wackere Wilhelm von der Mark schwur, nicht eher Haupthaar und Bart zu kürzen, bis der Edeln Tod gerächt sey. Wir werden sehen, wie er Wort gehalten.

Don Carlos.

Am 24. July desselben Jahres starb Don Carlos. Nicht bloß Beachtung des Gleichzeitigen führt unsern Blick jetzt hinüber nach Spanien, nicht der Reiz, die beiden Unglücklichen, die wir im Zauberlichte romantischer Poesie zu sehen durch Göthe und Schiller gewöhnt sind, hier als historische Personen neben einander aufzustellen: in der That stand Don Carlos Ausgang in genauem Zusammenhange mit den Bewegungen in den Niederlanden und vielleicht selbst mit Egmonts Schicksale. Don Carlos war der Sohn von Philipps erster Gemahlin, Maria von Portugal, und geboren im Jahre 1545. Schmächtig, blaß und unansehnlich bestach er nicht die Augen; die Herzen beengte und kränkte er durch Stolz und heftigen Jähzorn; ein unglücklicher Fall auf den Kopf, den er im siebzehnten Jahre that, förderte das Wachsthum jener Anlagen. Um nichtiger Dinge willen griff er zum Dolche; so gegen einen Kammerdiener, der ihn zu wecken versäumt hatte, gegen den Großinquisitor Espinosa, der einen ihm lieben Schauspieler verbannt hatte; einen armen Schuhmacher, der zu enge Stiefeln geliefert hatte, zwang er, das zerhackte Leder derselben zu verschlingen. Zugleich aber entzündete sich in ihm der brennendste Eifer zu Waffenthum und Kriegsthat. Sein Ernst war schroff, der Umgang mit ihm schwer, seine Laune kaum erträglich; doch suchte er Anhang durch glänzende Freigebigkeit, verkehrte gern unter Kriegsleuten und brütete mit verzehrender Leidenschaft über Kriegsfahrt und Abentheuer. Kein Krieg, in den zu ziehen er nicht Lust gefühlt hätte; keine Aussicht ihm erfreulicher, als nach den Niederlanden gesandt zu werden. Jedoch Philipp wollte nicht That des Jünglings. Ob aus Eifersucht, oder aus Mistrauen in Don Carlos Fähigkeiten oder Folgsamkeit? — In Philipps Seele stand etwas dem Aufstreben des Jünglings entgegen, und je mehr es in diesem zu Handlung und That drängte, um so mehr ward er beschränkt und auf eiteles Tagewerk angewiesen. Ungestüm begehrte er die Statthalterschaft der Niederlande in dem

Jahre, wo Egmont als deren Abgeordneter nach Spanien kam; ob die beiden einander sahen, ob Don Carlos ein Verständniß mit Egmont anknüpfte und nachher unterhielt, ist nicht gewiß, aber keineswegs unwahrscheinlich. Als nun Alba zum Oberfeldherrn in den Niederlanden ernannt war und bei dem Infanten sich beurlauben wollte, stieg in diesem die Wallung des Zorns bis zur Selbstvergessenheit; er stürzte mit dem Dolche auf Alba zu und würde ihn ermordet haben, wenn dieser ihm nicht rasch den Arm festhielt. Das unselige Geschick des Jünglings, der zum Nichtsthun verdammt war, und dessen unklarer Geist und mit unlauterem Stoffe reichgefülltes Herz vielleicht nur der Anstrengungen und Mühseligkeiten des Weltgetümmels bedurft hätte, um die Schlacken abzuwerfen, erregte die Theilnahme Kaisers Maximilian II; aber wie dieser umsonst sich für Egmont verwandte, eben so für Don Carlos.

In diesem stiegen schwarze Gedanken auf; das wilde Gewächs seiner Spannkraft, zusammengeschrumpft durch unnatürlichen Druck, nahm eine verkehrte Richtung und entwickelte sich zu einem furchtbaren Haß gegen seinen Vater, der ihn lähmte und zur Nichtigkeit herabwürdigte. Ob Don Carlos ihm auch deshalb grollte, daß er die anfangs für den Prinzen bestimmt gewesene Braut, Elisabeth von Frankreich, für sich selbst genommen hatte, ob er Liebe gegen diese nährte? Sicher ist nur, daß Elisabeth von jeglichem Einverständniß mit ihm gänzlich fern und frei war. Leider eben so gewiß, daß Don Carlos über den Gedanken, seinen Vater zu ermorden, brütete. Sein Sinn hatte sich verwirrt; gequält von dem furchtbaren innern Kampfe zwischen dem Grimme gegen seinen Vater und dem Grausen vor der entsetzlichen Frevelthat suchte er Erleichterung durch Geständniß seines Vorhabens an den Beichtvater und an seines Vaters natürlichen Bruder Johann von Oesterreich, doch ohne dasselbe aufzugeben. Indessen begann er zu schwanken zwischen dem Plane zum Morde und dem der Flucht nach den Niederlanden oder zu Kaiser Maximilian, und der letztere ward endlich ansprechender für ihn. Er sammelte

Gelder zur Reise; im Anfange des Jahres 1568 bestellte er Postpferde. Philipp wußte Alles; der Beichtvater und Johann von Oesterreich hatten ihm nichts geheim gehalten; einen echten, zuverlässigen Freund hatte Don Carlos nicht; Marquis Posa gehört, wie Thekla und Max und Klärchen und Mortimer zu den süßen Gebilden poetischer Phantasie, denen im Gebiete der historischen Wahrheit das Bürgerrecht versagt werden muß, aber eine um so trautere gastliche Pflege in den innersten Herzenskammern zu Theil wird. Philipp ließ Don Carlos in seinem Zimmer bewachen und versammelte den Staatsrath; zum ersten Male sah dieser den König bewegt und überwältigt durch menschliches Gefühl; er sah ihn weinen. Doch war in Philipp nicht bloß Vatergefühl rege; Angst umklammerte seine Seele; er fürchtete Verschwörung und Aufstand, ward unruhig über jeden Lerm und sandte an die Obrigkeiten der spanischen Städte, an den Papst ꝛc., um die Meinung für sich zu gewinnen.

Zugleich aber stellte Philipp einen Proceß an gegen Don Carlos, wegen Mordstiftung und Hochverrath; Tod schien die Strafe seyn zu müssen. Don Carlos wüthete gegen sich selbst; ein hitziges Fieber kam zum Ausbruche; er verschmähte Speise und Trank und den Zuspruch des Beichtvaters; die innere Hitze zu kühlen, lief er barfuß auf dem kalten Marmorboden des Gemaches umher; begehrte Eis zu essen und ließ Eis in sein Bett tragen. Als ihn nun Philipp besuchte und väterlich milde zu ihm sprach — ob damals ernstlich gesonnen, ihm zu vergeben? — ward das Uebel ärger. Don Carlos verlor die Besinnung; man reichte ihm die Sacramente und rief Philipp zu ihm; der Sohn kannte den Vater nicht mehr. Nun aber endet die Geschichte des Unglücklichen mit der schaudervollen Ungewißheit, ob er in der Nacht vom $\frac{23}{24}$. Jul. 1568 an diesem hitzigen Fieber, oder am Gifte des Vaters gestorben, oder heimlich enthauptet worden sey. Die Angabe, daß bei einer Eröffnung des Sarges unter König Karl III der Kopf vom Rumpfe getrennt gefunden worden sey *),

*) Spittlers Staatengesch. 1, 66.

ist nicht widerlegt worden. — Die Proceßakten wurden auf Philipps Befehl sorgfältig aufbewahrt, aber aus ihnen ist begreiflicher Weise jenes Dunkel nicht aufzuklären. Das Leichenbegängniß war feierlich. Die Königin Elisabeth starb im Oktober desselben Jahres an einer unzeitigen Niederkunft; wohl aber verbreitete sich nachher das Gerücht, Philipp habe sie vergiften lassen; Wilhelm von Oranien wird als Gewährsmann desselben, so wie auch der Behauptung, Philipp habe Don Carlos hinrichten lassen, genannt.

Alba's Statthalterschaft. Alcavala. Watergeusen.

Indessen mußten die Niederländer unter Alba's blutiger Geißel den bittersten Kelch der Leiden bis auf die Hefen leeren. Umsonst hatten Wilhelm und sein Bruder Ludwig Kriegsvolk zusammengebracht; Ludwig ward 22. July 1568 bei Gemmingen in Friesland geschlagen. Wilhelm, der über die Maaß nach Brabant vorgedrungen war, konnte Alba nicht aus dessen fester Stellung locken; das Volk war dumpf betaübt, kein Aufstand in Masse erfolgte; Wilhelms Söldner verliesen sich, als er die Soldzahlung nicht fortsetzen konnte. Da ließ Alba aus dem bei Gemmingen eroberten Geschütze ein Standbild fertigen, das ihn und unter seinen Füßen zwei niedergetretene Gestalten, Adel und Volk, darstellte. Der Papst Pius V aber sandte ihm einen geweihten Degen. Nun gedachte Alba den niedergeworfenen Feind auch noch auszuplündern. In Castilien gab es von der maurischen Zeit her eine Steuer, Alcavala genannt; der zwanzigste Theil des Kaufwerths, so oft unbewegliches, der zehnte, so oft bewegliches Gut verkauft wurde. Diese Steuer und dazu sogleich auf Ein Mal das Hundertstel des gesamten Vermögens der Niederländer sollte im März 1569 gezahlt werden. Die Stände widersprachen; Alba blieb unbeweglich. Im Jahre 1570 durchbrach eine Sturmfluth die Deiche der Küste und richtete große Verwüstungen an; dennoch sollte gezahlt werden; Alba that einen Schwur, er wolle

die Alcavala erheben und wenn auch das gesamte Land darüber zu Grunde gehen sollte; eher sollten Sonne und Mond ihren Schein verlieren, als er von seinem Willen abstehen würde; es wurden Anstalten zur Eintreibung der Steuer getroffen.

Der Niederländer ständische Rechte waren gebrochen, die Religionsfreiheit unterdrückt worden, Tausende auf dem Blutgerüste gestorben, der Kern der noch lebenden Freigesinnten landflüchtig, die Daheimgebliebenen muthlos, verzagt, betaubt: wer hätte Widerstand erwartet? Und, siehe da, was Todesschrecken, Durst nach Blutrache und Glaubenszwang nicht vermogt hatten, das trieb die Steuer hervor. In Holland und Seeland brach bedenkliche Gährung aus; hier und auch in den südlichen Landschaften wurden die Läden geschlossen; kein Bäcker, Brauer, Fleischer und Fischhändler mogte mehr feilhalten. Dies also ein drittes Element des Kampfes. Wilhelms Zeit war gekommen; nichts war ihm entgangen; nie hatte er verzagt oder geruht. Die Zahl der niederländischen Flüchtlinge in Deutschland und England war groß, willig boten sie Wilhelm ihre Dienste an; der Daheimgebliebenen standen nicht wenige in geheimen Verbindungen und Verträgen mit ihm. Noch dauerte der Parteiname Geusen fort; mit verjüngter und erhöhter Kraft und dem Muthe der Verzweiflung schlossen flüchtige Schaaren sich zusammen und schwärmten zu Schiffe an den Küsten des Kanals umher, spanische Schiffe zu kapern und Gelegenheit und Gunst zu Landungen zu erspähen. Sie nannten sich Watergeusen. Wilhelm von Oranien hatte das Kaperwesen geordnet; vom Ausflusse der Ems bis la Rochelle kreuzten die Geusen; der kühnste und furchtbarste ihrer Führer war der schon genannte Wilhelm von der Mark, Egmonts Bluträcher. Eine Zeitlang hatten sie an Englands Küsten Verstätten gefunden; darob aber hatte Philipp Beschwerde bei Elisabeth geführt, und diese, noch nicht zum Kampfe entschlossen, noch gerüstet, gebot den Geusen, ihre Küste zu verlassen. Da trieb die Noth eine Anzahl Kaperschiffe unter Wilhelm von der Mark an die holländische Küste; bald waren sie von Feinden um=

ringt, die Rückkehr verschlossen, als ihnen 1. April 1572 der Ueberfall auf den Seehafen von Briel gelang. Daraus wuchs das Waffenglück der Niederländer hervor. Wilhelm von der Mark befestigte Briel; Vließingen und Dordrecht zuerst, dann die meisten holländischen und seeländischen Plätze schlossen sich ihm an; drei Monate nach der Besetzung von Briel waren über siebzig Gemeinden in Waffen für die Freiheit; der Hafen von Vließingen wimmelte von Kriegsfahrzeugen, von ihrer Bemannung konnte jeder Mann für voll gezählt werden. Oranien war Meister in jenen Landschaften; sein Bruder Ludwig richtete das Banner der Freiheit auf im Hennegau, besetzte Bergen und entzündete von hier aus das Kriegsfeuer. Eine Ständeversammlung zu Dordrecht rief Wilhelm zum Statthalter aus und ordnete ihm einen Rath zu; die Verordnungen sollten Philipps Namen tragen, aber den Zusatz „mit Kenntniß des Statthalters und seiner Räthe." Oraniens erste Unternehmungen waren glücklich; Mecheln, Löwen und andere Plätze fielen in seine Hand; er rechnete auf Beistand von den französischen Hugenotten, deren Führer Coligny durch die trautesten Bande mit ihm verknüpft war *): nun aber vereitelte die pariser Bluthochzeit diese Hoffnungen; abermals drückte Geldmangel, das Kriegsvolk ward meuterisch und Wilhelm hatte bei Auflösung der zuchtlosen Banden Mühe, sein Leben zu retten.

Alba's Kriegsführung war die eines Henkers; im Wetteifer der Grausamkeit mit ihm wüthete sein Sohn. Dem letztern ergab sich die Stadt Naarden auf Vergleich; er aber ließ sämtliche Bewohner, gegen viertausend an der Zahl, bis auf sechszig eines schmählichen Todes sterben; selbst die Kranken aus den Spitälern wurden nach dem Galgen geschleppt; viele gaben unterwegs ihren Geist auf. Vierhundert Soldaten von der Besatzung der Burg mußten Hungers sterben; der schändliche Bube sagte, er habe ihnen wohl das Leben, aber nicht Lebensunterhalt versprochen. Härlem ward belagert, die Gegenwehr war verzweifelt; Frauen und

*) Coligny's Tochter Luise wurde 1583 Wilhelms (vierte) Gemahlin.

Mädchen schaarten sich zur Waffenführung und stritten mit blanken Waffen und Feuergewehr; erst als der Hunger auch nicht mehr Pferde, Hunde und Katzen, Haûte und Gras zur Stillung fand, ergab sich die Stadt 12. July 1573; da ließ Alba der heldenmüthigen Bürger dreihundert paarweise ins Meer werfen. — Doch das Maaß seiner Unthaten war voll; Philipp war zweifelhaft geworden, ob er durch diesen Blutmenschen zum Ziele gelangen würde und rief ihn ab. Alba verließ die Niederlande 13. December 1573. Er selbst rühmte sich nachher, achtzehntausend Ketzer auf das Blutgerüst oder den Scheiterhaufen geschickt zu haben.

Requesens. Leyden. Spanische Furie.

Bis zum Tode Wilhelms von Oranien ist in Philipps Geschichte der niederländische Freiheitskampf das Hauptstück der Auffassung und Darstellung und jener hochherzige Fürst die Einheit im Vorgrunde der Bühne; aus den finstern Gründen, die Philipps Thron umgeben, sehen wir nach einander neue Gestalten zum Kampfe gegen Oranien aufsteigen, mit neuen Künsten und Kräften ausgerüstet, und manchmal schwankt der Glücksnachen des edeln Verfechters der niederländischen und evangelischen Freiheit in brausender Fluth und kommt dem Untergange nahe.

Philipps Räthe waren nicht mehr dieselben, wie oben; Espinosa fiel 1571 in plötzliche Ungnade; sie brach ihm das Herz; er starb im folgenden Jahre; Fürst Eboli, gleichfalls der Gnade Philipps verlustig, starb in demselben Jahre; kühn aber strebte empor der noch jugendliche Antonio Perez, Kundschafter Philipps im Staatsrathe, Geheimschreiber und bald unter den vertrauten Räthen der erste. Alba wurde erst sieben Jahre nach seiner Abberufung aus den Niederlanden zu besonderer Dienstleistung, der Eroberung Portugals, wieder aufgerufen. Philipps Wille, die Niederländer wieder unter das Joch zu bringen, blieb unwandelbar

derselbe; doch mögen seine neuen Rathgeber ihn bestimmt haben, die Mittel zu wechseln. Daher ward statt des blutdurstigen Alba gesandt

Don Luis de Requesens y Zuniga, ein eifrig katholischer, tapferer und kriegserfahrner, aber sonst rechtlicher und gemäßigter Mann, wohl geeignet, wie mit dem Schwerte zu zwingen, so durch Wort, Gebehrde und mildes Verfahren die Gemüther zu gewinnen. Abschaffung der Alcavala und Verkündigung einer allgemeinen Amnestie versprach eine neue Ordnung der Dinge; die Wackerheit des Feldherrn aber empfand das Heer Ludwigs von Nassau auf der Mooker Heide bei Nimwegen 14. April 1574, wo Ludwig und sein Bruder Heinrich erschlagen und ihr ganzes Heer aufgerieben wurde. Dennoch verschmähten die nördlichen Landschaften Requesens nicht zu verbürgendes Anerbieten von Vergebung und Gnade, und mit was für Gegnern zu kämpfen sey, erfuhr Requesens bei der Belagerung von Leyden. Der gesamte Freiheitskrieg der Niederländer ist mehr durch Belagerungen, als durch Schlachten ausgezeichnet; dazu führte schon die Natur der Landschaften. Wie das Triumvirat, Wilhelm, Egmont und Hoorne, so leuchtet in unsterblichem Glanze die Vertheidigung dreier Festungen, Leyden, Antwerpen und Ostende. Nur bei der ersten wurde übermenschliches Thun und Leiden durch glücklichen Erfolg belohnt. Ein spanisches Heer erschien vor Leyden 29. May 1574. Der Vorrath von Lebensmitteln in der Stadt war gering; groß und herrlich der des Muthes. Die lockenden Verheißungen des spanischen Feldherrn Valdez beantworteten die Bürger mit einem lateinischen Verse, des Vogelstellers Pfeife töne süß zum Betrug des Vogels.*) Bald zehrte nagender Hunger an der Kraft der heldenmüthigen Bewohner; Valdez mahnte zur Uebergabe; die Leydener antworteten, wenn das Hunde- und Katzenfleisch aufgezehrt sey, habe Jeder von ihnen einen linken Arm; den wollten sie zuvor essen und mit dem rechten Mauer und Wall verthei-

*) Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps.

digen. Die Rede der Weiber war nicht anders, als die der Männer. Als nun aber Baumblätter und zerhacktes, gesottenes Leder schon eine Zeitlang tägliche Nahrung gewesen war, abgenagte Knochen aus dem Gassenkehricht gesucht und wieder benagt wurden, als selbst das Trinkwasser abnahm und man zu den Pfützen gehen mußte, als Krankheit zum Hunger kam und mancher Bürger, vom Wachdienste heimkehrend, Weib und Kind als Leichen fand, die Bürger selbst zu Hunderten und Tausenden hingestorben waren, da begehrte eine Schaar gemeinen Volks vom Burgemeister Adrians Uebergabe der Stadt. Wohlan, sprach dieser, mein Tod ist gewiß, von Freund oder Feind; also zerhaut meinen Leib und vertheilt die Stücke unter euch, so ihr glaubt, daß euch das Hülfe schaffe; meinen Eid aber breche ich nicht. Das beschämte die Verzweifelnden. Endlich kam Hülfe. Zur Rettung Leydens wurden die Deiche zwischen der Maaß und Yssel durchstochen, der Schaden, sieben Tonnen Goldes, geringer geachtet, als der Verlust des Heldensitzes; die Meeresfluthen überkamen das spanische Belagerungsheer, tausend Mann ertranken, mit Mühe rettete sich der Rest; den Leydenern wurden Lebensmittel durch eine niederländische Flotte zugebracht. Die geringe noch übrige Heldenschaar frohlockte über die Rettung unter Thränen und Jammer über den Verlust von sechstausend braven Kampf- und Leidensgenossen. Als nun ihnen freigestellt wurde, zum Lohn für ihre Wackerheit zwischen mehrjähriger Befreiung von allen Zöllen und Errichtung einer Universität zu wählen, erbaten sie sich das Letztere. Wann und wo ist aus solcher menschlichen Noth solche Frucht für die Wissenschaft erwachsen! Welche Universität kann sich eines solchen Stammbaums rühmen! Am 6. Januar 1575 wurde die Universität eingeweiht; ihr Ruhm in der Wissenschaft hat dem der Bürger im Waffenthum nachgeeifert.

Glücklicher war Requesens auf andern Stätten und seine Kriegsführung nahm einen für die Niederländer bedenklichen Charakter an. Mehre feste Plätze fielen in seine Hand; der Verkehr zwischen Holland und Seeland wurde den Vertheidigern der

Freiheit abgeschnitten; Oraniens Hülfsgesuch bei Elisabeth hatte nur eine geringe Geldzahlung zur Folge: da gab Requesens Tod, 5. März 1576, frische Hoffnung. Gute Entschlüsse und Einungen aber gingen aus neuer schrecklicher Noth hervor. Die spanischen Kriegsvölker hatten seit zweiundzwanzig Monaten keinen Sold bekommen und schon mehr als Ein Mal der niederländische Bürger dafür leiden müssen; jetzt, als kein spanischer Statthalter im Lande war, ergossen die meuterischen Schaaren sich zu Raub und Plünderung über die Landschaften, namentlich über Flandern und Brabant. Vor Allem schwer ward Antwerpen heimgesucht, 4. Nov. 1576; Häuser, Speicher und Gewölbe geplündert, das prachtvolle Rathhaus und gegen fünfhundert Bürgerwohnungen niedergebrannt und an fünftausend Menschen ermordet. Dies nannte man die spanische Furie. Der niederländische Staatsrath erklärte die Söldner für Rebellen, rüstete niederländisches Kriegsvolk zu ihrer Bekämpfung und unterhandelte mit Oranien über eine Einung. Dies führte zu der Genter Pacification, 8. November 1576, wodurch Holland und Seeland mit den meisten südlichen Landschaften, Brabant, Flandern, Hennegau, Mecheln, Artois ꝛc. einen Bund schlossen zur gemeinschaftlichen Vertreibung des spanischen Kriegsvolkes, und sie zusammen beschlossen, eine allgemeine Versammlung der Stände zur Berathung über das Gemeinwohl zu berufen. So verging das Jahr 1576. In den nördlichen Landschaften hatte das königliche Ansehen durch die Soldatengraüel den entscheidenden Stoß bekommen.

Johann von Oesterreich. Seekrieg gegen die Muselmänner.

Noch einmal tritt eine Erscheinung ins Spiel, die an tragischem Gehalte Egmont und Don Carlos zuzugesellen ist, und besondere Theilnahme in Anspruch nimmt. In schon vorgerücktem Lebensalter hatte Karl V ein schönes Weib, Barbara Blomberg oder

di Plombes (aus Regensburg?) liebgewonnen; die Frucht dieser Liebe war Johann, genannt von Österreich, (Don Juan de Austria) geboren 1544. Karl gebot, seine Schwäche geheimzuhalten. Das Kind wurde einem spanischen Landmann zur Pflege übergeben; es sollte keine Kunde von seiner Herkunft haben: doch als Karl den Thron verlassen hatte, entdeckte er seinem Sohne Philipp das Geheimniß, und Philipp — was ein seltsamer Zug der Laune in seinem Charakter — zog den Knaben hervor zu gemeinsamer Erziehung mit Don Carlos, der um ein Jahr jünger war, als er. Es ward ein schöner stattlicher Jüngling, von blondem, langen Haar, dessen schön wallende Locken ihn in Italien, wo blondes Haar so hochgeschätzt wird, namentlich den Neapolitanerinnen unwiderstehlich machte. In allen ritterlichen Künsten war er fertig; das wildeste Roß tummelte er am liebsten und wurde dessen Meister, Kampf und Streit war sein Leben. Zu großem Heldenmuth aber gesellte sich auch Schlauheit und rastloses Sinnen auf Macht und Herrschaft. Wer nicht vorwärts strebe, sagte er, gehe zurück, und wenn er wüßte, daß irgend Jemand auf Erden sey, den mehr, als ihm, nach Ruhm gelüste, so mögte er sich aus dem Fenster stürzen.

Seine ersten Lorbeeren brach er in dem Kriege gegen die rebellischen Moriskos, oder zum Christenthum gezwungenen Mauern, im südlichen Spanien, die im Jahre 1568, als ihnen Beibehaltung arabischer Sprache, Tracht und Sitte untersagt wurde, zu den Waffen griffen und in Philipp ernste Sorge aufregten. Johann bezwang sie im Jahre 1569 und nach seinen Kriegsthaten bekam dort die Inquisition zu thun. Zwei Jahre darauf führte er die vereinte Flotte Spaniens, des Papstes und des Freistaates Venedig gegen die Osmanen. Dies heißt uns, zuvor Bericht zu geben von dem, was seit Barbarossa's Tode auf dem Mittelmeere sich begeben hat.

Nach Barbarossa wurden den Christen drei muselmännische Flottenführer zugleich furchtbar: Piale, Sohn eines kroatischen

Schuhflickers, Dragut, Sohn christlicher Eltern und Ulutschali (Uludsch Ali, Ulazal, aus dem italienischen Namen Occhiali), italienischer Renegat. Der letzte ist der Reihenführer der zahllosen Verlaügner des Christenthums, die an den Raubküsten sich niederließen, eines schrecklichen Auswurfes der Menschheit, deren Lasterhaftigkeit, Grausamkeit und Tücke die der gebornen Muselmänner bei weitem überstiegen. Kapereien, Verwüstungen und Eroberungen der afrikanischen Seeraüber dauerten fort; eben so ihre Verbindung mit den Flotten des Großsultans. Schon im Jahre 1553 nahm Dragut den Maltesern Tripolis, das diese mit Malta von Carl V bekommen hatten. Wie Franz I, so schloß auch Heinrich II von Frankreich einen Bund mit Soliman, und Piale führte als Kapudan-Pascha die osmanische Flotte herbei und verheerte mit Dragut die Küste von Neapel, Mallorka ꝛc. Einen Hauptschlag rüstete Soliman noch in seinen letzten Lebensjahren. Doria war nicht mehr; Philipps Wehrstand kümmerlich; die Malteser allein kämpften ritterlich. Die Verluste, welche Soliman und die Afrikaner von den Maltesern erlitten, waren empfindlich; die Felseninsel ihnen ein Dorn im Auge; im Jahre 1565 erschienen jene drei, Piale, Dragut und Ulutschali, zusammen zum Angriffe auf Malta. Die Vertheidigung der Insel ist einer der glänzendsten Punkte in der Geschichte des Ordens. Eins der Hauptbollwerke der Insel, die Burg S. Elmo, kam in die Hand der Muselmänner, 130 Ritter und über 1100 andere Krieger des Ordens, büßten dabei das Leben ein; ihre Leichen wurden von den Barbaren geviertheilt und die Stücke kreuzweise auf Bretter genagelt. Als nun aber der Corsar Hassan, Herr von Algier, gegen die Kette andrang, die den einzigen Hafen der Insel sperrte, theilten die Ritter tausendfachen Tod aus; „Münze von S. Elmo" war ihr Ruf dabei; der Ungestüm der Muselmänner brach sich, Dragut wurde getödtet, und die Insel blieb in christlicher Hand. Von dem heldenmüthigen Großmeister des Ordens, La Valette, bekam die Hafenstadt Malta's seitdem ihren Namen. Im Jahre daraüf endete Soliman 1566 sein langes stürmisches Leben bei der Belagerung von Sigeth, wo wenige Tage

nach Solimans Ende der Held Zriny der Schmach der Uebergabe durch Aufsuchung des Todes im muselmännischen Lager zuvorkam.

Ulutschali blieb das Schrecken der Christenheit durch seine Raubfahrten; Solimans Nachfolger aber, Selim der Trunkenbold, lüstern nach dem Besitz des Bodens, der den köstlichen Cyperwein erzeugte, sandte im Jahre 1570 Flotte und Heer aus zur Eroberung der Insel, deren süßes Gewächs ihm so manchen seligen Rausch bereitet hatte. Die festen Plätze, Nikosia und Famagusta, wurden in diesem und dem folgenden Jahre den Venetianern entrissen und das schöne Eiland unterworfen; das führte zu dem obenerwähnten Bunde zwischen Venedig, Philipp und dem Papste, 25. May 1571. Johann von Oesterreich bekam den Oberbefehl über die vereinigte Flotte. Am 7. Oktober bekam diese bei den curzolarischen Inseln die osmanische zu Gesicht; auf der letztern war Ulutschali, zwar nicht Oberbefehlshaber, aber die Seele des Streits und in der Schlacht Führer des rechten Flügels der Flotte. Die Schlacht bei Lepanto begann am Nachmittage des 7. Oktobers; der christlichen Schiffe waren über zweihundert, der muselmännischen gegen dreihundert. Herrlich war Johanns Sieg; Papst Pius V begrüßte den Helden mit den Worten des Evangeliums: Es war ein Mensch von Gott gesandt, Namens Johannes. Doch Frucht erwuchs der Christenheit nicht aus jenem Siege. Im Jahre 1574 erstürmte Ulutschali die Vorburg von Tunes, la Goletta, sprengte sie in die Luft, und seitdem ward Tunes selbst stärker befestigtes Raubnest. Der Seeraub dauerte fort, auch die Landungen unterblieben nicht; Corsarenschiffe wagten sich selbst in die nordischen Gewässer; manche christliche Staaten suchten Sicherheit nicht durch die Waffen, sondern durch schmachvollen Tribut.

Johanns Sinn aber ward seit dem Siegestage mehr und mehr von abenteuerlicher Ehr- und Herrschsucht erfüllt; der Siegsruhm gereichte nicht zur Dämpfung des innern Brandes,

sondern rief neuen Durst der Leidenschaft hervor. Er wollte über Land und Leute herrschen; darum begehrte er von Philipp eine mächtige Flotte zum Kriege gegen die Muselmänner; Tunes sollte Sitz eines Königreiches für ihn werden. Nun ward er für Philipp Gegenstand des Mistrauens und Argwohns und mit Aufpassern umgeben. Antonio Perez schlich sich ein in Johanns Vertrauen, und bald wußte Philipp, daß Johann an Befreiung der gefangenen, schönen Maria Stuart und Erwerbung des schottischen Thrones denke, daß er mit den Guisen in Frankreich und mit mächtigen italienischen Großen Verbindungen unterhalte. Schon umgarnt ward er zur Statthalterschaft in den Niederlanden abgeschickt, die ihm als Staffel zu höherer Macht erschien, für Philipp zur Probe, Johanns Gesinnung ganz zu erforschen, dienen sollte.

Johann meinte es weder mit den Niederländern, noch mit Philipp aufrichtig. Am 12. Februar 1577 vermogte er die Mehrzahl der niederländischen Landschaften zur Annahme des ewigen Ediktes, worin er im Namen Philipps verhieß, die fremden Kriegsvölker fortzuschaffen, keine Fremde zu Aemtern zu lassen, Beschlüsse der Stände zu beachten, aber zugleich das Fortbestehen des römisch-katholischen Kirchenthums ausbedang. Deshalb lehnten Holland und Seeland, wo Wilhelms Geist und die Vorliebe für die evangelische Kirche entschieden, jenen Vergleich ab; auch Brabant, das Wilhelm von Oranien zu seinem Ruward, einer altherkömlichen Vorstandschaft, einsetzte; 7. December 1577 ward Johann von diesen Verbündeten für der Statthalterschaft verlustig und für Feind des Vaterlandes erklärt. Das spanische Kriegsvolk zog ab; deutsches aber blieb zurück, und Johann schrieb an Philipp, die Aufrührer müßten mit Gewalt bezwungen werden; neues Kriegsvolk ward geworben, Papst Gregor XIII verkündete Ablaß wie zu einem Kreuzzuge, und Johann siegte 13. Januar 1578 im Treffen bei Gemblours. Nun aber begegneten einandrr die Zerfallenheit in Johanns Gemüth, das Mistrauen zwischen ihm und Philipp, und die Zwietracht,

welche bei den Niederländern aus der Doppelheit des Glaubensbekenntniß mächtig emporwuchs. Die Verhältnisse wurden von Tage zu Tage verwickelter.

Johanns Vertrauter Escovedo betrieb zu Madrid Sendung von Geld und Truppen an Johann; Philipp ließ Escovedo über Johanns Entwürfe ausforschen; er achtete es nicht für unköniglich, Schmähbriefe, die Perez über ihn an Escovedo schreiben mußte, um ihn zu verstricken, selbst durchzulesen und dem Ausdrucke nachzuhelfen. Als nun Escovedo dem tückischen Perez Alles verrathen hatte, sogar daß Johann wohl selbst auf eine Unternehmung gegen Philipp sinne, ließ dieser den bethörten Escovedo durch Perez ermorden. Bei der Kunde von Escovedos Tode entsetzte sich Johann; er ahnete, daß er verrathen, betrogen und bedroht sey. Philipp schickte weder Geld noch Truppen. Die Niederlande wurden ein Dornenbette für Johann; der Boden brannte unter seinen Füßen, das Leben ekelte ihn an; er kam auf den Gedanken, in einem Kloster auf dem catalonischen Monte Serrato Mönch zu werden. Aber auch an seiner Körperkraft zehrte ein innerer Wurm; der schöne dreiunddreißigjährige Mann siechte dahin, daß es Mitleid und Jammer erregte; man sagte sich, er habe Gift bekommen. Am 1. Oktober 1578 starb er; die Leichen-Schau und Oeffnung ergab, daß etwas Ungewöhnliches in seinem Innern gewüthet haben mußte: die Haut war brandig, das Herz verdorrt.

Alexander Farnese's Anfang und Wilhelms Ausgang.

Statt Johannes ward nach den Niederlanden gesandt Margarethens Sohn, Alexander Farnese von Parma, wacker wie vor ihm Requesens, eben so streng katholisch, dazu italienischer Künste mächtig, geschickt, durch Köderung mit Gunst und durch Aussäung von Zwietracht, dem Feinde die Kraft zu lähmen. Wil-

helm von Oranien hatte auf's Neue Geldhülfe von Elisabeth von England erlangt und war um Streitmittel nicht mehr verlegen. Aber entscheidend trat nun bei den Niederländern kirchliche Zwietracht als bewegender Geist hervor; die Häupter der Parteiung, Oranien und Farnese, suchten durch diese Bewegung zu wirken, und als Frucht derselben reifte die politische und volksthümliche Gestaltung der heutiges Tages so schroff einander entgegenstehenden nördlichen und südlichen Landschaften. Der volksthümliche Geist der Bewohner der einen wie der andern, im Anfange des Aufstandes einträchtig in Behauptung politischer Rechte und Abwehrung der Inquisition, in der Folge hoch aufgeregt durch die Einführung der Alcavala, schied sich und erscheint von nun an in der feindseligsten Doppelgestaltung. Jesuiten hatten schon damals mehre Collegien in den südlichen Landschaften gegründet; läßt sich der Geist ihres Wirkens verkennen! Einen üppigen Wucherboden fanden die religiösen Umtriebe in der Verschiedenheit der Sprache und Sinnesart des Nordens und Südens. Dort holländische, hier wallonische oder französische Sprache; dort bedächtigerl ruhiger Sinn, hier hohe Reizbarkeit. Zwiespalt über das Religionsbekenntniß war zuerst ausgebrochen, nachdem die Bilderstürmerei begonnen hatte; die Katholischen waren lau und schwürig geworden. Jedoch reichte die Anhängerschaft des evangelischen Glaubens damals weit über die nachherigen Grenzen hinaus; Antwerpen, späterhin übel verrufenes Jesuitennest, ist uns als bedeutende Pflegestätte derselben wohl bekannt. Bestimmtere Marken bekam die Spaltung schon unter der Statthalterschaft Johanns von Oesterreich. Wilhelm von Oranien hatte treue Anhänger in Holland, Seeland ꝛc., in den südlichen Landschaften aber bei vielen Freunden zahlreiche Widersacher, hauptsächlich um des kirchlichen Bekenntnisses willen. Als er in Brabant zum Ruward ausgerufen worden war, hatten die letztern gegen ihn Maximilians II Sohn, Erzherzog Rudolph, gerufen; dieselben wirkten dahin, daß bald nachher der jüngste Sohn Katharinens von Medici, Franz, Herzog von Alençon, zum Beschützer der niederländischen Freiheiten berufen wurde. Einzelne Mönche schürten durch wild fana=

tische Schmähpredigten das Feuer *); die Jesuiten aber spannten ihre Netze mit Eifer und Kunst aus.

Alexander Farnese verstand meisterlich, die Glaubensschwärmerei der eifrigen Katholiken für sich und Philipp zu benutzen; von seinen Künsten hauptsächlich ist es herzuleiten, daß in den südlichen Landschaften die Zahl der Bekenner des evangelischen

---

*) Ein Musterstück der grobkörnigsten Polemik eines Brügger Mönchs, der von 1166-76 auf den Kanzeln raste, giebt Kortüm in Gesch. der freistädtischen Bündnisse, B. 1, S. 289; sey es erlaubt, dasselbe hier anzuführen. „Bah, ich sollte wohl bald vor Zorn und Grimm aus der Haut springen. Da sind nun zu Antwerpen, in dem höllischen Pfuhl, in dem teuflischen Abgrund, wo alles verfluchte Gift und stinkender Unrath zusammenfließt, wiederum neue Verräther, Verführer, Betrieger, neue Schelme und Böswichter aus dem verdammten und verwünschten Teutschland angelangt, und vermeinen, in diesen edlen Niederlanden, die sich jeder Zeit so standhaft im christlichen Glauben gehalten haben, bis die mageren, dürren, ledernen Deutschen ihre beschmutzte Supplikation übergaben, die augsburgische Confession einzuführen und fortzupflanzen. Bah, sehet doch, wie stracks sie, sobald sie gehört, daß diese verfluchten Geusen die Religion verändern wollen, mit ihrem teuflischen augsburgischen Bekenntniß gelaufen kommen! Ey ja, eben recht; wie? wir sitzen da, und warten darauf, bis ihr kommt. Bah! es ist Wunder, wo ihr so lang geblieben seid mit eurer schönen Confession von Augsburg, welche erstlich so süß, lieb und betrieglich von dem falschen, verdammten, höllischen Ketzer, dem unbeständigen Zwiefalter und Wetterhahn, Philipp Melanchthon, verfasset und gestellt, darnach aber mit seinem teuflischen Höllengift also verderbet und nach seinem ketzerischen Sinn verfälscht worden, daß auch die Zwinglianer, Calvinisten oder Sacramentirer sich damit wollen und können behelfen oder vertheidigen. Bah! die Zeit soll noch kommen, daß diese Konfession an den Galgen gehenkt und mit Koth soll beworfen werden. — Wie, was meint ihr, daß wir toll und thörigt seien, und daß wir uns sollen überteufeln und äffen lassen, von diesen ledernen, teutschen Verräthern, den ersten Abtrünnigen und Ausgebannten von der römisch-katholischen Kirche? Ja, ja, ich will alle Tage forthin dermaßen wider sie schreien und rasen, daß man über tausend Meilen von mir soll zu sagen wissen."

Glaubens sich zum Erstaunen verminderte und der kirchliche Gegensatz dieser gegen die nördlichen sich schroff ausprägten. Am 6. Januar 1578 gelobten die Landschaften Hennegau, Artois ꝛc., nur die katholische Religion zu bekennen und dieselbe aufrecht zu halten; die eigentliche Unterwerfung derselben unter spanische Hoheit erfolgte 21. Mai 1579. Wilhelm immer wach, stellte Geist gegen Geist; am 23. Januar 1579 vermogte er die Mehrzahl der nördlichen Landschaften, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Zütphen, die friesischen Ommenlande zu einer ewigen Verbindung gegen Gewalt und Unrecht und Einführung katholischen Kirchenthums; die bisher königlichen Kammergüter sollten dem Gemeinwesen zu gute kommen, des Königs Name nicht mehr gebraucht werden. Dies die utrechter Union, woraus durch nachherigen Zutritt vom übrigen Friesland, Overyssel und Gröningen der Bundesstaat der sieben Generalstaaten, unter denen Zütphen, als abhängig von Geldern, nicht mitgezählt wurde, entstand. Bei ihrem Abschluß gehörten auch Antwerpen, Gent, Breda ꝛc. dazu.

So ward die Trennung des niederländischen Südens von dem Norden begründet. Der kirchliche Gegensatz bethätigte sich durch Gräuel des Fanatismus. Blut der Andersgläubigen ward von beiden Seiten ohne Barmherzigkeit vergossen; dem Heere Farnese's vorzugsweise strömten katholische Eiferer in dichten Schaaren zu. Bald kamen dazu auch Meuchelmörder. Zum Meuchelmorde nehmlich rief auf Philipp, der im Jahre 1580 Wilhelm von Oranien ächtete und seinem Mörder 25,000 Kronen und den Adel verhieß. Dagegen sprachen nun die nördlichen Landschaften 26. July 1581 förmlich die Entsetzung Philipps von seiner Oberherrlichkeit über sie aus; nicht aber ernannten sie Wilhelm, der es so wohl verdient hatte, zum Oberhaupt; das Vertrauen, in selbständiger Freiheit sich behaupten zu können, war noch nicht gereift; sie wandten sich an Frankreich, und abermals kam der elende Franz von Alençon (nun Anjou genannt) mit einer Schaar hungriger und sittenloser Franzosen, die bald mit ihm selbst dem Lande zu einer drückenden, widerwärtigen Last wur-

den. Die Franzosen wurden als Feinde behandelt, nachdem sie einen Anschlag gemacht hatten, Antwerpen zu besetzen, oder wie früher die Spanier gethan, darin mit Plünderung, Mord und Brand zu hausen; Alençon aber ward so verächtlich und selbst vom Gefühl seiner Nichtgeltung so durchdrungen, daß er im Jahre 1583 gern das Land verließ. Wilhelm hatte seine Berufung geschehen lassen; er war seiner eigenen Ueberlegenheit und Unentbehrlichkeit sich wohl bewußt; nach dem Abzuge der französischen Freiheitsverderber bewirkte er, August 1583, den Beschluß, daß nur das reformirte Glaubensbekenntniß gelten sollte, und 7. December 1583 ward er von den drei Landschaften Holland, Seeland und Utrecht zum Oberhaupte, unter dem dort heimischen, alten Würdenamen Graf, erwählt.

Die Sonne seines Lebens war dem Untersinken nahe. Schon 1582, 18. März hatte der Biscayer Jauregui ihn durch die Kinnlade geschossen; der Mordversuch wiederholte sich; von Franziskanern und Jesuiten unterrichtet und angefeuert, mit gleißnerischer Verschmitztheit in Oraniens Nähe geschlichen und von dem feinsten aller Menschenkenner nicht durchschaut, gelangte zum Ziel Balthasar Gerard aus Besançon; er schoß 10. July 1584 zu Delft dem preiswürdigen Fürsten drei Kugeln durch den Leib. Seine Hinrichtung war schauderhaft; aber grausenvoller die Schwärmerei, die ihn dabei standhaft erhielt, als habe er ein löbliches Werk gethan und sey des Himmelreiches gewiß.

Wie nun die Niederlande, ihres Hortes beraubt, nochmals drohender Gefahr der Knechtung unterliegen zu müssen schienen, Alexander Farnese nach einander Gent, Nimwegen, Brüssel und Mecheln unterwarf, nach harter Belagerung und dem Aufgebot menschlicher Erfindsamkeit und Kraft von beiden Seiten 27. August 1585 Antwerpen einnahm*), darauf Antwerpens Flor dahinwelkte, Tausende von da gen Amsterdam entflohen und hin-

*) S. deren ausführliche Beschreibung in Schillers Werken, B. 13.

durch der Grund von Amsterdams nachherigem Blüthestande gelegt wurde, die niederländische Freiheit aber gereift sey aus enger geschlossener Einung, aus gesteigerter Schnellkräftigkeit, die bald Kriegsflotten nach Ostindien führte, aus vermehrtem Vertrauen zu eigener Kraft und der Lossagung von fremder Schutzherrlichkeit, aus der trefflichen Kriegsführung von Wilhelms und Anna's Sohne Moritz und der Staatskunst und Vaterlandsliebe des ehrwürdigen Olden Barneveld, welche den, 1586 von Elisabeth gesandten, erbärmlichen Leicester 1587 eben so zur Heimkehr nöthigten, als Wilhelm den Herzog von Alençon, zugleich aber aus der Gunst der Umstände, aus der Verkehrtheit Philipps, die einen Feind nach dem andern aufrief und England und Frankreich zu gewinnen trachtete, während die Niederlande noch unbezwungen waren, — das gehört in den Kreis einer andern Darstellung; die gegenwärtige hat nun ins Auge zu fassen, was in den letzten Jahrzehnden der Regierung Philipps von ihm außerhalb der Niederlande erstrebt, und welcher Zustand seiner Länder durch seine Entwürfe herbeigeführt wurde.

Portugal. Die Armada. Perez. Frankreich.

In den Niederlanden hatte es nicht Eroberung, sondern nur Steigerung der Macht gegolten; gegen die Muselmänner war jeder Kampf nur Nothwehr; je höher aber Philipp in Jahren stieg, desto hochfahrender wurden seine Entwürfe; nun erst, als seines Körpers und seines Staates Kräfte merklichst verkümmert waren, dachte er auf eigentliche Eroberungen; als er kaum noch das Haus decken konnte, wollte er Palläste erwerben.

Doch ist allerdings einer Erwerbung von Land und Leuten zu gedenken — Portugals. König Sebastian, Zögling der Jesuiten und von ihnen mit Glaubensschwärmerei erfüllt, war gen Marokko gezogen, das Christenthum mit dem Schwerte unter

die Mauren zu verpflanzen, aber nach seiner Niederlage bei Alcassar 1578 nicht gefunden worden. Sein hochbejahrter Oheim Heinrich starb nach zweijähriger Regierung 1580 kinderlos. Nun wurden Ansprüche auf die Thronfolge von mehren Seiten erhoben; Philipp hatte nicht die nächsten; für ihn aber entschied, daß er der nächste Nachbar war; der ergraute Alba ward aus der Zurückgezogenheit des Friedens, die ihn anekelte, hervorgerufen, und zog aus gen Portugal, wo Anton von Crato seine Ansprüche mit einem Haufen zusammengerafften Volkes zu vertheidigen gedachte. Wider Alba's und des Krieges Natur floß dabei wenig Blut; Antons Heer zerstob beim ersten Angriffe der Spanier. Doch sproßte aus der unblutigen Besitznahme keineswegs einträchtiger Sinn der Portugiesen und Spanier, oder Segen für die einen oder andern hervor. Die portugiesischen Besitzungen in Ostindien und Amerika wurden von nun an Zielscheibe niederländischen Unternehmungsgeistes, die glücklichsten Erfolge lohnten die Kühnheit der weiten Fahrt und lockten zu neuer Fahrt. Der rechtmäßige Inhaber des portugiesischen Throns aber, Sebastian, war nach höchst wahrscheinlichen Angaben in jener Schlacht nicht getödtet; es traten nach einander als angebliche Sebastiane mehre Thronbewerber auf, deren Betrügerei außer Zweifel war; für den rechten Sebastian aber kann man mit großer Wahrscheinlichkeit den Unglücklichen ansehen, welcher im Jahre 1598 zu Venedig auftrat und die zuverlässigste Kundschaft von seiner Person gab, darauf aber nach Florenz ging und von hier aus nach Neapel verlockt und spanischer Gefangener wurde. Man brachte ihn nach einem Schlosse S. Lucar in Spanien; wie er geendet habe, ist mit dem Schleier undurchdringlichen Geheimnisses bedeckt; ob in einem Kerker der Inquisition? Diese Schuld lastet nicht auf Philipp II; es geschah vier Jahre nach seinem Tode.

Dem Mitbewerber Philipps um die portugiesische Krone, Anton von Crato, ward Unterstützung durch Elisabeth von England; sie war nicht kräftig genug, ihm festen Fuß in Portugal zu schaffen; Anton, auf dessen Kopf Philipp um dieselbe Zeit

wie auf Wilhelms von Oranien, einen Preis setzte, stand ab von diesen Regungen halber Kraft und begab sich nach Frankreich, wo er, nicht ohne Sorge vor Philipps Meuchelmördern, bis zu demselben Jahre, wo Philipp starb, ein kümmerliches Leben verbrachte. Für Philipps Haß gegen Elisabeth war aber ihre Hülfsleistung an Don Anton neuer Zunder. Von allen Menschen haßte Philipp nächst Wilhelm von Oranien wohl Niemanden mehr, als Elisabeth von England. Sie hatte, als nach Maria's Tode Philipp um sie warb, seine Hand ausgeschlagen, hatte die Niederlande erst heimlich, zuletzt offenbar unterstützt, im September 1585 einen förmlichen Bund mit ihnen geschlossen und Leicester mit Truppen hinübergesandt, ihre Seefahrer hatten kecken Raub an spanischen Schiffen begangen, Francis Drake 1586 Carthagena in Südamerika erobert und mehre westindische Inseln plündernd heimgesucht; dazu war sie Ketzerin und hatte das von Maria hergestellte katholische Kirchenthum in England umgestürzt: Philipp dürstete längst nach Rache. Doch eine Reihe von Jahren verging, ehe er zur That schreiten konnte. Im Jahre 1588 endlich war Heer und Flotte zur Landung in England gerüstet; das letzte Mark des Landes war dazu ausgepreßt worden. Papst Sixtus V hatte eine Million Kronen verheißen, sobald die Landung erfolgt seyn würde. Die Armada, unüberwindliche Flotte von den Schmeichlern genannt, zählte hundertundfünfunddreißig Kriegsschiffe, die auf den Werften von Lissabon, Antwerpen, Dünkirchen ꝛc. erbaut waren; mehre hundert Lastschiffe sollten ihnen folgen. In Flandern war der Wald von Waes gefällt worden, um Bauholz zu geben. Farnese hielt ein Heer von dreißigtausend Mann Fußvolk und achtzehnhundert Reitern, auserlesene Mannschaft, bereit; neunzehntausend Mann und achttausend Matrosen waren auf der Armada, die in der Mündung des Tajo Philipps Befehl erwartete.

Am 19. May 1588 segelte sie unter der Führung des Herzogs von Medina Sidonia aus; zwei Tage darauf erhob sich ein Sturm, und drei Wochen waren nöthig, im Hafen von Co-

runna den Schaden, den er angerichtet, gutzumachen. Philipps Befehl lautete, nicht eher eine Seeschlacht zu liefern, als bis Farnese's Heer glücklich in England würde gelandet seyn; daher bei der Fahrt der Armada durch den Kanal die Gunst des Windes zum Angriff auf die englische Flotte unbenutzt bleiben mußte, die Engländer dagegen die überlegene, aber auf Wehr beschränkte Flotte um so leichter zu gefährden vermogten. Die Armada legte sich bei Calais vor Anker, Farnese war beschäftigt, sein Heer einzuschiffen; noch ein Tag, und England sollte zittern: da erschienen am 29. July Abends Feuerschiffe des Feindes, eiligst kappten die Spanier die Ankertaue, um auf der offenen See Raum zu gewinnen, aber nun brach ein heftiger Sturm ein, warf die Flotte aus einander, schleuderte ein Schiff gegen das andere und beschädigte die meisten dergestalt, daß, als nun Engländer und Niederländer Angriffe versuchten, diesen nur mit kümmerlicher Wehr begegnet werden konnte. So vergingen drei Tage; der Flottenführer Medina Sidonia hielt einen Kriegsrath, und dessen Beschluß war, die ganze Unternehmung aufzugeben, und, da die Fahrt durch den Kanal die stark beschädigte Flotte den Angriffen des dort lauernden Feindes bloßzustellen drohte, längs der Ostküste Englands nordwärts zu fahren, und um Schottland und Irland herum die Heimfahrt anzutreten. So geschah es; im September kam der Ueberrest der Flotte an im Hafen von Sankt Ander; dreißig Schiffe ersten Ranges und zehntausend Mann waren verloren gegangen. Philipp hörte die Nachricht, ohne bewegt zu werden; er habe, sprach er, die Flotte gegen Menschen, nicht gegen Stürme ausgesandt, seine Hülfsquellen seyen reichlich genug, auch einen so schweren Verlust zu decken; öffentliche Trauer wurde verboten, vielmehr Gott gedankt, daß die Flotte nicht gänzlich zu Grunde gerichtet worden sey. — Seitdem aber mehrten sich durch zunehmende Keckheit der englischen Freibeuter die Verluste des spanischen Handels und Seewesens; die spanischen Flotten waren in keinen Gewässern mehr furchtbar; ja im Jahre 1596 drangen Howard und Essex ein in Cadix, und, nicht gehindert in mehrtägiger, besonnener Ausräumung der dorti-

gen Speicher und Werften, führten sie ungeheure Vorräthe mit sich fort.

Der unglückliche Ausgang des Unternehmens gegen England mag dazu beigetragen haben, daß im Innern Spaniens selbst ein Aufruhr ausbrach. Hier sehen wir Philipp im schwärzesten Schatten. Sein geheimer Rath, Antonio Perez, am genausten unterrichtet von den bösen Mitteln, die Philipp anwandte, wenn er bei Wegschaffung einer ihm misfälligen Person den Schein meiden und selbst auf kürzerem Wege, als durch die Inquisition, zum Ziele kommen wollte, wurde dem Tyrannen, der seine Vertrauten der Reihe nach von sich stieß, lästig und 1579 der Inquisition übergeben. Er entwischte aus dem Kerker und gelangte nach seinem Heimathslande Aragonien. Hier fand er Theilnahme und Hülfe; die Aragonesen, hartnäckig in Behauptung der besondern Vorrechte ihrer Landschaft, verweigerten seine Auslieferung; das Wort Contrafuero (Widerrecht) erscholl durchs Land, und dies, sagt ein spanischer Geschichtschreiber *), hätte damals in Aragonien die Steine zu bewegen vermögt. Es kam zum Kriege. Einem anrückenden castilischen Heere zogen die Aragonesen mit den Waffen entgegen. Die Castilianer siegten, der oberste Vertreter der aragonesischen Landschaftsrechte, der Justitia **), ward 1591 hingerichtet; doch die Rechte der Landschaft offenbar zu beugen wagte Philipp nicht. Im Jahre 1592 ließ er Vergebung kund machen.

Schon hatte es ihn zu einer neuen Unternehmung getrieben; wie der verlierende Spieler der Charten mehr und mehr besetzt, oder der Proceßsüchtige Handel zu Handel gesellt. Philipp ward lüstern nach Frankreich, dessen Krone dem calvinistischen Heinrich IV von der katholischen Ligue streitig gemacht wurde, und die Philipp seiner Tochter, von Elisabeth von Frankreich, der Infantin Isabella, zubringen zu können gedachte. Als Hein-

*) Ferreras Gesch. v. Span. d. Uebers. 10, 446.

**) S. oben S. 132.

rich IV 1590 Paris belagerte, mußte Farnese der Stadt zu Hülfe ziehen; der Entsatz gelang; eben so 1592 bei einem zweiten Anzuge Farnese's der Entsatz von Rouen, und die ligistische Besatzung von Paris ward durch Spanier verstärkt; aber gewonnen ward dennoch nichts, vielmehr der Verlust der Niederlande hauptsächlich durch diese mehrmalige Abrufung Farnese's zu den französischen Händeln entschieden. Neue vierzig Millionen Dukaten zerrannen über diesen eiteln Entwurf.

Wenn irgend die Starrheit des Willens dem Einspruch der Vernunft nachzugeben im Stande war, so mußte es Philipp endlich klar werden, daß weder die Niederlande wiedergewonnen, noch England gezüchtigt, noch Frankreich erworben werden könne. Jetzt bleibt uns noch übrig, bevor von Spaniens Zustande am Ende der Regierung Philipps Bericht gegeben wird, einen Blick auf Italien, während seiner Abhängigkeit von spanischem Gebote oder Einflusse, zu thun.

Italien. Die Banditen.

Neapel war im Jahre 1500 spanisch geworden, der spanische Einfluß auf das übrige Italien vorherrschend seit 1530, mit Mailand hatte Karl im Jahre 1545 seinen Sohn belehnt. Schon unter Karl V war Spaniens Herrschaft und Einfluß auf Italien nichts weniger als gutartig; in Florenz wurde 1537 bei Todesstrafe verboten, Waffen zu tragen; mit Philipps Zeit begann heilloses Unwesen in der Verwaltung der spanischen und der meisten übrigen Landschaften; Jesuitismus und Despotismus reichten einander die Hand; die hie und da aufgesproßte Liebe zum evangelischen Glauben wurde durch die blutigsten Verfolgungen mit Stumpf und Stiel ausgerottet; Vertretung des Volkes durch Stände war nirgends; die schlechtesten und verkehrtesten Maaßregeln wurden, schien es, von den Regierungen am liebsten ergriffen. In Neapel wurden die Steuern ums Vierfache erhöht, zwei Drittheile vom Grund und Boden waren allmählig aus dem Ver-

kehr und an die todte Hand gekommen und steuerfrei geworden, um so schwerer war die zusammengeschmolzene Zahl der Steuernden belastet. Recht für Eigenthum und Person war bei den Gerichten nicht zu finden; die Willkühr der Statthalter und Beamten das Gesetzbuch. Nicht viel besser war es in Mailand, in Toskana, im Kirchenstaate. Daraus nun entwickelte sich die Erscheinung eines politischen Gegensatzes gegen die Schlechtigkeit der Regierungen, der zu der Geschichte der letztern das Gegenbild liefert, und in den Geschichten der italienischen Landschaften von jener Zeit an, gleichsam als der Unstaat, die Aufmerksamkeit auf sich zieht — das Banditenwesen.

Der Entstehungsgrund desselben ist keineswegs im italienischen Charakter allein zu suchen. Es ist wahr, der Italiener ist hinterlistig, Erfinder heimtückischer Politik, zehrender und raschmordender Gifte; Italien im Mittelalter eine wahre Büchse der Pandora für das übrige Europa, wie andrerseits ein Füllhorn, strotzend von den edelsten Früchten der Wissenschaft und Kunst: aber die Pflegemütter des Banditenwesens wurden Pfaffenthum und Despotismus, das gänzliche Entweichen des Sinnes für Recht des Menschen und Bürgers von den italienischen Regiernngen. Name und Sache waren jedoch schon vor der spanischen Zeit vorhanden. Wenn bei Bürgerfehden in den italienischen Freistaaten des Mittelalters eine Partei von der andern ausgetrieben wurde, hießen diese fuorusciti oder banditi; feindselig gerüstet pflegten diese nahe oder fern zu lauern, wie sie das verlorne Heimathsrecht sich wiedererzwingen könnten. Aus diesen bewaffneten Banden bildeten im vierzehnten Jahrhunderte sich Söldnerschaaren unter Condottieri's, durch welche Italien eben so unglücklich, als berühmt wurde. Diese Söldner hatten das Recht auf der Spitze des Degens; heimisches Gefühl war nicht bei ihnen, das Feldlager ward ihre Heimath; Raub war Kriegsrecht, Erpressung von Bürgern und Landleuten in der Ordnung. Daraus bildeten sich eigentliche Räuberbanden; wenn der Sold ausging, wurde Raub zum Tagewerke. So gab es schon im Jahre 1495 in Neapel Räuber von Gewerbe, die von der Re-

gierung immer geschont und im vorkommendem Falle selbst in Sold genommen wurden.

Dies nun nicht sowohl Gegensatz gegen die bestehenden schlechten Regierungen, als Erzeugniß früherer politischen Zerfallenheit. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aber bildete jener sich durch zunehmende Unkraft, Unverstand und Uebelwollen der Regierung; Gedrückte, Beleidigte, Misvergnügte traten heraus aus der politischen Gesellschaft, flohen ins Gebirge und bekämpften von hier aus die verachteten Regierungen, die ja nicht einmal gegen die Landungen der afrikanischen Seeräuber Schutz zu geben vermogten. Dies also die Stammmannschaft der neuern Banditen. So gab es um Mailand im sechszehnten Jahrhunderte der Ausgewanderten in Menge, und diese, sagt ein Zeitgenoß, wütheten wie wilde Stiere gegen die verhaßten Spanier. Gunst der Oertlichkeit des Landes und der öffentlichen Meinung folgte den Banditen in Mittel- und Unteritalien. Das Wald- und Gebirgsleben legte dem Italiener nur geringe Beschwerden auf; Lebensunterhalt gaben die zahllosen Ziegenheerden des Apennin und eine Menge Fruchtbäume, und für Entbehrungen ward ja Ersatz durch das Freiheitsgefühl; Gefühl der Gefahr weckte den Muth und wurde zum Reiz des Lebens; ein Kampf gegen die elenden Schaaren von Sbirren und Söldnern, die die Regierung aussandte, brachte aber gewöhnlich Beute und Ruhm. Die öffentliche Meinung war für die Waldflüchtigen; die Daheimgebliebenen, deren Dörfer und Städte gar oft schwer heimgesucht wurden von den Banditen, neigten dennoch sich mehr zu diesen, als zu der Regierung; das tief gekränkte Gefühl für Menschen- und Bürgerrecht, verbissener Groll und Rachgier zusammen gaben die Grundzüge, in den Gemüthern der Italiener das Banditenwesen als etwas Ehrenwerthes zu zeichnen, und den Irrweg des Freiheitsdranges als Bahn des Ruhmes darzustellen. Zugleich aber hatte das abenteuerliche Leben der Banditen großen Reiz für die italienische Einbildungskraft. Nun hatten ja auch die Bewohner fast jedes Fleckens und jedes Dorfes Söhne und Brüder unter den Raubschaaren; Verrath derselben an die Sbirren und Sold-

knechte, meistens Ausländer, wäre unnatürlich gewesen; im Einverständniß mit ihnen hatten die Banditen die förderlichste Hülfe. Muth zu haben war aber ihre Empfehlung bei Frauen und Mädchen; der junge Bauer, der sich, gleich viel um was, ins Abenteuer warf, in den Wald floh (prendeva la macchia), ward bei der Heimkehr nicht schel angesehen. Wem irgend weh geschehen war, wem es zu gedrang war im Leben, wer für etwas Strafe zu fürchten hatte, der wanderte in den Wald, verschuldete Edelleute und misvergnügte Standesherren nicht ausgenommen. An der Spitze der Banditen des Kirchenstaates standen am Ende des sechszehnten Jahrhunderts Alfons Piccolomini, Herzog von Monte Marciano, und Marco Sciarra aus angesehenem Geschlechte; unter ihnen standen mehre tausend Mann, sie beherrschten die Bergkette von Ravenna bis Neapel. Nur dem eisenstarren Papste Sixtus V, 1585–90, gelang es auf kurze Zeit, der Banditen des Kirchenstaates mächtig zu werden; er hob das Recht des Asyls in Kirchen und Klöstern auf und verfolgte Banditen und deren Helfer und Verwandte mit so unmenschlicher Grausamkeit, als manche seiner Vorgänger die Ketzer; doch als er die Augen schloß, wuchsen der Hydra neue Häupter. Der Vicekönig von Neapel und der Großherzog von Toskana ließen Schaaren von mehren tausend Mann ausrücken; umsonst; kämpften die Banditen nicht glücklich, so zerstreuten sie sich, um an einem andern Orte sich bald wieder zu sammeln; es kam dahin, daß manche Regierungen an einzelne gefürchtete Räuberhauptleute Tribut bezahlten, um für Landschaften und Personen Befriedung zu erkaufen; wenn aber gegen die Banditen etwas unternommen werden sollte, so war der sicherste Weg, aus ihnen selbst Sbirren und Soldaten zu gewinnen.

Das Banditenwesen, und wäre es auch allein aus Unduldsamkeit gegen Unrecht und Bedrückung entsprossen gewesen, konnte nimmer die Schule der Gesetzlichkeit und Rechtlichkeit werden; zu der Feindseligkeit gegen die Regierungen gesellte sich nicht etwa ein Sinn, wie Schiller ihn Karl Moor gegeben hat; vielmehr gehörte Wegelagerung und Straßenraub, Ausplünderung oder

Brandschatzung ganzer Ortschaften zum Gewerbe der Banditen, und auch die schwärzeste Seite des Unwesens, Mord auf Anstiften eines Dritten und für bedungenen Lohn, findet sich schon in dessen Anfängen.

Wer nun aber auf das schöne Land blickt, wie es unter Despoten, Corsaren, Banditen und Jesuiten seufzt, soll nicht übersehen, daß das an Schauer und Gräuel so reiche sechszehnte Jahrhundert für Italien Mutter der schönen Künste war, wie das funfzehnte der Wissenschaften. Es ist eine seltsame Gesellung des Lichts zum Schatten; aber nicht bloß den höhern Ständen Ersatz für das Entweichen des Lichts der Wissenschaft und den Mangel an Bürgerthum und Standesrecht; für Ariosto und Tasso und die Kunstkomödie und die Oper und die Meisterstücke der Malerkunst rc. war und ist auch das Volk nicht unempfänglich. Uebrigens blieb im Charakter der Italiener vorherrschender Grundzug kecker Uebermuth; die Ader des Muthwillens strömte nach allen Richtungen aus; ehrwürdig und heilig war bei der äußersten abergläubischen Befangenheit dennoch nicht das Menschliche, noch das Göttliche; das Komische und Burleske dagegen Würze des Lebens und der Poesie. Daher Ariosto's rasender Roland das poetische Kleinod der Nation.

Der Ausgang.

Welchen Anblick bot nun Castilien, von allen Ländern Philipps vierzig Jahre hindurch sein alleiniger Aufenthalt, die Landschaft, welche er vorzugsweise ehrte und drückte? Dahin flossen ja unter Philipp unermeßliche Summen aus Amerika, von da aus ward ja der auf die Theilnahme weniger Glücklicher beschränkte Handel nach Amerika, und von hier weiter nach den vom Tyrannen benannten Philippinen betrieben und so ein Verkehr dreier Welttheile unterhalten! Die Schätze zerrannen; es ruhte kein Segen auf ihnen; in des Königs Kasse war immerfort Ebbe und kein Mittel, dem Lande Goldfluthen abzupressen, konnte jenes Faß der

Danaiden füllen. Umsonst wurde die Alcavala erhöht, neue Regalien und Zölle eingeführt, selbst die Geistlichkeit besteuert, Geschenke eingefordert; das Land ward verödet, der Handel durch unerschwingliche Abgaben, bis zu dreißig von hundert, gelähmt, durch Beamtenwillkühr das öffentliche Vertrauen untergraben, die Zahl der Leistenden und Zahlenden durch Bedrückung und Verarmung jährlich in erschreckendem Maaße verringert. Philipp wurde Schuldner ausheimischer Wucherer; vor Allem stand in Genua und Florenz sein Name in den Schuldbüchern; Philipp mußte den Bankiers pflichtig werden zu ungeheurem Zins, und von Jahr zu Jahr stieg sein Bedarf und das Unvermögen, die Zinsen zu zahlen. Schon 1573 mußte eine Zinszahlung aufgeschoben werden, 1574 waren alle Kroneinkünfte an heimische und ausheimische Wechselhaüser verpfändet und von den Ständen ward beschlossen, dem ungebührlichen Wucher und Aufgelde zu steuern, nachher die Zinsen verringert, aber die Verlegenheiten haüften sich und mit ihnen der Zinsfuß; zuletzt wollten die Genueser und Florentiner selbst zu zwölf von hundert dem rathlosen König nicht mehr borgen: da sah man denn im Jahre 1598, daß in des Königs Namen von Thür zu Thür eine Collekte eingesammelt wurde, wobei, wie ein ehrlicher Spanier jener Zeit sagt, von der Ehre viel mehr eingebüßt, als an Geld gewonnen wurde.

Von der Regung der Seele Philipps Rechenschaft zu geben, wenn er an das Mislingen seiner Entwürfe, an die Opfer, die es gekostet, an die Demüthigungen, die es herbeigeführt hatte, dachte, ist unauflösliche Aufgabe: darin war er festglaübig, daß er der Ketzer nie genug zur Ehre Gottes habe umbringen können, und der Vergebung Gottes für Anderes vertraute er vielleicht darum. Er hatte aus späterer Ehe einen zweiten Sohn, Philipp; bei dessen Erziehung trat Don Carlos Schatten ihm entgegen; er fürchtete aufstrebenden Geist auch bei diesem Sohne, und Philipp, der Thronerbe, ward in Tand und eiteln Dingen auferzogen, von Geschäften fern gehalten und verwahrlost. Das volle Vertrauen des Tyrannen, als die Todesdämmerung in der Ferne aufstieg, hatte seine Tochter Isabella; diese las und schrieb für ihn, als seine

Augen stumpf geworden waren. Sie hatte sich nach seinem Sinne gebildet; so wie sie, ihr Gemahl, Erzherzog Albert von Oesterreich, dem Philipp kurz vor seinem Tode 1598 sie zur Gemahlin gab, die ihm als Mitgift die noch spanischen und die abtrünnig gewordenen Niederlande zubringen sollte.

Sollen wir denn aber Spanien als ganz trost- und freudenleer verlassen? Nein. Auch hier ist in den Musenborn zu tauchen. Unter Philipp schrieb Cervantes, wackerer Streiter bei Lepanto und dort einer Hand verlustig, seinen unsterblichen Don Quixote und ergoß sich Lope de Vega's unerschöpfliche dramatische Ader und Mendoza's und Mariana's klassische Prosa. Das Band zwischen dem menschlichen Gemüthe und dem himmlischen Ideale kann niemals sich ganz lösen; es ist kein Räthsel der menschlichen Natur, daß unter den Schrecknissen der Inquisition sich poetische Freiheit und Heiterkeit des Geistes entwickeln konnte. Wo sollte denn, wenn es auf Erden gedrang zugeht, der Mensch, neben dem ernsten Zuspruch der Religion, Erquickung finden, als in den romantischen Gebilden seines eignen Geistes? Da ist eine traute Zuflucht für gepreßte Herzen und da der süße Rausch der Vergessenheit irdischer Gebrechen.

Der historische Blick aber braucht nicht auf dem schwindenden Nebelsterne der Tyrannei zu weilen; ihm gegenüber erhebt sich, als hellflimmerndes Gestirn des Aufganges, das junge frische Leben eines thätigen, tapfern, wag- und duldsamen Volkes. Nach den Niederlanden wandte sich der Reichthum und die Macht. Armuth ist sehr oft Schwester der Freiheit, aber Freiheit nicht selten Mutter des Reichthums. Bald wurden die Niederlande Europa's Goldland, Amsterdam mächtiger, als zuvor Antwerpen, Gewerbe und kunstreicher Betrieb tausendfach gegliedert, auf tausend Wasserbahnen wogten die Wimpel der Lastschiffe und trotzig fuhren die Kriegsflotten einher. Auch hier bewährte sich der alte Spruch: Wer das Eisen zu handhaben weiß, vermag auch des Goldes Meister zu werden.

V.

Elisabeth von England
und
Maria Stuart.

Hauptgegenstand der vorliegenden Darstellung ist, den Charakter zweier königlichen Frauen und die Verderbung der einen durch die andere zu zeichnen. Ist nun auch hier das menschliche Herz der Hauptschlüssel zum Verständniß der Begebenheiten, die ihren letzten Grund in menschlichem Willen haben, so mag billig wohl das Bedenken entstehen, ob nicht das geheime Triebwerk der Gemüther zweier vom Throne gebietender, mit Huld und Liebreiz und den übrigen Mächten und Künsten des Frauenthums waltender Fürstinnen, schwerer zu entziffern sey, als der wohlgedeckte, rückhaltige Sinn Karls, oder der geschlossene und finstere Gedankenzwinger Philipps? Gewiß, wenn die Erspähung der geheimen Tiefen von Philipps Seele der Wanderung durch eine dunkle Höhle ähnlich scheint, so möchte die Erforschung der Gedanken, Empfindungen und Launen Elisabeths und Mariens dem Tappen in einem Irrgarten, wo Blend- und Hohlspiegel falsche Lichter verbreiten, verglichen werden. Richten wir nun unsern Blick in die der Geschichte Elisabeths zunächst vorhergegangene Zeit, so treten uns auch in dieser königliche Frauen, als Haupterscheinungen entgegen, unter ihnen aber eine Reihe blutiger Schatten, die zusammen bekunden, daß auf keinem Boden Europa's im sechszehnten Jahrhunderte so viel edles Frauenblut geflossen und so viel Blut durch Frauen vergossen worden ist, als in England.

Heinrich VIII und seine Gemahlinnen.

Heinrich VIII hat im Verfahren gegen seine Gemahlinnen seines Gleichen nicht in der Geschichte der Fürsten des westlichen Europa. Von der ersten, Katharina von Aragonien, begehrte er geschieden zu werden, angeblich, weil ihn sein Gewissen beunruhige, daß er des leiblichen Bruders Wittwe zur Gemahlin genommen habe, in der That, weil die Reize ihres Ehrenfräuleins, Anna von Boleyn, sein Gelüst erregt, Anna aber erklärt hatte, daß sie nie anders, denn als Gemahlin, die seine werden könne. Die Rechtmäßigkeit der vom Papste verweigerten Ehescheidung ward nur unvollständig von den in Anspruch genommenen Universitäten erklärt, und Anna von Boleyn, Gegenstand der Zärtlichkeit des Königs seit dem Jahre 1525, wurde seine Gemahlin im Jahre 1533. Eben so argwöhnisch und eifersüchtig, als sinnenlustig, nährte er bald bösen Unmuth über die fröhliche, ungezwungene Weise Anna's, die, am französischen Hofe erzogen, Zurückhaltung nicht kannte, und wenn gleich dem Bett des Königs getreu, doch allerlei Spiel von zweideutigem Schein, ritterlich-höfische Huldigungen und Bezeugungen liebevoller Verehrung, zu willig angenommen haben mogte. Auch nährte Heinrich geheimen Mismuth, daß Anna keinen Sohn geboren hatte, Nun geschah es bei einem Lanzenbrechen, daß Anna ihr Taschentuch, vielleicht absichtlos, vom Balkon herabfallen ließ und einer der Kämpfer, Heinrich Norris, ihr Günstling, es aufhob und sich das Gesicht damit abwischte. Heinrich, der es bemerkt hatte, sprang in voller Entrüstung auf und verließ den Schauplatz. Am folgenden Tage (2. May 1536) saß Anna im Gefängniß, am achtzehnten darauf bestieg sie das Blutgerüst. Die Gründe des Todesurtheils erkannte Jeder, dem die Augen offen waren zu sehen, als Tags darauf Heinrich die schöne und junge Johanna Seymour zum Altar führte. Als diese nach kurzer Ehe im Kindbette verschieden war (1537), ließ Heinrich sich Bildnisse schöner Fürstentöchter bringen und wählte, nach einem Gemälde von Hans Holbein, Anna, die

Schwester der Herzogin von Cleve. Aber bei ihrer Ankunft, 1. Januar 1540, sah das königliche Auge eine ganz andere, als die Phantasie sich gestaltet hatte; zwar groß, breit und voll, wie der König es liebte, war sie unbehülflich und ohne Reiz und Anmuth, so daß Heinrich, der verkleidet ihr entgegengeritten war, um einen Vorgeschmack der süßen Augenweide zu kosten, von Widerwillen ergriffen ward, sie eine flandrische Stute nannte, und Anstand nahm, die mitgebrachten Geschenke an sie überreichen zu lassen. Schwer entschloß er sich, die Ehe zu vollziehen; nach einigen Monaten sandte er sie heim. Noch in demselben Jahre nahm er zur fünften Gemahlin Katharina Howard. Diese ward, wie Anna Boleyn vor ihr, der Untreue beschuldigt und vermogte mindestens sich nicht über Unzüchtigkeit vor ihrer Vermählung mit Heinrich zu rechtfertigen; auch sie mußte das Blutgerüst besteigen (1542). Auch die sechste Gemahlin, Katharina Parr, kam in Gefahr, das Haupt auf den Block legen zu müssen, als sie, von Lebhaftigkeit des Geistes hingerissen, sich in theologischen Worthader mit Heinrich einließ; hier war der Tyrann fast noch empfindlicher, als im Gebiete der Eifersucht, und Anstalten zu ihrer Verhaftung wurden getroffen: doch war ihr nicht entgangen, daß seine Stirn sich umwölkt hatte, und sie verstand geschickt genug einzulenken. Indessen mag nur der bald darauf erfolgte Tod Heinrichs VIII diesen verhindert haben, über ein halbes Dutzend Frauen hinaus zu kommen.

Auch auf das Volk wirkten diese Ehestandslaunen des Königs. Derselbe Heinrich, welcher die päpstlich gesinnten Katholiken seines Königreiches in die tödliche Klemme brachte, zwischen Hochverrath, wenn sie des Königs oberste Gewalt in der Kirche nicht anerkannten, und Ketzerei, wenn sie in der päpstlichen Glaubenslehre wankten, erklärte es für Hochverrath, wenn Jemand behauptete, des Königs Ehe mit Katharina oder Anna Boleyn sey rechtmäßig gewesen; wiederum aber sollte es auch Hochverrath seyn, wenn etwas zur Herabsetzung Mariens, der Tochter Katha-

rinens, und Elisabeths, der Tochter Annas, gesagt würde. Die Engländer mußten unter ihm jeden Auswuchs der Laune für Gesetz anerkennen *). Als Heinrich befahl, durch einen Eid solle die Gültigkeit seiner Ehe mit Anna von Boleyn und die Rechtmäßigkeit der Ausschließung Mariens von der Erbfolge von jeglichem Beamten bekräftigt werden, verweigerten Fisher, Bischof von Rochester und der ehrwürdige Thomas More, den Eid zu leisten; das büßten sie mit dem Leben. Die Sprache des Parlaments erinnert gar oft an die der Sklaven des Ostens. Als Heinrich dem Parlamente von seiner dritten Vermählung, als einem Verdienste um sein Volk (merit to his people), Kunde gab, erklärte das Parlament ihn für einen Salomo in Weisheit, Simson in Stärke und Absalon in Schönheit. Daher fand auch seine Erklärung, daß, für den Fall, daß er ohne Kinder sterben sollte, über die Krone durch mündliche oder schriftliche Bestimmung in seinem letzten Willen zu verfügen ganz in seiner Machtvollkommenheit beruhe, keinen erheblichen Widerspruch. Hatte er ganz Unrecht, das Haus der Gemeinen brutes zu nennen? Als auf den englischen Universitäten Streit über die Aussprache des Griechischen entstanden war, erklärte Heinrich und Wolsey sich für die ältere, und wer die neuere vorzog, hatte Peitschenhiebe, Absetzung, selbst Verbannung zu gewärtigen. Zur Zeit der Hinrichtung Fishers und Thomas More's waren die Engländer so eingeschüchtert, daß sie Briefwechsel mit Fremden scheuten **). Elisabeth war aus seinem Blute!

Eduard VI, Maria die Blutige, Johanne Grey.

Zuerst folgte ihm sein einziger neunjähriger Sohn, Eduard VI, dessen Mutter, Johanna Seymour, bald nach der Niederkunft mit ihm gestorben war. Unter dessen siebenjähriger Regierung, von

*) Vgl. oben S. 48.

**) Erasmus von Rotterdam bei Lingard VI. 292.

1547–1553, ward vom Erzbischof Cranmer der Anfang gemacht, eine evangelische Kirche zu gründen. Hier bedarf es eines Rückblickes auf den vorhergegangenen Umsturz des päpstlichen Kirchenthums durch Heinrich. Das Buch des Königs über die Sakramente *) verschaffte diesem den Titel eines Beschützers des Glaubens, und glaubenfest, glaubenseifrig bis zur blutigsten Verfolgung Andersglaubiger, blieb er bis ans Ende seines Lebens. Ueber die höchste Gewalt in der englischen (anglikanischen) Kirche aber kam es zwischen ihm und dem Papste Clemens VII zum Streite, als dieser des Königs Ehescheidung von Katharina auszusprechen sich weigerte. Daraus ging hervor, daß Wolsey 1529 in Ungnade fiel, Heinrich im Jahre 1531 sich fürs Oberhaupt der englischen Kirche erklärte, im Jahre 1532 Zahlung der Annaten verbot, im Jahre 1533 Cranmer, der zu Gunsten der Ehescheidung geschrieben hatte, zum Erzbischofe von Canterbury erhob, 1534 die förmliche Trennung der englischen Kirche vom Papstthum aussprach, 1536 die geringern und 1538 die größern Klöster aufhob, die Klostergüter aber auf unverantwortliche Weise verschleuderte **). Dagegen nun setzte er im Jahre 1539 sechs Artikel ein, als Grundlehre der englischen Kirche, an die bei Todesstrafe Jedermann zu glauben habe, nehmlich: von der Gültigkeit 1) der wirklichen Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahlsbrode, 2) des Genusses des Abendmahls unter einerlei Gestalt, 3) der Privatmesse, 4) der Ehelosigkeit der Priester, 5) der Ohrenbeichte, 6) der Keuschheitsgelübde. So sollte das römisch-katholische Glaubenssystem durch königliche Autorität neugekräftigt fortbestehen; vom Kirchenwesen aber lagen die Trümmer wüste übereinander. Unter Eduards VI Regierung wurde das Gesetz über jene Glaubensartikel abgeschafft, und der Ausbreitung der Reformation kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt, vielmehr durch Cranmer derselben der Weg gebahnt.

---

*) S. oben S. 28.

**) Die Einkünfte eines Klosters soll er einem Weibe geschenkt haben, das ihm einen schmackhaften Pudding bereitet hatte. Hume IV, 156.

Doch ehe die Einrichtungen des katholischen Kirchenwesens ganz beseitigt waren, starb der königliche Schutzherr der evangelischen Kirche, die noch keine bestimmte Gestalt gewonnen hatte, und den Thron bestieg Maria, Heinrichs Tochter aus der Ehe mit Katharina von Aragonien, die der Mutter strenge spanisch-zähe Anhänglichkeit an den alten Glauben mit des Vater Blutdurst und Verliebtheit einte. Der katholische Gottesdienst ward sogleich vollständig hergestellt und gegen den evangelischen Feuer und Schwert gerüstet. Gern nahm Maria die Werbung Karls V für seinen Sohn Philipp an; während Philipps Ueberfahrt nach England wurde die Zärtlichkeit der achtunddreißigjährigen Braut für den von ihr noch nicht gesehenen siebenundzwanzigjährigen Bräutigam, bis dahin nur sorglich, ob sie ihm auch schön genug seyn würde, zu bedenklicher Bekümmertheit; es war stürmisches Wetter und bei jedem heftigen Windstoß fiel Maria in Krämpfe aus Besorgniß für Philipps Leben. Die Ehe ward 27. July 1554 geschlossen; Philipp blieb in England bis 1555. Umsonst war Mariens und seine Hoffnung, daß er von den Engländern als Mitregent seiner Gemahlin werde angenommen werden; von heimischer Tyrannei ließ zwar das englische Volk sich das Unglaubliche gefallen, aber der spanische starr- und schroffgegliederte Despotismus widerstand ihm. Philipp verließ mit vollem Verdruß das Land, welches ihn zurückstieß.

Nun aber gesellte bei Maria sich auf entsetzliche Weise Eifer ehelicher Zärtlichkeit zum Glaubenseifer; um dem Ketzerhasser Philipp zu gefallen, mehrte sie die Zahl der Opfer und die Gräuel der Hinrichtungen. Dabei ward sie mehr als zu gut bedient. Bonner, Bischof von London, wird im unbekannten Jenseits sicherlich auf einen Platz neben Torquemada, dem Großinquisitor, Anspruch zu machen haben; neben Bonner aber gebührt ein Platz dem Kanzler Gardiner und dem, nur der That, nicht dem Namen nach bekannten, Ketzerrichter, der bei der Verbrennung einer ihrer Entbindung nahen Frau das von der in Angst und Qual Gebärenden auf den Holzstoß herabgestürzte Kind derselben, wel-

ches ein mitleidiger Soldat aus den Flammen reißen wollte, als Ketzerbrut in diese zurückzuwerfen befahl. Der tigerartigen Wuth dieser Glaubenshenker *) entsprach aber der unerschütterliche Heldenmuth mancher edeler Bekenner des Evangeliums, die mitten aus den Flammen den Umstehenden zur Standhaftigkeit im reinen Glauben ermahnten. Nicht frei von menschlicher Gebrechlichkeit zeigte sich Erzbischof Cranmer, der blutigen Königin doppelt verhaßt, als Beförderer der evangelichen Lehre und als der, welcher die Ehescheidung ihrer Mutter betrieben hatte. Durch die Drangsale, die ihm in der Haft bereitet wurden, niedergebeugt und verführt durch die Lockungen, die ihm dagegen vorgespiegelt wurden, unterzeichnete er ein Bekenntniß, daß er an die kirchliche Oberhoheit des Papstes und die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl — die Lehre, welche vor allen andern als das Schiboleth des echt katholischen Glaubens angesehen ward — glaube; dennoch ward er zum Scheiterhaufen verdammt; Maria hatte Schimpf dem Tode vorausschicken wollen. Hier nun büßte er durch freiwillig erwählte Marter seine Schwäche; er streckte die rechte Hand, als das Werkzeug, womit er den Verrath am reinen Glauben geübt habe, in die Flammen und ließ ohne Schmerzensruf sie von diesen verzehren; gleich standhaft blieb er, als diese seinen Leib erreichten. Der Schlachtopfer des blutdürstigen Verfolgungseifers der Königin wurden in zwei Jahren zweihundertundsiebenundsiebzig gezählt.

Jene Zeit sah auch eine überaus reizende, mit aller Lieblichkeit des Körpers und der Seele ausgestattete junge Fürstin auf Maria's Befehl zum Richtplatze wandern; jedoch nicht um des Glaubens willen. Johanne Grey, Enkelin von Heinrichs VIII Schwester, war auf Betrieb des bei Eduard VI hochbetrauten Her-

---

*) Human nature appears not on any occasion so detestable and at the same time so absurd, as in these religious persecutions, which sink men below infernal spirits in wickedness and below the beasts in folly. Hume IV, 374.

zogs von Northumberland von dem sterbenden König ohne ihr Wissen und Wollen für Thronerbin erklärt, und von Northumberland, der seinen Sohn, Lord Guilford, mit ihr vermählte, zur Besitznahme des Throns vermogt worden; aber der Haß des Volkes gegen den gewaltthätigen Northumberland wirkte zu Gunsten Mariens, und Johanna mußte, was ihr nicht schwer wurde, den kaum bestiegenen Thron wieder verlassen. Als nun aber im Jahre darauf, 1554, sich unter Anführung Wyat's ein Aufstand erhob, wurde Johanne, an der auch kein Hauch von Schuld haftete, mit ihrem Gemahl zum Tode geführt. Wenn England, wegen der Menge fürstlicher Frauen, die im sechszehnten Jahrhundert daselbst gewaltsamen Tod litten, einer unglücklichen Auszeichnung vor andern Ländern des gebildeten Europa theilhaft worden ist, so giebt zugleich der Muth und edle Anstand, mit dem Johanne, vor ihr Anna Boleyn, nach ihr Maria Stuart, dem Tode entgegenschritten, Beweis, daß in jenem Lande fester Charaktere auch dem schwächern Geschlechte mit der Schönheit Seelenstärke zur Ausstattung geworden war.

Diese Gefahren umgaben auch Elisabeths Jugend; was sie später über Maria Stuart verhängte, hatte sie lange Zeit über ihrem eigenen Haupte schweben sehen.

Elisabeths Gefahren und Thronbesteigung.

Elisabeth, 7. September 1533 von Anna Boleyn geboren, vierzehn Jahre alt bei dem Tode ihres Vaters, hatte schon in den Jahren des Uebergangs vom Kindes- zum Jungfrauen-Alter mit großen Drangsalen, welche die Brutalität ihres Aufsehers ihr bereitete, zu kämpfen. Doch wollte ihr Bruder Eduard ihr wohl. Als dieser starb, war sie eine vierundzwanzigjährige schöne Jungfrau, von schlankem, stattlichem Wuchs, zartem Gliederbau, doch majestätischem Anstande und Gange; das Haar goldfarben, die

Haut glänzend weiß, das Auge von lebendigem Schein. Maria die Blutige war ihr abgeneigt, und als in dem Jahre 1554 Wyat's Aufstand ausbrach, ward Elisabeth, angeblich als der Theilnahme verdächtig, in den Tower gebracht. Hier, wo das Blut unzähliger Schlachtopfer der Barbarei des Mittelalters geflossen war, erwartete sie den Tod, und wohl mag Maria gesonnen gewesen seyn, über sie, wie über die unglückliche Johanne Grey, das Todesurtheil auszusprechen. Doch ward Maria umgestimmt, Elisabeth von der Stätte, an welcher grausenvolle Erinnerungen aus der Vorzeit schwere Ahnungen in ihr erregen mußten, in leidliche Haft nach Schloß Woodstock gebracht, und nun durch die unerwartete Fürsprache Philipps, dem Elisabeth wohlgefiel, Mariens Sinn milder und schonender gegen sie; gänzlich gefahrlos war auch diese Haft nicht gewesen; Philipp bewirkte Elisabeths vollständige Freilassung.

Elisabeth verstand nun sehr wohl durch gänzliche Zurückgezogenheit von Hof und Staat den Samen des Argwohns in Mariens Seele niederzuhalten. Ihr Lieblingszeitvertreib war die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen des Alterthums. Dies war damals bei den edeln Frauen weder selten, noch schien es seltsam. Die Töchter des berühmten Thomas More hatten nicht gemeine Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen; mit Elisabeth hatten in zartem Alter zugleich Griechisch und Lateinisch gelernt Johanne Grey und Mildred Cecilie, nachherige Gattin Burleigh's, welche Griechisch so fertig sprach, als Englisch. Von Elisabeths Fleiß und Wissen erzählt ihr Lehrer Roger Ascham mit Entzücken; wie viel Abzug seine Berichte leiden müssen, daß das Züngelchen der Wahrheitswage wohl sich richte, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; doch bleibt sicherlich des Wahren noch viel übrig. Während ihres Aufenthalts zu Windsor las sie in Einem Tage mehr Griechisch, als mancher Stiftsherr der dortigen Kirche Latein in einer Woche. Redensarten aus Plutarchs Lebensbeschreibungen rc. auszuziehen, war ihr ein angenehmes Geschäft; Sophokles Tragödien las sie überaus eifrig, und nicht bloß um

des Griechischen willen, sondern auch, um ihren Geist an die Gewalt des Schicksals, dessen furchtbare Schläge in jenen Tragödien die Großen der Erde treffen, zu gewöhnen.

Als Maria, in den süßesten Hoffnungen, bald Mutter zu werden, und Philipps kaltes Herz dadurch zu erwärmen, 17. November 1558 an der Wassersucht gestorben war, begrüßte unendlicher Jubel die nun fünfundzwanzigjährige, in den vollkommen entfalteten Reizen persönlicher Anmuth prangende Elisabeth als Königin. Sie aber gesellte zum natürlichen Lustreize die Künste der Gunstbuhlerei zur höchsten Steigerung des Entzückens der Masse. Ein Mal über das andere ließ sie den Wagen halten, um Blumensträuße aus den Händen armer Frauen anzunehmen, oder mit Männern gemeinen Standes zu sprechen. Auch Heinrich VIII war populär gewesen! Ihr äußeres Erbtheil von diesem war Fülle der königlichen Gewalt; das innere in noch größerem Maaße Herrschsucht; für ihre Leutseligkeit gegen die Masse und Einzelne nahm sie grade bei denen, wo Recht, nicht Gnade, die Losung hätte seyn sollen, bei den Volksvertretern, die unwürdigsten Demüthigungen als Huldigung der Majestät in Anspruch; Eifersucht auf königliche Vollgewalt und auf die Macht ihrer Schönheit buhlten in ihrem Herzen als die trautesten Pflegekinder mit einander und wurden durch die Mischung der gewöhnlich an beide zugleich gerichteten Ehrfurchtbezeugungen genährt. Parlament und Volk lagen zu den Füßen der Königin der Macht und Schönheit; man durfte nicht anders, als knieend, zu ihr reden; besondere Gunst war es, wenn sie von ihrem Sitze dem Redenden ein Polster reichte, dieses unter das Knie zu legen. Die Personen, welche die Tafel zu besorgen hatten, durften, auch wenn Elisabeth nicht zugegen war, niemals der Tafel nahe kommen oder von ihr sich entfernen, ohne niederzuknien. Die Ausdrücke der Ergebenheit waren sklavisch; die Hyperbeln stiegen bis zu den Wolken; doch nichts in dieser Art ward von Elisabeth für übertrieben geachtet. Wiederum wich Elisabeths Anmuth gänzlich von ihr, sobald ihre Eifersucht auf Macht und Gewalt aufgeregt wurde, und

„Gottes Tod" (gods death) war dann ein gewöhnlicher Kraftspruch ihres Mundes.

Regierungsanstalten.

Mittel und Werkzeuge königlicher Machtübung waren während dreier durchaus despotischer Regierungen, Heinrichs VII, Heinrichs VIII und Maria's, zur Genüge bereitet worden; das Parlament war von allem Selbstgefühl verlassen und gänzlich eingeschüchtert; es war daran gewöhnt, einzelne freimüthige Sprecher in den Tower und wol selbst zur Richtstätte geschleppt zu sehen; Widerspruch des Hauses der Gemeinen hatte Auflösung desselben nicht selten zur Folge. Im Jahre 1571 konnte Elisabeth dem Hause entbieten, sie fordere, daß es sich nicht mit Staatsangelegenheiten befasse *)! Die Sternkammer **) bestand fort; ihre Richter, nicht Geschworne, wie in den Juries, sondern von königlicher Willkühr abhängige Personen; ihr Gebiet, ursprünglich Hochverrath und dergleichen schwere Vergehen, gleich dem der spanischen Inquisition über allerlei Anderes, selbst das scheinbar Entlegenste, ausgedehnt.

Daran aber hatte Elisabeth nicht genug; sie suchte neue Stützen ihrer Machthaberschaft. Eine solche bot zuvörderst das Kirchenthum. Im Herzen war Elisabeth ohne ächt religiösen Sinn, auch nicht von großer Glaubensfähigkeit; ihre Ansicht von Religion und kirchlichen Einrichtungen war nur Sache politischer Berechnung. Mit dem ungestümsten Drange der Hoffnung, für die unter Maria's Verfolgung erduldeten Leiden, durch freie evangelische Religionsübung entschädigt zu werden, schlugen ihr die Herzen des bei weitem zahlreichern Theils ihrer Unterthanen entge-

*) not to meddle with any matters of state.

**) S. S. 48.

gen, in denen jene Drangsale den Eifer im Glauben nicht vermindert hatten. Es gelangte ein halb scherzhaft gehaltenes Gesuch an Elisabeth, sie möge die vier gefangen gehaltenen Evangelisten doch nun freigeben; sie aber erwiederte schlau ausweichend, man müsse sie doch erst fragen, ob sie auch frei seyn wollten. Katholisch wollte sie nicht seyn, denn sie scheute die Verlegenheit, am Ende doch den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkennen zu müssen; der Protestantismus schien ihr der politischen Freisinnigkeit förderlich, und deshalb dem Throne gefährlich zu seyn: daher modelte sie denn ein seltsames, aber ihren Zwecken vortrefflich entsprechendes, Mittelding, die Episkopalkirche. Der nachher unter den Stuarts beliebt gewordene königliche Machtspruch, daß ohne Bischof kein König seyn könne *), war zuerst in Elisabeths Seele aufgestiegen; dies der stützende Adel; die Masse sollte um so leichter gehorchen. Auf ihren Befehl mußten die Geistlichen der bischöflichen Kirche von der Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit des unbedingten, blinden Gehorsams predigen. Auf die Gestaltung der Liturgie mogte Liebe zum Pompe, mächtig im Frauensinn, Einfluß haben; daher hierin reichliche Ueberreste römisch-katholischen Kirchenwesens. Nun aber gerieth Elisabeth zugleich auf den Irrweg Heinrichs VIII und Maria's: nur ihr Kirchenthum sollte gelten, kein anderes daneben geduldet werden. Dieser Wille Elisabeths wurde in der sogenannten Uniformitäts-Akte, die zusammen mit der Supremats-Akte das Grundgesetz der neuen Kirchenordnung bildete, im Jahre 1559 ausgesprochen. Eine nicht geringe Zahl von Geistlichen gaben in dessen Folge freiwillig oder gezwungen ihre Stellen auf. Zur Wache über Ausübung des Gesetzes aber ward die hohe Commission eingesetzt, auch ein Inquisitionsgericht. Sie hatte die Befugniß, nach dem Gerüchte zu verfahren, gleich beim Beginn der Untersuchung einen Eid vorzulegen, durch den verpflichtet, der Angeschuldigte die Fragen des Verhörs beantworten mußte; sie hatte auch gräßliche Marterinstrumente **) bereit, und das Hoch-

---

*) No bishop, no king.

**) Der Liebhaber von Beschreibung solcher Graüel mag die Note in

gericht im Hintergrunde. Hinrichtungen um kirchlicher Angelegenheiten willen waren unter Elisabeth nicht gar selten; wie unter Heinrich VIII, schritten zum Tode Katholiken, die den Suprematseid zu leisten verweigerten, aber auch Bekenner des evangelischen Glaubens und Sektirer. Mit Leidenschaftlichkeit verfolgte Elisabeth die Presbyterianer oder Puritaner, als politische Freigeister; minder unduldsam war sie gegen Katholiken. Wie es ihr nun gelungen sey, innerhalb der Schranken der bischöflichen Kirche den Geist ihres Volkes für die evangelische Lehre rege zu erhalten, und an sich, als deren Vertreterin, zum Kampfe gegen Umtriebe und Angriffe der Papisten zu ketten, werden wir unten sehen.

Ein drittes, vielleicht das bösartigste Rüstzeug der Despotie waren die Kriegsgerichte (Martial law), eine Art Policei, die sich mit den einander fremdartigsten Dingen befaßte, z. B. eben sowohl gegen die, welche päpstliche Bullen oder verbotene Bücher einbrachten, als welche Straßenlerm verführten, oder, wider Elisabeths Verbot, Degen trugen ꝛc. einzuschreiten hatte. — Die Waltung der Willkühr offenbarte sich im Gebiete des Policeilichen aufs grellste; ja selbst auf Dinge, die mit Staatsrecht, Schuld und Verbrechen, Friedensstörung, Belästigung der Mitbürger ꝛc. gar nichts gemein hatten, richtete sich ihr Bann. Kein Edelmann durfte ohne ihre Erlaubniß sich verheirathen (Ueberrest des mittelalterlichen Lehnszwanges), Niemand durfte ohne ihre Erlaubniß ins Ausland reisen; als hohe steife Halskragen ihr zuwider wurden, sollte Niemand dergleichen tragen; königliche Diener hatten darauf zu achten und alle Kragen zu knicken, die über ein gewisses Maaß waren. Der Geruch des Waids war ihr unangenehm; folglich ward dessen Anbau verboten. — Die Presse end-

---

Lingard VIII, 521 lesen und zugleich beachten, daß der Katholik Lingard die Schattenseite des protestantischen Staats- und Kirchenwesens fein und geschickt hervorhebt, seinen Sinn aber in der Zudeckung der Gräuel, die von der Gegenpartei geübt worden sind, verräth.

lich seufzte unter dem härtesten Zwange. Nur in London, Oxford und Cambridge durften Bücher gedruckt werden; Censur ward von den Erzbischöfen geübt; Preßvergehen wurden mit harten Strafen, wohl selbst mit dem Verluste der rechten Hand, gebüßt. — Selbst die Geschwornen-Gerichte verbürgten nicht mehr Recht und Gesetz; die mit dem Misfallen oder Zorn Elisabeths beladen vor ihnen erschienen, fielen großentheils als Schlachtopfer des von Gunst und Gewaltschrecken befangenen Sinnes der Richter, deren Gewissen in der Grundfeste erschüttert zu seyn schien.

Alles dies aber ward bei den Engländern gutgemacht durch ihre persönliche Erscheinung, wenn sie holdseligen Antlitzes, in königlichem Schmuck, auf prachtvoll angeschirrtem Zelter einherzog, oder ohne Zwang lustwandelnd in der Mitte des Volkes verkehrte. Ihr aber, die nicht, wie Philipp, ihre Hoheit vom Volke zurückziehen mogte, sondern damit besser zu wuchern verstand, war es ein hoher Genuß, Weihrauchopfer der entzückten Verehrer zu empfangen. Kein Zeitalter der Geschichte Englands ist reicher an Festen, die von Großen oder Volksgemeinden angestellt und durch Gegenwart des königlichen Oberhauptes verherrlicht wurden. *) Oft machte sie Reisen durchs Land und nahm wochenlang ihren Aufenthalt auf dem Schlosse irgend eines Großen, dem sie wohlwollte. Darüber flüsterten freilich böse Zungen, es geschehe aus Geiz; sie lasse sich bewirthen, um daheim die Kosten der Hofhaltung zu ersparen. — Auch die Universitäten pflegte sie zu besuchen. Hier waren Lorbeeren ausgesuchter Art zu brechen. Zu Cambridge ward in ihrer Gegenwart eine theologische Disputation gehalten. Am Schluß derselben fielen die Lords ihrer Begleitung vor ihr aufs Knie und baten sie, sie mögten doch der Universität etwas Latein sagen; sie sträubte sich, da kniete der Bischof von Ely nieder und wiederholte das Gesuch; drei Worte aus ihrem Munde seyen schon hinreichend. Darauf erfolgte denn — mehr,

---

*) Nichols progresses and public processions of Queen Elizabeth giebt davon umständlichen Bericht.

als man erbeten und erwartet hatte, eine ganze lateinische Rede. Damit war der Damm der Ziererei gebrochen; in Oxford redete sie im Jahre 1566 sogar Griechisch. Noch in späteren Jahren aber richtete sie an den polnischen Botschafter, der sich unehrerbietig ausdrückte, eine lange lateinische Rede mit vollem Pathos aus dem Stegreife. Scherzend sagte sie nachher, sie habe ihr verschimmeltes Latein hervorholen müssen; dies mindestens Beweis genug, daß sie wirklich etwas gelernt hatte.

Erster Betrauter in Elisabeths Rathe war William Cecil, später Lord Burleigh genannt; klug wie eine Schlange, und dem Throne treu wie Gold; festen, oft harten und schroffen Sinnes und in wissenschaftlicher Bildung wenigen seiner Zeitgenossen in England nachstehend. Fast ihre ganze Regierungszeit hindurch hatte Elisabeth ihn zur Seite, und noch als er, hochbejahrt, von Gicht gelähmt und zu Geschäften sich nicht mehr für tüchtig erachtend, sich zurückziehen wollte, ließ sie durch heiter neckenden Scherz hin aus seinem Krankenzimmer zu sich entbieten.

Elisabeths Ehelosigkeit und Buhlschaft. Leicester.

Als Elisabeth den Thron ihrer Väter bestieg, regte natürlich in Großen und Geringen sich Wunsch und Hoffnung, daß sie bald sich vermählen werde, um dem Lande einen Thronerben zu schenken. Wer mogte daran glauben, daß es ihr Ernst sey, als sie in einer ihrer ersten Parlamentsreden den Wunsch aussprach, daß sie doch diejenige seyn mögte, auf deren Grabstein man einst schriebe: Hier ruht eine jungfräuliche Königinn (maiden queen)! Das Parlament sprach eine Reihe von Jahren hindurch demüthig, aber doch ernstlich den Wunsch aus, daß sie sich vermählen mögte, und seine Vorstellungen wurden zuletzt gar andringlich. Die Freier fanden eben so natürlich sich bald. Voran Philipp von Spanien. Auf Elisabeths Gesandtschaft, welche die Thron-

besteigung meldete, folgte zur Erwiederung Philipps Brautwerbung durch den Herzog von Feria. Doch Elisabeth spendete glatte Redensarten, und einige Wochen darauf hatte Philipp sich mit Elisabeth von Frankreich vermählt. Der zweite Bewerber um ihre Hand war der österreichische Erzherzog Karl, Sohn Kaisers Ferdinand I. Diesem schien Elisabeth wohlgeneigt zu seyn; über den anstößigen Punkt, die Religion, begannen erfolgversprechende Unterhandlungen; dennoch zerschlug sich die Sache und Karl warb bald darauf, gleichfalls ohne Erfolg, um Maria Stuart. Indessen beweist ein der Nachwelt erhaltener Brief eines englischen Gesandten zu Wien an Elisabeth aus späterer Zeit, worin die Person des Erzherzogs nach allen einzelnen Gliedmaßen aufs genauste beschrieben wird, daß Elisabeths Aufmerksamkeit auf ihn fortdauerte. Auf Erzherzog Karl folgte in der Reihe der Bewerber Erich von Schweden; er sandte Pferde und Anderes zum Geschenke und kündigte seinen Besuch an; den aber verbat sich Elisabeth. Dann kam Adolph von Holstein, ein schöner und kriegerischer Mann; er ward Ritter vom Hosenbands-Orden, aber nicht Gemahl. Nach ihm der schottische Graf (Earl) von Arran, der über die abschlägige Antwort, welche er bekam, melancholisch und zuletzt wahnsinnig wurde. Von einem spätern Freier, der dem Ziele am nächsten zu kommen schien, Franz von Alençon oder Anjou, soll unten die Rede seyn.

So behauptete denn Elisabeth ihre eingebildete Glorie, den Titel einer Königin-Jungfrau, und ihr Stolz darauf stieg mit der Zahl der Bewerbungen und minderte sich nicht mit dem Wachsthum der Jahre. Dazu aber entwickelte sich in ihrem Sinne eine leidenschaftliche Abneigung gegen jegliche Vermählung einer männlichen oder weiblichen Person aus ihrer Umgebung. Wie Göttin Diana wollte sie als weibliche Dienerschaft nur Jungfrauen um sich sehen; der Verkehr der Geschlechter sollte sich in Galanterie vollenden, der Hof einem großen Triumphwagen der Schönen gleichen, gezogen und umschwärmt von zärtlichen, aber, wenigstens nach der Ehegenossenschaft, vergeblich schmachtenden Rittern.

Wenn dieses als fast unnatürliche Laune erscheint, so erklärt sich ihre Scheu vor Vermählung ihrer eigenen Person genugsam aus der übergroßen Eifersucht auf ihre königliche Gewalt. Auch nicht ein Gran sollte davon eingebüßt werden, und fast sicher schien doch zu großer Einbuße eine Vermählung führen zu müssen. Noch unnatürlicher, doch solcher Sinnesart wohl entsprechend, war es, daß bei dem Gedanken, aus einer Ehe sey Nachkommenschaft zu erwarten, königliche Eifersucht und Sorge, im Gegensatze gegen die dem weiblichen Geschlechte angeborne Zärtlichkeit im Mutterverhältnisse, rege wurde. Wenn andere Fürsten und Fürstinnen ihre Leibeserben fern von sich und dem Throne gehalten haben, unter strenger Aufsicht und Hut, ja geistiger und sittlicher Verwahrlosung derselben förderlich gewesen sind *), so wollte Elisabeth lieber Ehe und Mutterschaft meiden, um nicht in Sorge um den Thron kommen zu müssen. Sie ward merklich gereizt, wenn auch nur von fern eines Thronerben Erwähnung geschah. Allerdings bietet nun auch keine Geschichte so viele Gräuel von Verwandtenmord um des Thrones willen dar, als die englische während des Krieges der beiden Rosen und noch unter den Regierungen Heinrichs des Siebenten und des Achten.

Nun aber waren weder Elisabeths Augen stumpf gegen männliche Schönheit, noch ihr Herz von eben so glattem Stahl, als die Sprödigkeit, welche sich in ihren Reden zu den Brautwerbern aussprach. So gelangen wir denn an das Gebiet der Buhlschaften und der Günstlinge, und der Erste, dem wir hier begegnen, ist Robert Dudley, nachher Graf von Leicester, der fast so lange, als Burleigh erster Rath der Königin, derselben erster Günstling war, was, bei näherer Betrachtung seiner Eigenschaften, zu dem Ausspruche nöthigt, daß, wenn Elisabeth sehr

*) So verfuhr schon der ältere Dionysius von Syrakus. Der Sohn ward in seiner Wohnung eingeschlossen gehalten; seine Beschäftigung war, Wägelchen, Lampen, hölzerne Stühle und Tische zu fertigen. Plutarch Dio, Cap. 9.

glücklich in der Wahl ihrer Räthe war, und darin den Sinn einer erleuchteten Fürstin bekündete, die Wahl des Günstlings nur das Werk eiteler Augengaukelei war. Man schrieb die Gunst, welcher Leicester sich erfreute, dem zauberischen Einfluß der Gestirne zu. Doch hat ja wol zu allen Zeiten und Orten, wie die Kunst neben der Wissenschaft, so die Gunst neben dem Verdienste ihre besondere Rosenbahn gehabt. Elisabeth hat ihre obersten, so zu sagen anerkannten, Günstlinge nicht oft gewechselt, aber jenes Urtheil wird durch die Wahl von Leicesters Nachfolger, Essex, bestätigt. Dudley ward sogleich nach Elisabeths Thronbesteigung zu ihrem Stallmeister ernannt. Er war vermählt; seine Gattin starb aber schon im Jahre 1560 und die von Walter Scott in Kenilworth bearbeitete Sage, Leicester habe sie von einer Geheimtreppe in den Abgrund des Burggewölbes stürzen lassen, galt bei den Zeitgenossen für wohlbegründet.

Während nun Leicester der Gunstbeglückte war, lagerten unter dem Banner der Gunstbuhlerei und der pedantischen, ritterlich-schäferlichen Schmachtsamkeit die Höflinge und Großen des Reichs sich um den Thron der Königin-Jungfrau und ergossen sich in Ströme einer aus den Magazinen der Ritterromane, der Mythologie des klassischen Alterthums und den poetischen Weihern des Morgenlandes abenteuerlich zusammengemischter Huldigungsweise, die bei allen ihren luftigen Allegorien und geblümten Paradies- und Rosmarin-Weisen doch zuweilen gar ungestüm, unverblümt und derb die Bewerbung um Gunst und Huld aussprachen. Aber auch hierin konnte Elisabeth viel ertragen. Der plumpe Ausdruck konnte ja auf übermächtige Stärke drangvollen Gefühls, der hochtrabende auf den Flug der Leidenschaft und der alberne auf die süße Verwirrtheit und Befangenheit des Sinnes gedeutet werden. Uebrigens war so die Sprache derer, die für gebildet gelten wollten, auch außer dem Verkehr mit Elisabeth; über das unliebliche und rauhe Wesen des englischen Volksthums jener Zeit war die läppische Redeweise überspannter und schwülstiger Phantasie gleich einem buntgeflickten, abenteuerlichen Lap-

penrocke ausgebreitet. Mit Büchern zu verkehren gehörte überhaupt zur Sitte der höheren Stände in England und namentlich am Hofe. Ein Zeitgenosse berichtet, daß wenn ein Fremder unvermuthet an den englischen Hof gelangte, er eher denken mögte, in ein Lehrzimmer einer Universität gekommen zu seyn, als in einen fürstlichen Pallast *). Aber bei den Huldigungen der Zärtlichkeit und Galanterie, welche der feierlüsternen Königin dargebracht wurden, mangelte auch nicht die That. Siebenundzwanzig Ritter vereinigten sich zu einer Kampfgesellschaft für Elisabeths Schönheit. Heinrich Lee, der Stifter dieses Ordens der verliebten Pedanterie, gelobte, jährlich an Elisabeths Geburtstage als Kämpfer für ihre jungfraüliche Holdseligkeit in den Schranken zu erscheinen. Er erfüllte dies bis in hohes Alter. Von kaum minder ernster Natur war aber, was ein Bischof von London that; als nehmlich Elisabeth Zahnschmerzen hatte und sich nicht zur Ausnehmung des kranken Zahns entschließen konnte, ließ jener Mann der Kirche sich einen gesunden Zahn ausziehen, um Elisabeth Muth zu machen. So ließen einst Mithridates Hofleute sich von ihrem Herrn, der an Anatomie Gefallen hatte, schneiden und brennen, um ihm Gelegenheit zu geben, Geschicklichkeit in anatomischen Verrichtungen zu erlangen. Mit minder heftiger Anstrengung zu That oder Duldung legte Ritter Walter Raleigh der auf ihn nicht ungern blickenden Königin seine Ergebenheit dar. Als Elisabeth bei einem Spaziergange an eine Pfütze kam und Anstand nahm, diese zu durchwaten, warf Walter Raleigh seinen prächtigen Sammetrock ab, breitete ihn aus zu Elisabeths Füßen und bat sie, darüber hinzuschreiten; Elisabeth, sparsam, ja selbst geizig, öffnete dennoch ihre karge Hand gern zur Belohnung solches abgöttischen Dienstes; Raleigh soll für jenen Rock manchen neuen und schönern gewonnen haben.

Der gesamten verliebten und geschminkten Gunstbuhlerei und Heuchelei entgegnete Elisabeth die sorgfältigste und ausgesuchteste

*) Drake Shakspeare and his times I, 431 aus Harrison.

Gefallsucht und Lockungskunst. Vorzüglich gern sah sie bei Bewegung in frischer und freier Luft die Schaaren der Huldigenden um sich; den sie wußte, daß die frische Luft ihrer Haut einem angenehmen Glanz gab. Ihr Anzug war Gegenstand der ernstesten Sorge; selbst der erste Rath des Reiches, Lord Burleigh, durfte nicht verschmähen, durch den englischen Gesandten in Paris einen geschickten Meister aufzubieten, der für Elisabeth Kleider nach französischem und italienischem Schnitte fertigen sollte. Mit dem schottischen Gesandten Melvil sprach sie über Schnürbrüste, und Landestrachten, wobei denn nicht vergessen wurde zu fragen, welche ihr am besten stehe und die Antwort „die italienische" willkommen war, weil das dazugehörige Netz Elisabeths goldgelbes Haar, wie sie wünschte, schauen ließ. Auch in diesem Gebiete zeigte sie unduldsame Eifersucht gegen alle Damen des Hofes, welche schienen, es ihr zuvorthun zu wollen, und hohe Gereiztheit, wenn Jemand sich misbilligende Äußerungen über ihre zu große Putzliebe erlaubte. Als einst Lady Howard in einem reich mit Gold und Perlen verzierten Sammetkleide erschienen war, das Jedermanns Neid erregte, sandte die Königin insgeheim zur Lady, ließ sich das Gewand holen, legte es an, zeigte sich darin den Damen und fragte, wie ihr die neue Tracht stehe? Es ward zu kurz für ihre lange Gestalt befunden; die Königin wandte sich nun an die Eigenthümerin mit der Frage, ob dem so sey? Diese gestand es ein. Wohlan, sagte Elisabeth, wenn es mir nicht paßt, als zu kurz, so soll es nimmer für dich passen, als zu fein und — die Lady trug es nicht wieder. Der Bischof von London predigte einst vor der Königin und schien auf die Eitelkeit des Anzuges hinzudeuten; darauf sagte die Königin zu den Damen, wenn der Bischof mehr Reden über solche Dinge hielte, so wollte sie ihn zum Himmel zurichten, aber er sollte dahin wandern ohne Stab und seinen Mantel hinter sich zurücklassen *). Huldreich pflegte sie auch Geschenke von Gewändern anzunehmen, und daß hierbei der Blick eben so wohl auf neumodischen

*) Drake a. O. II, 90-91.

Schnitt, als auf die Gediegenheit des Stoffes gerichtet war, versteht sich. Nach ihrem Tode fanden sich über dreitausend vollständige Anzüge in der königlichen Kleiderkammer.

Aber nicht blos die, welchen in Elisabeths Gegenwart zu seyn und ihrer Person Huldigungen zu Füßen zu legen vergönnt war, sollten mit Bewunderung des Liebreizes der königlichen Jungfrau erfüllt seyn; auch auf Entfernte sollte gewirkt werden — durch ihr Bildniß. Wohl als einziges Musterstück und hochergötzliches Denkmal weiblich-königlicher Anmaßung mag es erscheinen, daß sie ein Ausschreiben folgenden Inhalts erließ: Viele Maler, Kupferstecher und Holzschneider hätten Abbildungen ihrer Person verfertigt; die meisten derselben aber seyen fehlerhaft; keiner habe Ihrer Majestät Gestalt, Schönheit und Annehmlichkeit treffend ausgedrückt. Daher sey ihre Majestät von dem Staatsrathe und von edeln Herren ungestüm gebeten worden, einen geschickten Maler vor sich zu lassen. Darüber sey sie nun zwar vermöge ihrer strengen Sinnesart sehr ungehalten geworden, habe jedoch den immer wiederholten Aufforderungen nicht widerstehen können. Demnach solle ein geschickter Maler in Kurzem eine Abbildung ihrer Person und ihres Antlitzes fertigen, damit dies zur Freude ihrer geliebten Unterthanen Andern mitgetheilt werden könne; bis zu dessen Beendigung aber sollte Niemand Abbildungen ihrer Person verfertigen und verbreiten; nachher solle es erlaubt seyn, von dem richtig getroffenen Bildnisse Nachbildungen zu machen.

Wie nun, fragen wir, wenn eine Frau von solcher Eifersucht auf ihre königliche Gewalt und auf ihre Schönheit mit einer Nebenbuhlerin zu thun bekam, die Ansprüche auf die englische Thronfolge hatte und deren Schönheit Elisabeths Reize bei weitem übertraf, die die schönste Fürstin ihres Jahrhunderts hieß, wie mußten da Elisabeths Eigenschaften sich entwickeln? Konnte aus solchem Samen heilbringende Frucht erwachsen? Diese Frage giebt den Fingerzeig auf den Schlüssel für Eröffnung des geheimen geisti-

gen Getriebes in der Geschichte der Verhältnisse zwischen Elisabeth und Maria Stuart.

Maria Stuart in Schottland und Knox.

Das Haus Stuart saß seit Jahrhunderten auf dem schottischen Throne. Eine Tochter Heinrichs VII von England hatte sich mit König Jakob IV von Schottland aus dem Hause Stuart vermählt; daher die Ansprüche der Nachkommenschaft dieser Ehe auf den englischen Thron. Jakab V hatte zur Gemahlin in zweiter Ehe Maria, eine Tochter des Herzogs Claudius von Guise; sie war die Mutter der unglücklichen Maria Stuart*). Verbindungen zwischen Schottland und Frankreich gegen England waren in den letzten drei Jahrhunderten sehr gewöhnlich gewesen; ohne diese Richtung gegen England zu beabsichtigen ward das Band zwischen den Königshäusern jener beiden Staaten enger geknüpft durch diese Verschwägerung des Hauses Guise mit den Stuarts; denn die Guise standen, dem Könige Heinrich II und dessen Gemahlin Katharina von Medici innigst vertraut, neben dem Throne und übten den Beruf von Verfechtern des katholischen Glaubens und einer dieser Absicht entsprechenden Staatskunst. Dahin also, nach dem Lande, wo blutgieriger Glaubenseifer und die Umtriebe der verschmitztesten Ränkesucht zur Unterdrückung der evangelischen Lehre aufgeboten wurden, und wo zu dem bösartigsten politischen und kirchlichen Treiben das schamlo=

---

*) Heinrich VII, Tudor

Heinrich VIII — Gem. Katharina, A. Boleyn, J. Seymour
- Maria
- Elisabeth
- Eduard VI

Margaretha — Gem. Jakob IV Stuart
- Jakob V — Gem. Maria Guise
  - Maria Stuart

feste Sittenverderbniß sich gesellte, ward Maria Stuart im zarten Kindesalter gesandt und dort in dem am Hofe Frankreichs heimischen Sinne und Brauche auferzogen. Zu einer zauberisch schönen Jungfrau herangewachsen, ward sie Gemahlin des französischen Königs Franz II, der seinem Vater Heinrich II im Jahre 1559 folgte.

Indessen war die Reformation nach Schottland verpflanzt worden uud hatte hier zahlreiche Anhänger und Bekenner gefunden. Johann Knox, Calvins Schüler, stand an der Spitze der Neuerer. Schon im Jahre 1557 hatte dieser gegen die Ketzerverfolgerin Maria von England eine Schrift ausgehen lassen unter dem Titel: Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment, weshalb Elisabeth, kleinlichen Sinnes das Weiberregiment auch auf sich deutend, ihm nachher die Erlaubniß zur Durchreise durch England abschlug. Seit dem Jahre 1559 verließ Knox Schottland nicht wieder, und ehe Maria Stuart dahin kam, entzündete sich, nach Jakobs V Tode und während dessen Wittwe, Maria, die Regentschaft führte, ein Bürgerkrieg zwischen den Anhängern des alten und des neuen Glaubensbekenntnisses. Elisabeth nahm Antheil daran, und im Jahre 1560 kam es zu dem Vergleiche von Edinburg, in welchem unter andern ein Artikel dahin lautete, daß die schottische Landesregierung darauf verzichte, Titel und Wappen des Königreichs England zu führen.

So erwartete denn Marien bei ihrer Ankunft in das Heimathsland die Lösung einer doppelt schwierigen Aufgabe. Sie war katholisch und von Eifer für Erhaltung und Ausbreitung der katholischen Kirche erfüllt; dazu war sie in Frankreich an Willkühr königlicher Machtvollkommenheit und Nichtachtung ständischer Rechte gewöhnt worden. Die Verzichtung aber auf die Aussicht künftiger Nachfolge auf dem englischen Throne, im Fall Elisabeth ohne Erben stürbe, schien ihr mit Recht Verrath an ihrer eigenen Krone, und damit ward die Schürzung eines in Güte schwerlich lösbaren Knoten der Feindseligkeit zwischen ihr und Elisabeth begonnen. Ihr königlicher Gemahl, Franz II, starb im

Jahre 1560, als sie neunzehn Jahre alt war. Bei den Vorbereitungen zur Heimfahrt begehrte sie von Elisabeth Erlaubniß zur Durchreise durch England, um sich die Beschwerden einer längern Seereise zu ersparen, erhielt aber zur Antwort, daß sie zuvor den bezeichneten Artikel des edinburger Vertrages anerkennen müßte. Das schlug sie ab und entschloß sich nun zur Seefahrt längs der Küste. Glücklich kam sie, 19. August 1561, an in Schottland. Welcher Abstand gegen Frankreich, das sie mit dem schmerzlichsten Gefühl verlassen hatte und, welches am Morgen nach der Abfahrt mit der ersten Morgendämmerung noch sehen zu können, sie auch die Nacht auf dem Verdecke geblieben war! Die Schotten waren ein rauhes, barbarisches Volk; Milderung und Sittigung des Lebens hatte wenig Eingang bei ihnen gefunden; die Großen waren herrisch nnd frevelmüthig, die Masse leicht aufgeregt, unbändig und von wilder Grausamkeit. Der königliche Pallast war einfach, schmucklos und starrte vom Roste und Schimmel altfränkischer Zeit; im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts wohnten manche Bürger in Augsburg stattlicher und bequemer, als die Könige in Schottland. Dazu nun noch der religiöse Gegensatz; hohe Gährung im Volke aus Furcht vor dem Eifer der Königin fürs katholische Kirchenwesen; nirgends eine Spur von Liebe oder Anhänglichkeit, laute Äußerungen des Unwillens gegen sie. Knox glich den strafpredigenden Propheten, die einst den Königen von Juda und Israel entgegentraten; auch ward wohl Jesebel als Bezeichnung Maria's aus seinem Munde gehört. Als Maria in ihrem Pallaste eine Messe lesen ließ, rief Knox: Schlimmer Eine Messe, als zehntausend Feinde im Lande! Maria sah sich genöthigt, den vom Papstthum abtrünnig gewordenen schottischen Standesherren die Leitung der Staatsangelegenheiten zu überlassen; unter diesen war hochangesehen der Prior von Sanct Andrew, nachher Lord Murray genannt, natürlicher Sohn Jakobs V, ein Mann von viel Verstand und Muth, aber ohne Gewissenhaftigkeit. Knox hörte darum nicht auf zu eifern; mehrmals ward er zur Königin entboten; mit dreister, ja frecher Stirn stand er Rede; Maria's Rede war bald gebieterisch, bald schmeichlerisch; sie drohte,

vergoß Thränen, schluchzte heftig; nichts machte Eindruck auf das Felsenherz des presbyterianischen Zeloten. Merkwürdig ist die Erklärung, welche er über den Fall gab, wo es erlaubt sey, den Königen den Gehorsam zu verweigern: „Könige und Fürsten können doch keine größere Verehrung und mehr Gehorsam fordern, als man nach Gottes Befehl Vater und Mutter erzeigen soll. Aber der Vater kann ja durch eine Krankheit in einen Zustand von Wahnsinn gerathen, in welchem er seine Kinder umbringen wollte. Wenn nun die Kinder zusammenstehen, dem Vater das Schwert aus der Hand zu nehmen, ihm die Hände binden und ihn so lange in Verwahrung behalten, bis sein Wahnsinn vorüber ist, werdet ihr sagen, gnädige Frau, daß die Kinder unrecht gehandelt haben? Eben so verhält es sich mit den Fürsten, welche die Kinder Gottes, die ihnen unterworfen sind, ermorden wollen. Ihr blinder Eifer ist nichts anders, als ein toller Wahnsinn, daher kann man man es nicht Ungehorsam heißen, wenn man ihnen das Schwert aus der Hand windet, ihnen die Hände bindet und sie so lange der Freiheit beraubt, bis sie wieder zur Vernunft kommen; vielmehr ist gerade dies der rechte Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt." *)

Aus Maria's Verfahren gegen Knox aber leuchtet hervor, daß sie der Meisterschaft in der Verstellungskunst sehr nahe war, wiederum, daß ihre Stimmung zu leicht leidenschaftlich war, als daß sie irgend eine Maske hätte lange tragen können. Nun ist es im menschlichen Verkehr immerfort beengender, einem Einzelnen von gewaltiger Ausrüstung mit sittlicher Ueberlegenheit persönlich gegenüberzustehen, als mit einer Versammlung zu unterhandeln; so war Maria im Verhandeln mit dem schottischen Parlament glücklicher, als gegen den einzigen Knox. Doch war ihre Hoffnung, daß dieser ihr Widersacher einer gegen ihn gerichteten Anklage des Hochverraths im Jahre 1563 unterliegen würde, vergeblich; er ward freigesprochen und Aerger und Bekümmerniß dadurch bei ihr gesteigert.

*) Planck Geschichte Knoxens S. 430.

Maria's zweite Ehe. Darnley. Riccio.

Indessen waren der Begrüßungs- und Berathungsschreiben zwischen Elisabeth und Maria mehre hin- und hergegangen; eben so der Werbungen um Maria's Hand mehre geschehen, und die letztern bald der Hauptgegenstand von Elisabeths und Maria's Briefwechsel geworden. In Bewerbung wetteiferten mit einander Erzherzog Karl von Oesterreich, Philipp II von Spanien für seinen Sohn Don Carlos, Katharina von Medici für ihren jüngsten Sohn, den Herzog von Alençon. Elisabeth bot das feinste Ränkespiel auf, jegliche dieser Verbindungen zu hindern, damit Maria dadurch nicht Macht und Anhalt erlange: dagegen schlug sie mit schwer zu enträthselnder Arglist, die aber wegen ihrer Unverschämtheit als eine der misglückten Berechnungen erscheint, wo die Tücke sich selbst überbietet und das zu fein gesponnene Netz ganz zerreißt, ihren Günstling Dudley Marien zum Gemahl vor. Ihn zu missen, hätte sie damals sicherlich nicht über sich vormogt; für Maria sollte dieser Antrag die Verlegenheit mehren, in welche der Andrang der Bewerbung diese setzte, und die Fassung eines Entschlusses hinhalten; für Dudley sollte es eine Prüfung seyn. Die Liebe ist zuweilen erfinderisch, selbst für sich Qualen des Zweifels der Eifersucht aufzufinden. So erscheint denn Elisabeths Vorschlag nur gleich einem Phantasiestücke. Maria aber ward durch Elisabeths Vorschlag, einem Unterthanen derselben ihre Hand zu geben, höchst entrüstet: doch begegnete sie der tückischen Elisabeth bald darauf mit gewandtem Ränkespiel; sie sey geneigt, erklärte sie, Dudley zum Gemahl zu nehmen, aber Elisabeth möge dagegen ihr Recht auf die Thronfolge in England anerkennen.

Der Knoten, der sich zu schürzen begonnen hatte, wurde zerhauen durch die Ankunft eines schönen Jünglings an Mariens Hofe. Heinrich Darnley, aus einem Nebenzweige des Hauses Stuart, überwältigte alle politische Berechnung und Besonnenheit Mariens. Bald nach seinem ersten Auftreten an Ma-

riens Hofe ward er von dieser dergestalt ausgezeichnet, daß Elisabeth, an der bevorstehenden Vermählung kaum noch zweifelnd, ihre Misbilligung dessen, was sie erwartete, offen aussprach, und die schottischen Stände dagegen einzunehmen suchte. Es gelang ihr nicht vollständig, einen eigentlichen Aufruhr, den sie bezweckte, anzustiften; nur der gewaltige Murray griff zu den Waffen; das Parlament in Schottland aber erklärte seine Zustimmung zu Maria's Verbindung und darauf wurde diese, 25. July 1565, vollzogen. Elisabeth unterhielt jedoch hinfort Verbindungen mit den Misvergnügten, und Murray blieb erklärter Feind des ihm in persönlichen Eigenschaften bei weitem nachstehenden Darnley. Maria dagegen begann Verbindungen mit den englischen Katholiken anzuknüpfen. Während also die beiden Königinnen sich zwangen, in den gegenseitigen Schreiben an einander die glatte und gleißnerische Sprache zu führen, die der Katechismus der Politik lehrte, suchten sie insgeheim einander so viel Weh, als möglich, anzuthun. In diese Zeit (ins Jahr 1564) fällt die Sendung Melvils an Elisabeth, von der er selbst in seinen Denkwürdigkeiten Bericht erstattet hat, und bei welcher die oben erwähnte Erkundigung Elisabeths nach Landestrachten und Schnürbrüsten vorkam. Vor allen übrigen Äußerungen Elisabeths ist aber bedeutsam, daß sie fragte, ob Maria oder sie längern Wuchses sey und auf Melvils Erwiederung, daß dies Maria seyn mögte, bemerkte, dann sey Maria zu groß, denn sie selbst habe daß rechte Mittelmaaß.

Elisabeth war, unvermählt, mit ihrem unwürdigen Günstlinge und ihren treuen Staatsdienern besser daran, als Maria mit ihrem Gemahl; Heinrich Darnley war gleich einer schönfarbigen leeren Hülse; überdies bei seiner vollkommen geistigen Nichtigkeit brutalen Sinnes und Trunkenbold; der Sinn der Großen und des Volkes war aber keineswegs ganz beruhigt. Es ist nicht zu läugnen, daß Maria manchen gehässigen Anstoß, und dem immerfort gegen sie regen und lauernden Argwohn reichlich Nahrung gab, daß namentlich, ungeachtet ihres Bemühens, den Schein zu meiden, dennoch ihr Eifer für die katholische Kirche sich nicht zu

verstecken vermogte. Man wußte nicht Alles, was sie zu Gunsten der Kirche, welcher sie so treu ergeben war, betrieb; ahnete aber mancherlei und darunter mischte sich auch ungegründeter Verdacht; jedoch wußte Maria allerdings um die berüchtigte Unterredung zu Bayonne zwischen Katharina von Medici, ihrer Tochter und Alba im Jahre 1565, und Willen und Eifer zur Unterdrückung der Ketzerei theilte sie mit jenen.

Ihren geheimen Briefwechsel mit katholischen Fürsten und dem Papste besorgte ein Piemonteser, David Riccio, der im Gefolge der savoyischen Gesandtschaft nach Edinburg gekommen war und ausgezeichnet als Tonkünstler freundliche Aufnahme an Mariens Hofe gefunden, bald das vollkommene Vertrauen der Königin gewonnen hatte, und oft als Geheimschreiber ohne Zeugen bei ihr seyn durfte. Allgemeinen Anstoß erregte er durch die so gewöhnliche, leidige Anmaßung des Emporkömmlings. Darnley dagegen, dessen Ansprüche bald nach der Vermählung sich über das Gebiet des königlichen Ehegenossen hinaus über das des Staatswesens erweitert hatten, empfing von Maria unverkennbare, selbst empfindlich kränkende Zeichen der Lauigkeit und Geringschätzung. Die Ehegatten sahen einander immer seltener. Maria verachtete den unwürdigen Gemahl, in dem sie nur noch den rohen Wüstling sah, und der wohl, als sie einst beim Gastmahl ihn bat, nicht über Gebühr zu trinken, so schnöde Worte an sie richtete, daß sie mit Thränen den Speisesaal verließ; Darnley nährte Groll gegen Maria, die er in Verdacht unehrbaren Verständnisses mit dem Günstling Riccio hatte. Meuchelmord war im sechszehnten Jahrhunderte in Schottland, wie in so vielen andern Ländern Westeuropa's, an der Tagesordnung; es bedurfte nur geringer Mühe und Umfrage, um Theilnehmer an einer Blutthat zusammenzubringen. Zur Ermordung des allgemein verhaßten Italieners verbanden sich mit Darnley gern eine Anzahl schottischer Edelleute, meistentheils aus der Zahl der Misvergnügten und Meuterer, die Elisabeth am Gängelbande hielt. Selbst der Großkanzler des Reichs, Morton, schämte sich nicht,

der Anführer der meuchlerischen Rotte zu seyn. Zur Vollführung der Unthat wurde bestimmt der Abend des neunten März 1566. Maria, die einige Monate später ihre Niederkunft erwartete, und sich unwohl befand, hatte mit wenigen Vertrauten auch den Italiener Riccio bei sich in den innern Gemächern des Palastes Holyrood-House. Die Verschwornen ließen durch achtzig Bewaffnete die Thore des Pallastes besetzen; Maria erhielt keine Kunde davon; plötzlich trat durch die Thür einer geheimen Treppe Darnley ins Zimmer und faßte Marien fest in seine Arme; hinter ihm folgten mehre Bewaffnete; einer der Verschwornen, Ruthven, in voller Rüstung. Maria, betroffen und entrüstet, hieß diesem, bei Strafe des Hochverrathes augenblicklich das Zimmer zu verlassen; jener aber erklärte, er habe es mit Riccio zu thun. Dieser Unglückliche sprang auf und suchte mit lautem Geschrei „justitia, justitia,“ Schutz bei der Königin, an deren Gewande er sich festklammerte. Vergeblich war sein Angstgeschrei, nicht halfen ihm Maria's Thränen und Drohungen; einer der Meuchelmörder zog gegen sie selbst den Dolch, ein anderer richtete ein Pistol auf sie; Douglas aber versetzte über Mariens Schulter dem Günstling einen Dolchstoß in den Rücken; darauf rissen sie ihn los von Mariens Gewande und schleppten ihn in ein anstoßendes Gemach, um ihn aufzuknüpfen; doch die Mordwuth litt keine Frist; unter sechsundfunfzig Dolchstichen fand er seinen Tod. Jetzt erst eilte bewaffnete Dienerschaft zur Hülfe für Maria herbei; aber sie ward durch die Meuchelmörder aus dem Pallaste zurückgetrieben. Die weitern Anschläge der Verschwornen, Verhaftung Maria's, Nöthigung derselben zu allerlei Zugeständnissen ꝛc., die mit Unterstützung Elisabeths ausgeführt werden sollten, wurden dadurch vereitelt, daß mehre Tausende der Bewohner der Hauptstadt und ihrer Umgend zur Vertheidigung Maria's zusammentraten. Jedoch Strafe zu verhängen vermogte Maria nicht; scheinbar vergab sie ihrem Gemahl.

Sie ward, 19. Juny 1566, von einem Sohne entbunden, die Kunde davon war für Elisabeth ein Dolchstich. Der Neid

siegte in Elisabeths Gemüthe über die politische Abhaltung des schönsten Gefühls der Frauen; doch eine Nacht brachte Alles wieder in die Fugen der Gleißnerei: Elisabeth ließ der schottischen Königin Glück wünschen und willigte gern ein, Pathenstelle bei dem neugebornen Knäblein zu übernehmen. Er ward Jakob genannt, in Schottland nachher als König der Sechste, in England der Erste seines Namens. Das Entsetzen der Mutter bei Riccio's Ermordung, meinte man nachher, sey auf den damals noch nicht Gebornen übergegangen; denn er konnte niemals ohne Zittern ein bloßes Schwert sehen. Darnley aber wurde abermals von Marien fern gehalten; nicht einmal zur Taufe des Sohnes durfte er zugegen seyn.

Darnley's Tod. Mariens Ehe mit Bothwell und Entsetzung.

Kein Jahr verging nach Riccio's Tode, so entsetzte ein zweiter fürchterlicher Mord Stadt und Land. Darnley hatte zu wiederholten Malen die Gunst seiner Gemahlin wiedergesucht und scheinbar auch gefunden; ja Maria erscheint wol selbst als die, welche das erste Wort zur Sühne geboten hatte. Darnley erkrankte; Maria bewies dem kranken Gemahl die zärtlichste Sorgfalt; fast täglich besuchte sie ihn. Am 9. Febrauar 1567 verließ sie ihn, um sich zu einem Hoffeste zu begeben: um zwey Uhr Nachts erbebte Edinburg von einem entsetzlichen Knall; man eilte nach der Stätte, woher er erschollen war; statt Darnley's Wohnung sah man nur noch einen Schutthaufen; eine Pulvermine hatte sie in die Luft gesprengt; Darnley wurde als Leiche gefunden.

Noch fragt der Geschichtsforscher, wer den Mord angestiftet und vollführt habe? Wie der Schicksalsfaden der finstern Mächte, welche im Reiche der irdischen Dinge Strafe an Schuld knüpfen, zieht sich die Beschuldigung der That durch das nachfolgende Le-

ben Maria's; in ihr fand Elisabeth die Waffe, ihre gehaßte Nebenbuhlerin zu verderben. Selbst unser tragischer Dichter hat nicht versucht, Marien von der Mitwissenschaft um jenen Mord freizusprechen; doch ist Mariens Geständniß derselben im Anfange von Schillers Trauerspiel nur gleich einer leisen Andeutung der Nemesis, die Maria dadurch auf sich gezogen habe; im Verfolg des Stückes läßt er die Fülle des Mitleids mit der Unglücklichen ungestört walten. Maria, so sagen diese, war nicht unschuldig; sie war doppelt schuldig, im Besitze ihres, von Darnley abgewandten, Herzens war, wie die von Maria geschriebenen Briefe, deren Aechtheit außer Zweifel sey *), beweisen, Bothwell, der mächtigste Edelmann des Königsreiches, wohlgestaltet, tapfer, aber ruchloser Wüstling. Sie war unschuldig, rufen Jene, und die Aechtheit der Briefe ist höchst verdächtig, ja es ist augenscheinlich, daß sie untergeschoben sind **), und Murray ist des Mordes anzuklagen. Gegen Bothwell war die öffentliche Meinung, und auf ihn fiel der Argwohn, als habe er Darnley zu Grunde gerichtet; Darnley's Vater, der sich in England aufhielt, erbot sich, Beweise gegen ihn zu bringen. Von Maria, deren Sinn jedenfalls nun sich Bothwell zugeneigt haben muß, wurde gerichtliche Untersuchung angeordnet, aber auf ihre Veranstaltung mit solcher Hast betrieben, daß die aus England erwarteten gerichtlichen Beweise nicht beigebracht werden konnten, und am Tage des Urtheilsspruches durch Bothwell's zahlreiches bewaffnetes Gefolge und durch Kriegsschaaren, die mit fliegendem Banner die Stadt Edinburg durchzogen, angedeutet, daß das Recht der Gewalt sich zu beugen habe. So geschah es denn auch; aber Maria rettete dadurch nicht, was sie gedachte, büßte vielmehr dazu ein; auf ihr selbst lastete nun der böse

---

*) Dahin neigt sich die Kritik bei Hume V, 78, und Robertsons Geschichte von Schottland, Beilage zu Buch 4.

**) So nach mehren Frühern, als Gordall 1754, Tytlar 1760, Whiteaker 1788, vorzugsweise und mit lobenswerther Gründlichkeit Chalmers 1822.

Schein der Theilnahme an der Mordstiftung. Die Verblendete stürzte durch neue Verirrung sich dem Verderben entgegen.

Noch waren nicht drei Monate nach Darnley's Tode vergangen, als Maria bei einer Ausfahrt aus Edinburg von Bewaffneten umringt, ihr Gefolge zerstreut und sie als Gefangene von Bothwell nach dem Schlosse Dunbar geführt würde. Alles dieses nach Verabredung. Auch gab Maria sich nicht einmal Mühe, durch erheucheltes Entsetzen oder Sträuben den Schein zu retten. Bald darauf gab sie die Erklärung, daß sie Bothwell die Gewaltthat vergebe; dieser hatte sich indessen von seiner Gemahlin trennen lassen, und Maria, die, nach Edinburg zurückgekehrt, öffentlich die Erklärung wiederholt hatte, daß sie mit ihm gesühnt sey, gab ihm ihre Hand. Nicht ein Monat verfloß nach dieser unverschämten Handlung, so stand ganz Schottland in Waffen gegen den neuen Ehebund, der Allen nur für schändliche Buhlschaft galt. Bothwell konnte sich nicht behaupten; er mußte aus dem Lande entweichen, ward nach langem Umherirren von der Noth gedrängt, durch Seeräuberei sich das Leben zu fristen, und endete im achten Jahre seiner Flucht das Abenteuerleben als Gefangener. Maria aber fiel in die Hände der verbündeten Lords, wurde hatt behandelt *) und durch Drohungen und Mishandlungen bedrängt, die Krone niederzulegen. Für ihr Leben, das wohl nicht ganz außer Gefahr seyn mogte, verwandte sich Elisabeth; ihren Absichten und Wünschen mogte damals Maria's Verzichtleistung auf den schottischen Thron genügen. Diese erfolgte im Julius des Jahres 1567. Für den unmündigen Thronerben Jakob VI wurde eine Regentschaft eingesetzt und mit dieser Murray bekleidet.

Maria's Haft dauerte auch nachher fort; doch ihre Schönheit gewann einen achtzehnjährigen Jüngling Douglas; er ward

---

*) „Als sie bei den Heerschaaren vorbeigeführt wurde, überhäuften die rohen Soldaten sie mit den schmachvollsten Benennungen; wohin sie ihr Gesicht wandte, sah sie eine Fahne, auf der der Leichnam ihres Gemahls am Boden liegend abgemalt war ꝛc." Robertson, Buch 4, Ende.

ihr behülflich zur Flucht; bald stand sie mit einem kleinen Heere im Felde. Aber dieses ward von bei weitem geringerer Mannschaft bei Langside geschlagen, und Maria nun mit solcher Furcht vor abermaliger Haft in der Gewalt der empörten Lords erfüllt, daß sie den Entschluß faßte, sich Elisabeth in die Arme zu werfen. Gern und sorgfältig hat sonst das Andenken der Menschen Zeichen und Wunder aufbewahrt, die einer bedenklichen und unheilsschwangeren That abmahnend vorausgegangen seyn sollen; aber, gleich wie in dem Jahre zuvor Egmont, so ging nun auch Maria ohne die leiseste bange Ahnung ihrem Weh entgegen.

Maria's Verhaftung in England. Kirchliche Reibungen.

Maria landete 16. May 1568 an der Küste von Cumberland und wurde unter Ehrenbezeugungen nach Carlisle geführt. Von hier sandte sie sogleich eine Botschaft ab, Elisabeth um gastfreundliche Aufnahme zu ersuchen. Warum ists nur dem Schauspieler gegeben, Gefühle, Mienen und Gebehrden der Menschen in unbewachten Augenblicken, wo hohes Spiel gewonnen oder verloren wird, mit naturnachahmender Dichtung darzustellen! Warum ists nicht der Geschichte, der Berichterstatterin vom Geschehenen, verstattet, in die Cabinette zu dringen, wann der Schleier der Politik sich lüftet, und die menschliche Leidenschaft in ihrer Nacktheit nur dem Spiegel gegenübersteht, um davon der Nachwelt Kunde zu geben! Welch einen Anblick mögte Elisabeth in den Augenblicken nach der Botschaft dargeboten haben! Ihre Antwort lautete: Die Achtung gegen die öffentliche Meinung, welche die Königin von Schottland der Theilnahme an der Ermordung ihres Gemahls beschuldige, verstatte der Königin von England nicht, das Gastrecht uneingeschränkt zu üben; Maria habe zuvor sich von jener Beschuldigung zu reinigen. Maria, tief bewegt durch diese unerwartete Antwort, aber noch arglos, erwiederte unbeson-

nen und übereilt, sie sey bereit, die ganze Sache dem Ausspruche Elisabeths zu unterwerfen. Diese Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, war Elisabeth nicht die Frau; vielmehr ward Maria's Anerbieten von ihr mit Begierde ergriffen. Nicht lange, so erkannte Maria, daß sie selbst sich die Fesseln zu ihrer Gefangenschaft zu schmieden geholfen habe; aber es war zu spät. Sie wurde als Gefangene bewacht zu Bolton in der Grafschaft York; Elisabeth ernannte Bevollmächtigte, mit denen Mariens Sachführer unterhandeln sollten. Die Besprechungen wurden eröffnet zu York; bald aber der Sitz derselben von da nach Westminster verlegt. Maria war außer sich über das unglückliche Zugeständniß, das sie gemacht hatte; sie verkannte aber, daß auch ohne dieses ihr Loos schwerlich ein anderes, als Gefangenschaft, und wohl nur der Schein für Elisabeth mögte anders geworden seyn. Vor der von Elisabeth angeordneten Untersuchungs-Behörde erschien Murray, Maria's natürlicher Bruder, und lieferte Beweise gegen sie; die schon erwähnten Briefe von ihrer Hand an Bothwell, vor dessen Lossprechung geschrieben, darin unter andern die Verheißung der Ehe an diesen. Bösen Schein warf auf Maria, daß sie im entscheidenden Momente ihre Beauftragten abrief. Die Commission löste sich auf, aber nicht der Knoten von Mariens Banden. Zwar soll Elisabeth bald nachher entschlossen gewesen seyn, sie an Murray auszuliefern, wo sie nicht das freundlichste Loos, vielleicht selbst den Tod zu erwarten hatte; aber Murray wurde im Jahre 1570 ermordet, und es folgte eine siebzehnjährige härter und härter werdende Haft für Maria, während welcher von Schottland aus in ihrer Sache wenig, selbst von dem heranwachsenden Sohne nichts Ernstliches geschah.

Wohl begab sich nun bis zu Mariens Hinrichtung manches von ihrem Schicksale Unabhängiges, das zu den Hauptstücken der Regierungsgeschichte Elisabeths zu rechnen ist: aber fassen wir ins Auge, daß der Eifer für Glauben und Kirche bewegender Geist jener Zeit war, und Elisabeth für die bedeutendste und mächtigste Vertreterin des Protestantismus galt, dagegen an Mariens Per-

son sich Entwürfe auswärtiger Höfe und katholischer Fanatiker in England selbst knüpften; erwägen wir Elisabeths Stellung zu den protestantischen Niederlanden, Spaniens Berechnung der Hülfe, die sich von einer marianischen Partei in England hoffen ließ, sobald Maria nur aus ihrer Haft entführt würde, so ist begreiflich, daß nicht bloß um des Zusammenhangs von Mariens Geschichte willen, sondern aus Rücksicht auf Elisabeths politische Stellung Maria als bedingende Hauptperson für Elisabeths Geschichte gelten und daher zunächst ihre Geschichte verfolgt werden muß. Wenn gleich im Kerker, zur Thatlosigkeit verdammt, vom persönlichen Verkehr mit Freunden und Partei abgeschnitten, fällt von ihr dennoch das Licht auf die bedeutendsten Erscheinungen in der innern Geschichte Englands während der folgenden siebzehn Jahre. Wir erkennen klärlich, daß der Gegensatz zwischen den beiden Kirchen an Mariens Geschick ausgebildet, und insbesondere, daß die Stimmung des englischen Volkes, die öffentliche Meinung dadurch zur Parteinehmung gebracht wurde, daß für Maria sich nach einander eine Zahl von Parteigängern fand, die, auf des Papstes und Philipps von Spaniens Unterstützung vertrauend und zum Theil mit Wissen derselben und von ihnen ermuntert, zum Theil von den Jesuiten zu religiöser Mordschwärmerei erhitzt, Verschwörungen zu Gunsten Mariens gegen Elisabeth anzeddelten, daß dagegen Elisabeth zuletzt das volle Gewicht des kirchlichen Gegensatzes der Engländer gegen das Papstthum und den verhaßten spanischen Glaubensdespoten, dessen Barbarei und auch für England bedenkliche Entwürfe durch die niederländischen Händel näher bekannt wurden, zu ihrem Verfahren gegen Maria gesellte, und darin Haltung und Zuversicht, den äußersten Schritt gegen ihre Gefangene zu thun, finden konnte. So mußte also auch dieser unglückliche und unlautere Handel seine letzte und höchste Verzweigung in kirchlichen Verhältnissen finden, und durch menschliche Verirrung die Religion zum Deckmantel des Blutvergießens gemacht werden!

In Frankreich standen die Hugenotten in Waffen; Elisabeth sandte ihnen Hülfsgelder; auch zog eine Anzahl Freiwilli-

ger aus England hinüber nach Frankreich, den Hugenotten Beistand zu leisten; unter ihnen der damals noch sehr junge Walter Raleigh; doch ward hier der Gegensatz noch nicht schroff ausgebildet; denn im Jahre 1571 unterhandelte Katharina von Medici wegen der Vermählung ihres Sohnes Franz von Alençon und Elisabeths mit dieser. Um so bestimmter aber gestaltete sich der Gegensatz zwischen Elisabeth, dem Papst und Spanien.

Feindseligkeit des Papstes gegen Elisabeth wurde kund im Jahre 1571. Papst Pius V (1566–1572), erfüllt von dem mordlustigsten Eifer, alle Protestanten mit Feuer und Schwert auszurotten, derselbe, welcher die Entwürfe zur Vertilgung der Hugenotten betrieb, woraus nachher die pariser Bluthochzeit hervorging, trat in die Schranken gegen Elisabeth und drohte mit Bann. Damit beginnt die Verflechtung kirchlicher Umtriebe in Mariens Geschick. In den Niederlanden befand sich damals Alba. Es begann ein geheimer Briefwechsel zwischen ihm, Philipp von Spanien, dem Papste, Maria Stuart und dem englischen Herzoge von Norfolk. Der Plan war, Maria sollte entführt und Gemahlin des Herzogs von Norfolk werden. Indessen Elisabeth bekam Kunde von dem Plane, der Herzog von Norfolk wurde verhaftet, und als einige Zeit darauf neue Anschläge desselben entdeckt wurden, 1572 enthauptet. Dabei aber wurde zugleich der Boden des nördlichen Englands mit Strömen von Blut getränkt. Nach Norfolks Verhaftung empörten sich nehmlich die Earls von Northumberlund und Westmoreland, entrüstet über Elisabeths gewaltthätigen Eingriff in die Aristokratie: aber jener ward hingerichtet, dieser rettete mit Mühe sein Leben durch die Flucht, der Aufstand ward fast ohne Gewalt der Waffen gedämpft: dennoch ließ Elisabeth gar gern dem Kriegsrechtsgesetze seinen Lauf; zwölf Meilen in die Länge und acht in die Breite, rühmte der Heerführer Bowes sich, gebe es im nördlichen England kaum eine Stadt oder ein Dorf, worin er nicht mehre Menschen zum Tode verurtheilt habe; in Durham wurden durch Susser sechsunddreißig Beamte auf einmal gehangen.

Für Maria hatte jener Anschlag die traurigsten Folgen. Das englische Parlament, von Grimm gegen Alba, Philipp und das Papstthum erfüllt, sah in Maria eine gefährliche Feindin des Landes und der Religion; Maria wurde für Hochverrätherin erklärt und sollte ihres Rechtes auf die Thronfolge in England verlustig seyn. Doch zum Äußersten zu schreiten war es für Elisabeth noch nicht Zeit. Sie erkannte wohl, welchen Vortheil sie von der wachsenden Feindseligkeit der Gemüther gegen katholische Umtriebe ziehen könne; es galt zunächst nur Maria's Person in sicherem Gewahrsam zu halten, darin hatte sie das Mittel, die Nationalstimmung in Spannung zu erhalten. Diese aber bekam schon im folgenden Jahre einen mächtigen Anstoß durch die Kunde von der pariser Bluthochzeit. Engländer und Schotten waren gleichmäßig darüber entsetzt; enges Zusammenhalten gegen die Kirche, deren Bekenner solche Mordgier zu Tage gelegt hatten, schien nothwendig. Damals glaubte Elisabeth, ihr Ziel erreicht zu haben; Maria, als der Theilnahme an katholischen Umtrieben und Mordplänen verdächtig, schien ihr als Schlachtopfer evangelisch-kirchlichen Fanatismus fallen zu müssen; sie erbot sich, Maria den Schotten auszuliefern, jedoch als wenn es schon ausgemacht wäre, daß sie den Tod verdient habe, unter der Bedingung, daß sie sogleich vor Gericht gestellt und hingerichtet werden sollte. Der schottische Regent, wohl erkennend, welcher Sache Werkzeug er seyn solle, hatte Rechts- und Ehrgefühl genug, den arglistigen Antrag zu verwerfen.

Verschwörungen.

Fast zwölf Jahre vergingen, in denen, die unreifen Entwürfe Johannes von Oesterreich ausgenommen, nichts Bedeutendes für oder gegen Maria geschah. Sie ward unter Aufsicht des Grafen von Shrewsbury streng bewacht, doch anständig behandelt. Regelmäßig mit Anfange jedes Jahres wurde von Elisabeth ein Briefwechsel mit Maria begonnen und Unterhandlungen mit ihr

angeknüpft; Alles ohne Ernst; die Haft Mariens blieb dieselbe. Verwendungen für diese von Seiten Frankreichs und ihres Sohnes Jakob waren ohne Eifer und Nachdruck, um so gewisser auch ohne Erfolg. Um die Zeit aber, wo Philipp einen Preis auf Oraniens Kopf setzte, wo in jesuitischen Lehren ein neues Geschlecht aufgewachsen war, und der Fanatismus zu Werken der Finsterniß willige Werkzeuge lieferte, begann eine Reihe von Verschwörungen, deren fast jede neben Mariens Befreiung Elisabeths Ermordung zum Zwecke hatte. In Rom, Rheims und Douay waren vom Papste, vom Cardinal Guise von Lothringen und vom Könige Philipp Jesuiter-Collegia für Engländer angelegt worden, und daß in diesen die Lehre von der Verdienstlichkeit der Ausrottung widerspenstiger Ketzer gepredigt wurde, ist kaum zu bezweifeln. Die ersten dieser Blutgeweihten, Parsons und Champion, kamen im Jahre 1580 nach England; ihre Umtriebe wurden entdeckt, Tod ihre Strafe, und nun erschien ein Gesetz, daß Jedermann, der Verwandte jenseits der See habe, deren Namen angeben, und bewirken solle, daß ihre Heimkehr binnen vier Monaten erfolge. — Darauf verbreitete im Jahre 1584 sich das Gerücht, ein englischer Edelmann, Franz Throgmorton, habe eine Verschwörung gegen Elisabeth angezeddelt. So wars. Ein Mal gefoltert war er standhaft geblieben; als er aber zum zweiten Male in die Marterkammer geführt wurde, gestand er, Einverständniß mit Maria unterhalten zu haben, und daß eine Verschwörung mehrer verbannter Engländer bestehe, deren Seele der spanische Gesandte in Paris, Mendoza, sey, und zu deren Ausführung der Papst (Gregor XIII, 1572–1585) und Philipp von Spanien die Kosten tragen wollten. Ob sich Alles so verhielt? Gewiß ist, daß damals mehre Schriften umliefen, in denen die Kammerfrauen Elisabeths aufgefordert wurden, mit Elisabeth zu verfahren, wie einst Judith mit Holofernes, um sich so ein ewiges Namensgedächtniß in der Verehrung der Kirche zu stiften. — Kaum war des Volkes Unruhe über diese gefahrdrohenden Umtriebe der Katholiken gestillt, so kam ein neuer Verschwörungsplan an den Tag. Ein Jesuit, Crichton, von

Geburt Engländer, zerriß bei der Schiffahrt im Kanal auf dem Verdecke Briefschaften; die Stücke wurden vom Winde an den Bord des Schiffes zurück getrieben und dadurch ein Plan entdeckt, daß Philipp von Spanien und Herzog Heinrich von Guise, damals Haupt der katholischen Ligue in Frankreich, einen Einfall in England thun wollten. Das englische Volk ward dadurch hoch aufgeregt und der Edeln trat, 19. Oktober 1584, eine große Zahl zusammen zu einem Bunde gegen alle äußere und innere Feinde der Königin, wobei auf Maria mit wenig versteckten Worten hingedeutet wurde. Maria wurde kleinmüthig und erbot sich nun gegen Elisabeth, in Alles, was diese wünsche, namentlich also Verzichtleistung auf die Thronfolge in England, einwilligen zu wollen: aber in derselben Zeit wurde ein von ihr geschriebener Brief aufgefangen, worin sie zur Ausführung des großen Komplots trieb, und ermahnte, an die Gefahr, welche ihre Person dabei treffen könnte, nicht zu denken; sie sey gern bereit sich zum Opfer zu bringen, wenn dadurch der großen Zahl gedrückter Katholiken in England Erleichterung werden mögte. So nahm also ihre Gesinnung die Richtung aufs Märtyrerthum für den katholischen Glauben.

Die nächste Folge dieser Entdeckung für sie war härtere Haft. Statt Shrewsbury's wurden ihre Wächter Amias Paulet und Drug Drury, zwei harte, rauhe und fürs evangelische Kirchenthum bis zur Verfolgungssucht gegen Katholiken eingenommene Männer. Bald folgte eine neue Verschwörung gegen Elisabeth. Parry, ehemals Mitglied des Unterhauses, nachher übergetreten zur katholischen Kirche, faßte 1585 den Anschlag, Elisabeth zu ermorden; der Papst ermunterte ihn zur Ausführung seines Vorhabens und ertheilte ihm Ablaß. Auch dieser Anschlag ward entdeckt, und in Bezug auf Maria erfolgte daraus abermalige Erbitterung der Gemüther in England gegen sie, die als Unheilstifterin und Ruhestörerin angesehen wurde. Das Parlament beschloß, daß, wenn durch oder für Jemand, der Ansprüche auf die Krone zu haben behaupte, etwas geschähe, das

Ihrer Majestät nachtheilig sey, so solle diese ermächtigt seyn, durch einen Befehl, der mit dem großen Reichssiegel ausgefertigt werde, vierundzwanzig ihrer Unterthanen zu Untersuchung und Spruch in der Sache zu bevollmächtigen und die Sache solle gesetzlich bis auf den Tod verfolgt werden können. Damit also hatte Elisabeth des Parlaments Zustimmung zum Todesurtheil für Maria bei der nächsten Verschwörung erlangt, und Maria konnte darin eine Mahnung zur Vorbereitung auf den Tod erkennen.

Die Haft Mariens, welche nun schon auf mehren Schlössern ihren Gefangen-Aufenthalt gehabt hatte, wurde rücksichtslos streng; die für sie ausgesetzten Unterhaltungsgelder vermindert; die meisten Diener Mariens wurden fortgeschickt und Maria selbst nach siebzehnjähriger Haft in zwei ungesunde Gemächer eingesperrt, die wegen Kälte und Feuchtigkeit selbst mitten im Sommer kaum bewohnbar waren. Paulet war immer bereitwillig, in Ausführung solcher Anordnungen über die strengsten Vorschriften noch hinauszugehen. Selbst des körperlichen Uebelbefindens der unglücklichen Gefangenen wurde wenig geachtet. Jedoch war diese Strenge nicht durch die Entdeckung der letzten Verschwörung allein veranlaßt worden; kurz vor derselben hatte Maria einen Angriff auf die empfindlichste Seite ihrer Widersacherin gerichtet.

Der Wermuth in Mariens Seele war übergeströmt; ein Strom von Galle und Gift hatte sich ergossen in einen Brief an Elisabeth. Der Streich der empörten Leidenschaft sollte aber zugleich die Gräfin Shrewsbury treffen, welche aus Argwohn, ihr Gemahl möge nicht aus bloßem Gefühl der Menschlichkeit milde gegen Maria gewesen seyn, gegen diese Unarten geaüßert hatte. In diesem Briefe also machte Maria einen Bericht an Elisabeth über das, was sie von der Gräfin Shrewsbury über Elisabeth gehört habe. Da lautete es nun, die Gräfin habe erzählt, „Elisabeth habe einer gewissen Person die Ehe versprochen, und nachher oft das Bett mit ihr getheilt, sey späterhin eben so willfährig

gegen Simier, den französischen Gesandten, und den Herzog von Alençon (Anjou) gewesen; einer ihrer Buhlen, Hatton, sey ihrer übermäßigen und lästigen Liebe und Zärtlichkeit überdrüssig geworden. So geizig sie auch sey, spare sie doch keine Ausgabe zu Befriedigung ihrer verliebten Leidenschaft. Doch sey sie, ungeachtet ihrer Verliebtheit, nicht gestaltet wie andere Weiber, und alle die Bewerber um ihre Hand würden sich doch am Ende betrügen. Sie sey so eingebildet von ihrer Schönheit, daß sie die ausschweifendsten Schmeichelreden ihrer Höflinge verschlucke; diese aber könnten bei solchen Gelegenheiten das Hohnlächeln kaum unterdrücken; es sey gewöhnlich, daß diese ihr vorredeten, der Glanz ihrer Schönheit blende sie gleich der Sonne, und sie vermögten nicht, ihn mit unverwandten Augen zu ertragen. Ihre Gemüthsart sey garstig; sie habe eine junge Frauensperson geschlagen, und ihr dabei einen Finger zerbrochen; eine andere habe sie mit einem Messer quer über die Hand geschnitten." — Abermals ruft hier die Geschichte nach einem Spiegel, das Antlitz Elisabeths beim Empfange dieses Briefes zu schauen. Doch gewiß nicht, um sich an einem lieblichen Bilde zu weiden. Der Dichter hat in seinem Trauerspiel die beiden Widersacherinnen persönlich zusammengeführt; dies wider die Geschichte; persönliche Zusammenkunft hatte Maria oft, aber immer vergebens, von Elisabeth erbeten; der Ausbruch von Mariens lange und schwer verhaltenem Zorne in Schillers Trauerspiel ist wie die gesteigerte Potenz der Herzensergießung in jenem Briefe anzusehen.

Eine neue Verschwörung zu Gunsten Mariens gab den Anstoß, daß die über ihrem Haupte schwebende Wetterwolke sich entlud. Drei englische, im Jesuiter-Collegium zu Rheims gebildete Priester stellten einem Officier der spanischen Armee in den Niederlanden, Savage, vor, es sey ein christliches und verdienstliches Werk, Elisabeth umzubringen; dieser verband sich durch einen Schwur zur Vollbringung der That. Nun ward der spanische Gesandte zu Paris, Mendoza, ins Spiel gezogen; ein vierter Priester aber ging nach England und gewann hier mehre Personen zur

Mitverschwörung; unter ihnen den jungen, feurigen Babington. Die Sache wurde mit großer Unbesonnenheit betrieben; sechs der Verschwornen ließen Brustbilder von sich und Babington fertigen, sie zusammenverbinden und mit bedeutsamen Inschriften versehen. Ein solcher Bilderschmuck kam in Elisabeths Hand und die Aehnlichkeit zwischen Bild und Person soll so unverkennbar gewesen seyn, daß Elisabeth, ehe noch die Verschwörung entdeckt war, bei Erblickung eines der Verschwornen sich sogleich des Bildes erinnerte und ihn anzuhalten befahl. Am 4. August 1586 begannen die Verhaftungen; am 20 September waren schon alle Verhaftete gerichtet. — An das Volk erging eine Erklärung, daß Maria auch an dieser Verschwörung Theil genommen, daß man Briefe der Verschwornen an sie gefunden habe ꝛc. Bewiesen war von dem Allen nichts, mindestens wurden keine bündigen Beweise öffentlich vorgelegt: aber der Eifer des Volkes für Elisabeth und Freiheit und Sicherheit der protestantischen Kirche und gegen Maria und das ränkebrütende Papstthum, stieg nun auf den Gipfelpunkt. Es war ja die Zeit, wo Philipp die Armada rüstete, und die katholische Ligue in Frankreich in Waffen stand gegen die Hugenotten.

Maria's Proceß und Hinrichtung.

Elisabeth glaubte den lange aufgehaltenen Streich nun mit vollem Scheine des Rechts thun zu können. Zunächst wurden der gefangenen Königin Papiere und Geheimkästchen weggenommen, ihre beiden Schreiber verhaftet und gen London gesandt, sie selbst aber am fünfundzwanzigsten September 1586 nach dem festen Schlosse Fotheringay gebracht. Darauf ernannte Elisabeth Bevollmächtigte zur Führung des Rechtshandels. Am elften Oktober 1586 langten diese an zu Fotheringay und nach einigem Sträuben stellte Maria sich vor ihnen zu Gericht. Die Bevollmächtigten legten ihr Abschriften von Briefen vor, die sie an Mendoza, Babington ꝛc. sollte geschrieben haben, dazu die Aussagen der hingerichteten Ver-

schwornen und der beiden verhafteten Schreiber. Ihre Vertheidigung war fest, klug und würdig; das gerichtliche Verfahren gegen sie wird für alle Zeiten Gegenstand des Abscheus seyn; nicht Ein Beweis ihrer Schuld war bündig. Das Gericht aber sprach, 25. October 1596, das Urtheil, Maria habe Theil gehabt an Babingtons Verschwörung und sey darum des Todes schuldig. Das Urtheil ward vom Parlament bestätigt; dieses aber that noch mehr; es beschwor Elisabeth bei der Wohlfahrt des Landes und bei dem Fortbestehen der bischöflichen Kirche, über deren böse Feindin baldigst gerechte Strafe zu verhängen.

Nun begann Elisabeth ein Spiel der schändlichsten Heuchelei mit erkünstelter Schaustellung menschlichen Gefühls. Sie straubte sich eine Weile, das Urtheil zu bestätigen; doch machte sie das Gutachten des Parlaments dem Volke bekannt, mit der Bemerkung, der Beschluß sey ihr durch die beiden Haüser des Parlaments abgezwungen worden. Ihren eigenen Entschluß gab sie nicht kund. Jetzt erschien eine schottische Gesandtschaft, von Mariens Sohne, vor Elisabeth; aber ihre Abfertigung war schnöde. Elisabeth spielte die im inneren Kampfe Begriffene, war oft allein, fuhr scheu auf, wenn Jemand zu ihr kam rc. Das Volk aber wurde durch Schreckensgerüchte von spanischen und französischen Landungen u. dgl. in Athem gehalten und bis zum wildesten und blindesten Hasse gegen Maria durch diese und andere kirchliche Umtriebe, denen allerdings die äußern Umstände große Wahrscheinlichkeit gaben, entzündet. Daher konnte es denn geschehen, daß zahlreiche Volksmassen sich vor Elisabeths Pallaste versammelten und Mariens Hinrichtung begehrten. Aber die Verstellung Elisabeths hatte noch kein Ende; sie hat über Mariens Tod hinaus gereicht. Sie hatte das Urtheil unterzeichnet; noch aber bedurfte es der Beglaubigung durch das große Staatssiegel; der Staatssecretär Davison hatte die Vollziehung dieses Geschäftes zu besorgen. Aber eben damals (2. Febr. 1587) sandte Elisabeth an Mariens Wächter Paulet und Drury, klagend, daß sie nachlässig seyen im Dienste gegen ihre Königin, sonst würden

sie längst schon mit ihrer Gefangenen, die das Leben verwirkt habe, umzugehen gewußt haben u. dgl. Der Fingerzeig auf heimlichen Mord war deutlich genug. Leicester soll zu Vergiftung Mariens gerathen haben. Paulet, im Diensteifer als Kerkermeister Barbar, aber sonst Mann von Recht und Ehre, erklärte darauf, sein Gut und Blut gehöre der Königin, aber mit seinem Gewissen könne er nicht scheitern und auf seine Nachkommen keinen Schandfleck bringen. Bald darauf erschien Davison vor der Königin und berichtete, daß das Urtheil mit dem großen Siegel versehen sey; gegen ihn wiederholte Elisabeth mündlich, was sie Mariens Kerkermeistern zu verstehen gegeben hatte, Maria könne ja auch wohl ohne öffentliche Hinrichtung bei Seite geschafft werden. Aber auch Davison war bei aller Willigkeit des leidenden Gehorsams zu ehrlich, um auf Elisabeths Wunsch und Wink zu achten. Vergeblich war ihr drittes Andringen gegen Davison am folgenden Morgen, unter abermaligem bittern Klagen über Paulets Einfalt und der hingeworfenen Äußerung, sie werde schon Andere finden, die es besser mit ihr meinten. Als Davison davon nicht bewegt wurde, ging sie hastig in ihr Geheimzimmer, ohne über das, was mit dem untersiegelten Befehle zur Hinrichtung geschehen solle, dem Staatsschreiber den verlangten Bescheid zu geben. Davison stand mit dem Befehle zur Hinrichtung rathlos da: sollte er ihn zurückhalten oder ausliefern? Er ging zu Burleigh, sich Raths zu erholen; dieser nahm den Befehl rasch an sich, berief einige Staatsbeamte, und es wurde beschlossen, auf den Grund des untersiegelten Urtheils auch ohne ausdrückliche Anweisung der Königin die Hinrichtung zu vollziehen.

Am 7. Februar 1587 langten die zur Leitung des Blutgeschäftes bestimmten Männer in Fotheringay an; an ihrer Spitze die Grafen von Shrewsbury und Kent. Maria ward entboten, ihr Urtheil anzuhören; sie hörte dieses, nebst dem Zusatze, daß es binnen zwölf Stunden vollzogen werden würde, mit vollkommener Fassung an, betheuerte, die Hand auf die Bibel gelegt, daß sie nicht an Ermordung Elisabeths gedacht habe, und erbat sich als

letzte Gunst, daß ihr erlaubt werden mögte, von ihrem Almosenpfleger geistlichen Beistand in den letzten Stunden zu empfangen. Das ward ihr abgeschlagen, und dazu brach der rohe, gefühllose und fanatische Kent mehrmals aus in zudringliche herbe Vorwürfe, daß sie der falschen Glaubenslehre anhange. Dies erregte ihren Unwillen; ihre Anhänglichkeit an den römisch-katholischen Glauben und Kirchenbrauch aber ward dadurch befestigt; sie tröstete ihre jammernden Kammerfrauen, es sey ja offenbar, daß sie um der Religion willen sterbe. Die Nacht verbrachte sie unter Niederschreibung ihres letzten Willens und einiger Briefe, und unterbrach diese irdischen Sorgen von Zeit zu Zeit durch Andachtsübungen. Früh Morgens am achten Februar ward sie gemahnt, sich zum letzten Wege bereit zu halten. Das Blutgerüst war in der Halle des Schlosses errichtet. Sie brach dahin auf; unterwegs warf sich ihr der alte treue Robert Melvil zu Füßen; sie umarmte ihn und bat ihn, ihrem Sohne den letzten Gruß der sterbenden Mutter zu bringen. Als sie nun den Wunsch aussprach, daß es einigen ihren Dienern erlaubt werden möge, sie aufs Blutgerüst zu begleiten, verweigerte der schroffe Kent dieses Wunsches Erfüllung; doch wurde Maria so dringend und heftig, daß er nachgab. Aber auf dem Gerüste angelangt, ward sie von dem protestantischen Dechant von Peterborough ermahnt, ja bestürmt, von ihrem Glauben zu lassen; der Bekehrungseifer trat in seiner widrigsten Gestalt hervor; unwillig, in den kostbaren Augenblicken der letzten Andacht gestört zu werden, wandte Maria sich von ihm ab; er aber hielt nicht inne mit dem Rufe zur Bekehrung, bis der feiner fühlende Graf Shrewsbury ihn statt dessen beten hieß. Maria lehnte auch darin seinen Beistand ab und betete für sich allein. Als ihre Dienerinnen sie zu entkleiden begannen, wollten auch die Henker Hand anlegen; sie sträubte sich und sprach mild lächelnd zu dem Grafen, sie sey nicht gewohnt, von solchen Leuten sich bedienen zu lassen, oder vor so vielen Zuschauern sich zu entkleiden. Ihr Gefolge schluchzte; sie aber legte den Finger auf den Mund, segnete dann die Getreuen und bat, sie mögten für sie beten. Der Henker wurde von Rüh-

rung, Verwirrung und Zittern ergriffen; ihr Haupt fiel erst auf den dritten Streich. Graf Kent rief: So mögen alle Feinde des Evangeliums umkommen!

Bei der Nachricht von Mariens Tode zündete das Volk in London Freudenfeuer an und laütete die Glocken. Elisabeth brach in Thränen aus und drohete Strafe über die Beamten zu verhängen, die die Vollziehung des Todesurtheils ohne ihren Willen übereilt hätten; Davison wurde in den Tower geschickt und zur Zahlung von zehntausend Pfund Sterling verurtheilt. Durch immerdauernde Haft wurde ihm der Mund versiegelt. So büßte der Unschuldige; die Beamten aber, welche die Vollstreckung des Urtheils betrieben hatten, entbehrten nur kurze Zeit des Scheins von Elisabeths Gunst, die sie in der That nie eingebüßt hatten. König Jakob VI von Schottland und Heinrich III von Frankreich, welche ihre Mißbilligung des Geschehenen zu erkennen gaben, wurden bald beruhigt.

Im Jahre 1568 wurde Egmont und Hoorne hingerichtet, 1572 war die Bluthochzeit, 1584 wurde Wilhelm von Oranien ermordet, 1587 Maria Stuart enthauptet, 1589 König Heinrich III von Frankreich umgebracht: bei allen diesen Blutthaten wurden die Wörter Religion und Kirche gemißbraucht; welch fürchterliche Zeit! Papst-Sixtus V aber, Gregors XIII Nachfolger (1585–1590), derselbe, welcher den Bann gegen Elisabeth schleuderte, Philipp zum Kreuzzuge gegen sie aufrief und eine Million Dukaten Hülfsgelder zu zahlen verhieß, beneidete Elisabeth um das Glück, ein gekröntes Haupt gefällt zu haben.

Elisabeth und das Ausland; die Engländer zur See.

Im Jahre nach Mariens Hinrichtung segelte Philipps Armada, deren Zurüstung so bedeutenden Einfluß auf Mariens Schicksal

gehabt hatte, aus gegen England. Dies führt unsern Blick auf die äußern politischen Verhältnisse, welche während der neunzehnjährigen Haft Mariens obwalteten oder nachher sich weiter entwickelten, und in deren geschickter Benutzung Elisabeth nicht minder, als durch Vertretung der protestantischen Kirche, die Zuneigung ihres Volkes zu fesseln wußte und in der That großartige fürstliche Eigenschaften geltend machte. Nicht die Geschichte der innern Entwickelung Englands als Staat und seiner politischen Verhältnisse nach außen, sondern Elisabeths Persönlichkeit ist Gegenstand dieser Darstellung; an diese aber knüpft sich die Gestalt Englands zu einem seeherrschenden Staate, allerdings für uns ein Hauptaugenmerk.

Bei Elisabeths Thronbesteigung war England weder durch Handel noch durch Schiffahrt ausgezeichnet; die Niederländer herrschten auf englischen Stapelplätzen nnd Märkten und brachten den Engländern Bequemlichkeiten des Lebens zu. Elisabeth verstand vom Wesen des Handels und von dem, was er zu freier Bewegung begehrt und was für Früchte diese trägt, wenig; sie suchte durch Monopolien das Fett für sich abzuschöpfen, oder lohnte durch Ertheilung eines solchen einen Günstling. In Begründung von Handelsgesellschaften folgte sie dem Geiste der Zeit. Die Grundlage des englischen Handels nach Deutschland erfolgte unabhängig von ihr durch Unternehmung englischer Kaufleute nach Hamburg. Elisabeth aber wußte zu ermuntern; als der wackere Thomas Gresham die Börse in London erbaut hatte (1556-1569), erschien Elisabeth zum Einweihungsfeste im Januar 1570 und umarmte den Erbauer vor allem Volke. Zur Schöpfung einer bewaffneten Seemacht aber ward sie aus Sorge vor Philipp getrieben. Vertraut mit der See waren die Engländer allerdings schon vor Elisabeth; doch ohne ihre Hauptkraft auf Handel und Macht zur See zu richten; König Heinrich VII sandte 1497 Cabot zu einer Entdeckungsfahrt aus, und dieser gelangte nach Neufundland; unter Heinrich VIII geschah nichts; unter Eduard VI wurde ein Geschwader ausgesandt, eine nordöstliche Durchfahrt nach Indien zu finden; die Unternehmung mislang, aber Archan-

gel wurde aufgefunden und daraus ging Handelsverkehr zwischen England und Rußland hervor; Maria schloß, 1. May 1557, einen Vertrag mit Iwan Wasiliewitsch II, dem Zar von Rußland. Drei Male machte darauf Martin Frobisher (1567–1578) Versuche, jene Durchfahrt zu finden; umsonst; erst Davis (1585–86) fand die Straße, die seitdem von ihm den Namen trägt. Als nun Handel und Schiffahrt der Niederländer durch die dortigen Unruhen gestört wurde, wirkte dies auf Erregung englischer Unternehmungslust; aus eigenem Drange thatkräftiger und kühner Männer ging Schiffbau und Seefahrt in reichlichem Maaße hervor; Elisabeths Betrieb und Veranstaltung aber kam dazu, seitdem ihre Verhältnisse zu Philipp feindselig wurden; sie erlaubte zuvörderst Kapereien gegen spanische Schiffe und Besitzungen; hier gab es nichts, das ihrer Leitung bedurfte, oder durch sie hätte Zug und Trieb erhalten müssen; es durfte nur losgelassen werden, und dadurch besonders ist England zu einem seemächtigen Staat geworden.

Schon im Jahre 1568 fuhr Hawkins nach Westindien; jedoch diese Fahrt war ohne Glück; sein kleines Geschwader ward von den Spaniern zu Grunde gerichtet. Nach ihm erschien, so geschickt als kühn, auf dem atlantischen Ocean Franz Drake, der größte englische Seemann des Jahrhunderts. Reiche Beute holte er von den Spaniern im Jahre 1573; an seine Fahrt des Jahres 1577 knüpfte sich eine Erdumschiffung, die zweite in der Geschichte dieser großartigen Unternehmungen *), von der er im dritten Jahre der Fahrt, 1579, heimkehrte. Nach Nordamerika fuhr Walter Raleigh im Jahre 1584, und benannte die Landschaft, an deren Küste er anlandete, zu Ehren der Jungfräulichkeit seiner Königin Virginien. Drake fuhr zum dritten Male gen Westindien im Jahre 1586, und kehrte heim mit der reichsten Beute beladen; im folgenden Jahre erschien er vor Cadix, verbrannte hundert Lastschiffe, schreckte die Spanier durch Einfahrt in

*) Magelhaens segelte aus zur ersten im Jahre 1519; er selbst starb unterwegs; die Fahrt wurde vollendet 1522.

den Tajo und nahm bei den Azoren eine reiche spanische Flotte. In demselben Jahre fuhr Cavendish nach Westindien und darauf um die Erde; auch er kam im dritten Jahre der Fahrt, 1589, heim; neunzehn spanische Schiffe hatte er gekapert, seine Mannschaft prangte in Silberstoff, die Segel waren von Damast, das Hauptsegel von Goldstoff. — Indessen waren Philipps Rüstungen vollendet. Elisabeth hatte gegen vierzehntausend kühne, geübte Seeleute; ihre Schiffe waren nicht groß, aber behende; viele Brander unter ihnen. An der südlichen Küste Englands waren drei Heere gelagert; angethan mit kriegerischem Schmucke durchritt Elisabeth die Reihen; gütig und milde gegen die Katholiken in England hielt sie jeden Ausbruch der Unzufriedenheit zurück. Gott stritt für England. Die Spanier hatten auf ihren Schiffen auch Marterwerkzeuge für die Ketzer mit sich. Die Engländer büßten nur ein Schiff und etwa hundert Seeleute ein.

Seitdem erscheinen die Engländer als der Spanier auch im offenen Seekampfe Meister, und ihre Angriffe richten sich, außer den westindischen Besitzungen Spaniens, gegen das Mutterland selbst. Im Jahre 1591 bestand der Engländer Grenville einen denkwürdigen Heldenkampf gegen eine spanische Kriegsflotte *); der Ruhm war allein bei dem Besiegten. Seine letzte Fahrt nach Westindien unternahm Drake 1595; er starb während der Heimfahrt. Der Einnahme von Cadix unter Howard und Essex im Jahre 1596, wodurch den Spaniern für zwanzig Millionen Dukaten Schaden angerichtet wurde, ist oben gedacht worden. Auf einem spanischen Schiffe, das ein Londoner, White, kaperte, fanden sich zwei Millionen Ablaßbullen, nach Amerika bestimmt; dem Könige von Spanien hatten sie 300,000 Gulden gekostet; zu gewinnen waren damit in Amerika fünf Millionen.

Während dieser Richtung auf das Element, das für England die Bahn der Macht und des Ruhms ward, unterließ Elisabeth

*) Hume V, 299, einfacher, aber ergreifender Bericht.

nicht, auch im Landkriege Philipps Entwürfe zu durchkreuzen; er fand seine Widersacherin in ihr in den Niederlanden und später in Frankreich; Elisabeth aber bekundet durch die Kärglichkeit ihrer Hülfsleistungen an die Niederländer und die Hugenotten, daß es ihr nicht sowohl um kräftigen Aufschwung dieser Feinde Philipps zu überlegener Macht, als um Nahrung des Krieges, zu thun war; daraus, nicht aus entscheidendem Siege der Gegner Philipps, berechnete sie Wachsthum ihrer Macht; schlau, aber richtig.

Elisabeth als alternde Jungfrau.

Von dem Verkehr zwischen Elisabeth und ihrem Volke, von ihrer Kunst, dessen Herzen zu gewinnen, von der Art, wie Sinn und Sitte der Königin und die damalige englische Volksthümlichkeit einander entsprachen, von den Höflingen, die sie umlagerten, und den Günstlingen, die sie hervorzog, ist oben, meistentheils mit Bezug auf die ersten Jahre ihrer Regierung geredet worden; in der Geschichte Maria Stuart's und der Zeichnung der Verhältnisse Elisabeths zum Auslande hat sich Gelegenheit, darauf zu kommen, nicht dargeboten; jetzt haben wir wieder dahinzublicken; wir müssen sehen, wie die Rosen allmählig abgewelkt und der Stamm dürr geworden sey.

Noch ein Mal fand sich ein Bewerber um Elisabeths Hand, Franz von Alençon oder Anjou, derselbe, den die Niederländer zur Beschützung ihrer jungen Freiheit berufen hatten. Er kam im Jahre 1582 selbst nach England; keiner der auswärtigen fürstlichen Bewerber um Elisabeths Hand war so weit auf dem Pfade der Hoffnung vorwärts geschritten; Elisabeth verehrte ihm einen Ring; ihr Umgang mit ihm war wie unter erklärten Brautleuten. Nun aber ward im Volke und am Hofe die Sorge rege, der katholische Glaube des Bewerbers mögte, wenn dieser Elisabeths Gemahl würde, der protestantischen Kirche Gefahr brin-

gen; am Hofe wurde gewehklagt, daß es zu Elisabeths Ohren drang; im Volke herrschte eine dumpfe trübe Stimmung. Ein eifriger Protestant, Stubbs, schrieb ein Buch voll heftiger Äußerungen, eine solche Heirath sey eine gotteslästerliche Verbindung zwischen einer Tochter Gottes und einem Sohne des Teufels: da entbrannte Elisabeths Zorn; Schriftsteller und Buchhändler verloren auf dem Markte zu Westminster ihre rechte Hand; im Augenblicke des Schmerzes nahm Stubbs mit der linken seinen Hut ab und rief: Lange lebe die Königin! Indessen war allerdings der Zärtlichkeit der Königin gegen den französischen Prinzen etwas Kühlstoff zugemischt worden; er ward in das geheime Gemach der Königin beschieden, und der Erfolg einer langen vertrauten Unterredung war, daß er der Königin den empfangenen Ring zurückgab und bald darauf England verließ.

Seitdem folgte für Elisabeth keine Versuchung weiter, den ihr so glorreich dünkenden Stand der königlichen Jungfrauschaft mit dem der Ehe zu vertauschen. Die Huldigungen aber, welche ihrer Schönheit dargebracht wurden, hatten nicht minder Weihrauchstoff, als zuvor; ja, weil Vernunft dabei nie Schranken und Maaß bestimmt hatte, so schweiften Phantasie und Pedantismus im Bunde mit einander nun gar abenteuerlich in dem Irrgarten des Schwulstes und auf der poetischen Fluth umher, und der alternden, ja selbst der hochbejahrten Königin flossen eben solche Ergüsse verliebter Götzendienerei zu, als zuvor der schönen Jungfrau, und selbst Männer, ehrenwerth wegen ihrer Kühnheit und ihrer Großthaten für Sicherheit, Ehre und Macht ihres Vaterlandes, hatten keine Ahnung von der Traurigkeit der Gestalt, die sie in solchen aberwitzigen Huldigungen darboten. Unter den letztern ist insbesondere des wackern Walter Raleigh's zu gedenken. *)

---

*) In einem Briefe, den er während einer Zeit der Ungnade an einen Freund schrieb, der, wie es scheint, ihn der Königin mittheilen sollte, heißt es: „Mein Herz war nie gebrochen bis auf diesen Tag, wo ich höre, daß die Königin so weit fortreist, der ich so manche Jahre gefolgt bin mit so großer Liebe und Sehnsucht, auf

Elisabeth aber verschmähte es auch nicht, wenn die Huldigungen in grobsinnlicher Fassung als Schauspiele dargelegt wurden, und der um jene Zeit herrschend gewordne Geschmack an geregelten dramatischen Darstellungen, woneben sich aber rohe Mummereien forterhielten, gab ihr reichliche Befriedigung. Hier mischte zu den gröbsten Schmeicheleien insgemein sich ein Aufgebot von Darstellungen aus der klassischen Mythologie, wovon ganz England den Kopf voll hatte, um so mehr, da Elisabeths klassische Studien bekannt und Gegenstand der Bewunderung waren. Wenn sie durch eine Landstadt ritt, erzählt Warton *), war fast jedes Gerüst ein Pantheon; besuchte sie einen edeln Herrn, so wurde sie beim Eintritt in die Halle begrüßt von den Penaten und in

so manchen Reisen, und hinter der ich nun zurückbleiben muß in einem finstern Gefängniß, ganz allein. So lange sie noch in der Nähe war, daß ich in zwei oder drei Tagen doch einmal von ihr hören konnte, waren meine Sorgen geringer; aber nun ist mein Herz in den Abgrund alles Elends geworfen. Ich, der gewohnt war, sie anzuschauen, wenn sie ritt gleich Alexander, jagte gleich Diana, wandelte gleich Venus, wenn ein lieblicher Wind ihr schönes Haar um die reinen Wangen wehete, wie bei einer Nymphe, wenn sie zuweilen im Schatten saß gleich einer Göttin, zuweilen sang wie ein Engel, zuweilen spielte gleich Orpheus — siehe den Kummer dieser Welt! Ein Unfall hat mir das Alles geraubt" u. s. w. Diese Nymphe, Venus, Gottheit, Engel war damals ungefähr sechszig Jahr alt; aber fünf oder sechs Jahr später wurden noch dieselben Reden an sie gerichtet. Unton, ihr Gesandter in Frankreich, berichtete an sie von einer Unterredung zwischen ihm und Heinrich IV. Dieser habe ihn zu seiner schönen Geliebten Gabriele geführt und ihn gefragt, wie sie ihm gefiele; er habe gesagt, wenn es erlaubt sey, müsse er bekennen, daß er das Bild einer bei weitem ausgezeichnetern Gebieterin besitze, das Bild aber bei weitem der Vollkommenheit ihrer Schönheit nicht gleich komme. Darauf habe er ihm das Bild der Königin gezeigt, der König es mit Leidenschaft und Bewunderung angesehen, ausgerufen: Je me rends, es zwei- oder dreimal geküßt und versichert, daß, um die Gunst der reizenden Schönheit zu besitzen, er die ganze Welt missen wollte ꝛc. Hume V, 387.

*) Warton history of the English poetry III, 492 f.

ihr Zimmer geführt von Merkurius. Selbst die Pastetenbäcker waren erfahrne Mythologen; auserlesene Verwandlungen aus Ovidius wurden in Zuckergebäck dargestellt, und auf dem bilderreichen Zuckerguß eines riesenhaften Rosinenkuchens war einst die Zerstörung Troja's in halbhervorstehenden Figuren dargestellt. Ging die Königin in den Schloßgarten, so war der Teich mit Tritonen und Nereiden bedeckt, aus den Büschen steckten die Zofen und Mägde des Hauses, als Waldnymphen verkleidet, die Köpfe hervor, und über den Anger hüpfte die männliche Dienerschaft als Satyren verkleidet; der Königin-Jungfrau aber trat wohl Diana entgegen, sie lobzupreisen als das Musterbild der Jungfraülichkeit und sie einzuladen zur Jagd in Waldungen, wo kein Aktäon derselben Gefahr drohe. In ihrem funfzigsten Jahre machte sie der Stadt Norwich einen Besuch; da trat auf Befehl des Burgemeisters und der Rathmänner aus einer Götterschaar hervor Cupido und begann zu reden, daß er den Olymp verlassen habe, um an dem Festzuge theilzunehmen: darauf überreichte er der Königin einen goldnen Pfeil als das treffendste Geschoß seines wohlversehenen Köchers, der unter der Zaubermacht solcher unwiderstehlicher Schönheit jedes auch noch so kieselartige Herz verwunden müsse. Bei einem Schauspiele am Hofe stellten die Sänger der königlichen Kapelle die Geschichte des Streites der drei Göttinen auf dem Ida um den Schönheitsapfel dar; Ihre Majestät aber war als vierte Göttin hinzugethan, und Paris der Schönheitsrichter, ward in aller Form zur Verantwortung gezogen, daß er den goldenen Apfel der Venus geschenkt habe, da er doch allein der jungfraulichen Königin zukomme.

Von der Art war das auch in Deutschland durch Walter Scotts klassischen Roman außer dem Kreise historischer Gelehrsamkeit bekannt gewordene Fest, das Leicester im Jahre 1575 der Königin auf dem Schlosse Kenilworth gab. Ein Zeitgenosse *)

*) Laneham account of the Queen's entertainment at Killingworth Castle 1575, bei Drake Shakspeare and his times I, 38.

hat es ausführlich beschrieben. „Beim ersten Eintritt der Königin fiel in die Augen eine schwimmende Insel auf dem Teich, erleuchtet durch Fackeln, auf ihr die Dame vom See (Lady of the lake) begleitet von zwei Nymphen, welche Ihre Majestät in Versen anredeten mit einem historischen Berichte von den Alterthümern und Inhabern des Schlosses. Auf dem Viehhofe war eine stattliche Brücke erbaut, zwanzig Fuß breit und siebzig Fuß lang, über welche die Königin hinschreiten sollte, und auf jeder Seite standen Bildsaulen mit Geschenken an die Königin von den Göttern. Silvanus bot dar einen Käfig mit wilden Geflügel, Pomona hatte verschiedene Sorten Früchte, Ceres gab Korn und Bachus Wein, Neptun Seefische und Mars Kriegsgeräth, und Phöbus alle Arten musikalischer Instrumente. Während ihres Aufenthaltes daselbst fanden täglich Ergötzlichkeiten und Schauspiele verschiedener Art statt; im Gehäge sah man einen wilden Mann bekleidet mit Epheu und begleitet von Satyren; da waren Bärenhetzen und Feuerwerke und italienische Gaukler, eine Bauernhochzeit, ein Lanzenrennen nach dem Pfahle und ein Mohrentanz. Und, damit keine Art von Unterhaltung mangeln mögte, kamen Schauspieler dahin und führten eine Art von Turnier auf, die Niederlage der Dänen durch die Engländer zu der Zeit des Königs Ethelred. Da war außerdem noch auf dem Teiche ein Triton der auf einem Meermädchen ritt, das achtzehn Fuß lang war, und Arion reitend auf einem Delphin ꝛc."

William Shakspeare.

So war England in den Pfuhl des abgeschmacktesten Aberwitzes versunken und der gute Geschmack von den Banden der Verkehrtheit gefesselt: und siehe, daraus stieg hervor der Fürst der Dichter, der gewaltige Gebieter in dem luftigen Reiche der Geister, der Unsterbliche — William Shakspeare (geb. 23. April 1564, in London seit 1586, gest. an seinem Geburtstage 1616). Die

Verschrobenheit und Verirrungen seiner Zeit trägt er nur, wie wenn bei Verjüngung der Haut hie und da Faserchen hangen bleiben, die an die abgestreifte Hülle erinnern, oder wie das vor dem Glanze der Morgensonne entwichene, am Rande des Horizonts aufgethürmte Gewölk von dem dicht gelagert gewesenen Nebel Erinnerung vergegenwärtigt. Er aber steht nicht außer Zusammenhang mit Elisabeth da; sie besuchte gern die Darstellungen seiner Stücke, und von ihr erzählt man, ist an Shakspeare die Aufforderung ergangen, den lüderlichen und lügenhaften Wanst, Ritter Falstaff, dessen Person ihr in Heinrich IV große Ergötzlichkeit geschafft hatte, nochmals und zwar als den geprellten verlieb-Abenteurer auf die Bühne zu bringen, und so seyen Shakspeares lustige Weiber von Windsor entstanden *). Dem englischen Volke aber führte Shakspeare eine Reihe historischer Gemälde vor, in denen es, wie in dem treuesten Spiegel, die Zeit und Sitte seiner Altvordern zu erkennen vermogte — Johann, Richard II, Heinrich IV, V und VI, Richard III und Heinrich VIII. Welche überreiche Fülle volksthümlicher Sittenzeichnung, und wie gleich gewogen die Schale des höchsten tragischen Ernstes und Pathos mit der der muthwilligsten und erwecklichsten Laune. Stelle man aus Heinrich IV zusammen die Darstellung, wo Heinrich IV auf dem Siechbette entschlummert und Heinrich der Sohn und Thronerbe ihm die Krone vom Bette nimmt, und den Auftritt, wo Falstaff Rekruten wirbt! Wie aber Shakspeare unübertrefflicher Zeichner englischer Volksthümlichkeit, so ist er auch im alten Rom zu Hause, gleich einem Bürger des Freistaats. Kein historischer Forscher vermag den Sinn römischer Gewalthaber aus der Zeit der Abenddämmerung des Freistaats richtiger, kein Meister historischen Styls ergreifender und anschaulicher darzustellen, als Shakspeare im Julius Cäsar. Antonius bei Cäsars Leiche ist ein Gemälde vollendeter Wahrheit. Was aber außer dem Bereich von Zeit und Raum liegt, das Romantische, dies ist gleich dem poetischen Flügelroß

---

*) Die Zweifel an dieser Ueberlieferung sind nichtig. S. Drake's Shakspeare II, 135.

Shakspeares, das ihn zu den höchsten Sternen des Dichterhimmels hinaufgetragen hat. Hamlet, Macbeth, König Lear und Othello — ein unvergängliches Viergestirn! Wer kennt, wer preist sie nicht! Und wie hell leuchtet der Abglanz jenes poetischen Sonnenlichtes nicht noch im Kaufmann von Venedig, in Romeo und Julie, in Cymbeline, im Sommernachtstraum, ja selbst im Sturm! Dies Alles lag außerhalb der Schranken des Geschmacks von Elisabeths Zeitalter; dessen Früchte waren reif und welkten, Shakspeares Dichtung blüht für alle Zeiten.

Sollte aber nun erzählt werden, durch was für innere Anregung oder äußere Einwirkungen der göttliche Funke in ihm aufglimmte und zur unauslöschlichen Flamme für alle Nachwelt wurde; davon ist leider der Nachwelt gar wenig überliefert worden. Auf Dante Alighieri machte einst ein Schauspiel von Himmel und Hölle, das auf dem Arno dargestellt wurde, mächtigen und tiefen Eindruck, der in der göttlichen Komödie erkennbar seyn mögte: ob nicht das Fest, welches Leicester der Königin Elisabeth zu Kenilworth gab, und dem Shakspeare, aus dem nahe gelegenen Geburtsorte Strafford herbeigekommen, als zwölfjähriger Knabe beiwohnte, ähnliche Regungen in ihm erzeugt hat? Unverkennbar ist, daß Shakspeare selbst seine Bahn sich brach, und daß nach dem, was von außen auf ihn wirkte, wenig zu fragen ist, das Hauptgewicht vielmehr in die innere geistige Zauberwerkstätte fällt; aus ihr stiegen in magischer Verklärung die Wundergestalten hervor, die die Herzen mit dem süßbeengenden Gemisch von Theilnahme und Grauen, Mitleid und Furcht, Abscheu und Zuneigung erfüllen. Nicht allein im Aberglauben seiner Zeit, in dem Hexerei und Zauberwesen allerdings gewaltige Geltung hatten, so daß König Jakob VI im Jahre 1597 eine Dämonologie schrieb, vielmehr in Shakspeares Seele selbst ist z. B. Die Erscheinung des Geistes im Hamlet; das Walten der Hexen im Macbeth zu suchen *).

*) Von dem Glauben an Hexen und Geister in jener Zeit, mit dem allerdings das besondere dämonische Triebwerk in Shakspeares ge-

Eins jener shakspeareschen Stücke ist im Vergleich mit den „tragédies" der französischen Bühne wie der Aermel eines Riesenmantels, aus dem Dutzende von Röcken für diese geschnitten werden können. .

Doch zurück zur Wirklichkeit, zu Elisabeths letzten Lebensjahren; unser Blick, der so oft schon auf den Günstlingen der königlichen Jungfrau geweilt hat, sieht einen solchen auch im Winteralter derselben als bedingende Erscheinung.

Elisabeths Ausgang. Essex.

Leicester, über dessen Nichtswürdigkeit nur Eine Stimme seyn kann, und dessen Elisabeth selbst zuletzt überdrüssig gewesen zu seyn scheint, der während seines Aufenthalts in den Niederlanden sich mit Schmach und Vorwürfen belud, und je näher man ihn beschaut, um so mehr Misbehagen und Geringschätzung erregt, starb im Jahre nach Maria Stuart's Hinrichtung, 1588. Neben ihm hatten gar Manche von den Brosamen der Huld Elisabeths gekostet; nun aber stieg an Leicesters Stelle ein Jüngling auf, mit den Ueberresten der königlichen Zärtlichkeit den ärgerlichsten Wucher zu treiben. Dies war Leicesters Stiefsohn von dessen zweiter Gemahlin, Graf Essex, geboren, als Elisabeth vierunddreißig Jahre zählte. Schon bei seiner ersten Erscheinung am Hofe in einem Alter von neunzehn Jahren zog er Elisabeths Kennerblick auf sich. Bald hatte er die Blüthe seiner Jugend um den Preis der Günstlinge verpfändet. Aber er war nicht der Mann, die Launen einer herrischen und eifersüchtigen Matrone geduldig zu ertragen; dagegen trat die üble und grämliche Laune bei Elisabeth um so schroffer hervor, je mehr der Zahn der Zeit an ihrer kör-

---

nannten Stücken im Zusammenhange steht, giebt ausführlichen Bericht Drake Shakspeare II, 474 ff.

perlichen Hülle merkbare Spuren eindrückte. Daß sie nicht mehr die schöne, luststrahlende königliche Jungfrau sey, wurde ihr klar, wie stark auch der Opferweihrauch abgöttischer Schmeichelei zu ihr emporduftete; oft soll sie, wenn sie sich im Spiegel beschaute, Anwandlungen von Ohnmacht bekommen haben. Sie wurde in noch höherem Maaße, als zuvor, reizbar, heftig, zänkisch. Ein derb freimüthiger Prediger sagte einst in einer Rede, die sie selbst anhörte, sonst sey sie sanft wie ein Lamm gewesen; jetzt sey sie gleich einer unbezähmbaren Kuh. Allerdings mogten Flüche und Schmähreden, ja auch thätliche Mishandlungen von ihr häufiger, als vordem, zu empfangen seyn; manche ihrer Kammerfrauen hatte über Schläge zu klagen; einen Ritter, Matthiew, bespuckte sie, weil seine Kleidung ihr misfiel *). Das Uebel ward schlimmer, je mehr sie erkannte, daß Essex ihr keineswegs ergeben sey, und je öfter ihre üble Laune mit Eigensinn und Trotz von demselben erwiedert wurde. Wenn sie zankte, zog Essex sich zurück und verschloß sich in sein Zimmer; gewöhnlich mußte sie, von Sehnsucht nach dem Unentbehrlichen überwältigt, zuerst das Wort zur Sühne bieten. Sie wollte mütterliche und königliche Autorität mit verliebter Zärtlichkeit, Lockung und Hingebung zusammengesellen, und sprach zu Essex oft, wie zu einem Unreifen; dieser aber bot ihr Trotz mit der rücksichtslosen Unart eines verzogenen Lieblings. Als sie einst in verächtlich-sarkastischem Tone zu ihm sprach, drehte er ihr den Rücken zu; eine Maulschelle brannte ihm auf der Wange und er hörte den Zuruf, er möge zum Teufel gehen; da legte er die Hand an den Degen und verließ den Hof mit stürmischer Eile. So ward das gute Einverständniß ein Mal über das andere unterbrochen und Elisabeths Unruhe, Eifersucht und unmuthige Laune und des Grafen trotzige Aufwallungen und das wohl längst in ihm aufgetauchte Bewußtseyn der Unwürdigkeit seiner Banden konnten nie auf lange Zeit mit einander ausgeglichen werden. Dazu hatte Essex, der übermüthige und hochfahrende Günstling, die ergrauten Staatsmänner, Burleigh etc. und manche der ehe-

*) Lingard VIII, 500.

mals hoffnungsvollen Gunstbuhler, als Walter Raleigh, zu Feinden. Jedoch Gefahr schien ihm nicht leicht irgend etwas bringen zu können; im Uebermaaß zärtlicher Zuneigung hatte einst Elisabeth ihm einen Ring geschenkt als Unterpfand, das ihn gegen jeglichen Wechsel ihrer Gesinnung sicher stellen sollte; Elisabeth hatte bei dessen Ueberreichung ihm betheuert, daß, unter welchen Umständen auch er diesen ihr übersenden würde, die ganze Fülle ihrer Liebe die Erwiederung seyn solle.

Nun geschah es, daß Essex im Jahre 1599 als Befehlshaber eines Heeres gegen die Irländer gesandt wurde, welche in wildem Aufruhr das englische Joch, das sie zur Thierheit herabdrückte, abgeschüttelt hatten. Essex, ohne Feldherrengeschick, war überdies unbesonnen; nichts gelang unter seiner Anführung; er wurde selbst mit sich misvergnügt, verließ ohne der Königin Erlaubniß das Heer und begab sich nach London. Früh Morgens erschien er im Pallaste; durch keine Vorstellungen der Kammerfrauen zurückgehalten, drang er bis in Elisabeths Schlafzimmer, ehe diese noch ihren Anzug vollendet hatte. Der Empfang war zärtlich, aber dennoch folgte bald eine ernste Stimmung Elisabeths; es schien ihr, als dürfe dies Mal die durch Essex Ungehorsam und schlechte Kriegsführung beleidigte Gebieterin des Staats auf die ihr, als solcher, gebührende Genugthuung nicht verzichten; Essex ward verhaftet, seiner Befehlshaberschaft entsetzt, und, wenn gleich nicht mit namhafter Strafe belegt, doch angewiesen, sich vom Hofe fernzuhalten. Er sollte, so scheint Elisabeths Absicht gewesen zu seyn, ganz mürbe gemacht werden, und im Zustande der Zerknirschung dann zu Elisabeths Füßen Gnade empfangen. Da stieß er klägliche und bewegliche Reden aus, er wolle, vermaß er sich, wie Nebukadnezar, Gras fressen ꝛc. Doch war das der Zornheuchelnden noch nicht genug. Als er nun aber umsonst im Staube gekrochen war, und überdies das ihm früher geschenkte sehr einträgliche Monopol mit süßen Weinen hätte zurückgeben müssen, wurde er von seinem bösen Geiste fortgerissen zu einem Unternehmen, das Jeglichem nach dem Gesetze

das Leben kosten mußte. Er rief zum Aufruhr, und durchzog mit einer Anzahl wilder Gesellen die Straßen, das Volk in Waffen zu bringen. Aber Niemand mogte Theil nehmen an dem Beginnen des Unverstandes und Trotzes; er ward leicht entwaffnet und als Hochverräther und Rebell vor Gericht gestellt. Der Urtheilsspruch lautete auf Tod und wurde an Elisabeth zur Unterschrift gesandt.

Giebt es eine Vergeltung, eine Nemesis, schon hier auf Erden, so trat sie hier ein für Elisabeth; was sie bei der Unterzeichnung von Mariens Todesurtheil erkünstelt hatte, innern Kampf und Sträuben, das ward mit der bittersten Wirklichkeit ihre Qual. Von den Menschen in England, die ihren Verkehr mit Essex näher beobachtet hatten, glaubten wohl nur wenige, daß sie im Stande seyn würde, das Urtheil zu unterzeichnen. Nun aber wurden Essex zahlreiche Feinde thätig; auf allerlei Wegen wurden der Königin Gerüchte zugebracht, die wie scharfe Dolche ihr ins Herz dringen und den Faden der Langmuth gegen Essex abschneiden sollten. Da wurde ihr durch eine bestochene Kammerfrau unter andern hinterbracht, Essex habe ausgerufen, Elisabeth sey eben so krumm von Geist, als von Körper. Welche Macht des Zorns hätte solche Botschaft nicht vermogt zu erregen! Aber auch hiebei werden wir gemahnt, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen; wir werden, wie durch einen wunderbaren Zusammenhang im Gespinnste der Nemesis, an Mariens Brief, dessen oben Erwähnung geschehen ist, erinnert. Niemand erzählt von Elisabeths Grimm bei Anhörung jener Einflüsterung, Niemand von ihrer Qual, als kein Gesuch um Gnade von Essex überbracht wurde, als der verhängnißvolle Ring ausblieb; was aber in ihr gewüthet und gezehrt habe, wird aus der Geschichte ihrer letzten Tage genugsam offenbar. So unterschrieb sie denn die schreckliche Losung zum Tode des Lieblings, und Essex büßte im Tower seine Schuld am fünfundzwanzigsten Februar 1601 mit seinem Blute. Unter seinen Feinden, die der Hinrichtung zuschauten, ward auch Walter Raleigh bemerkt, und Manche wollten an ihm den Aus-

druck der Schadenfreude gewahr werden: derselbe mußte eine Reihe von Jahren nachher den Tod des Verbrechers leiden.

Seit Essex Hinrichtung war Elisabeths Leben gebrochen; sie begann zu siechen. Abermals wiederholte sich nun in furchtbarer Wirklichkeit, was sie bei Mariens Tode erkünstelt hatte, tiefe Melancholie, gepreßtes Schweigen und Ekel an den gewohnten Freuden der Geselligkeit. So vergingen zwei Jahre. Da begehrte eine dem Grafen Essex und der Königin betraut gewesene Gräfin von Nottingham, die auf dem Todtenbette lag, Elisabeth zu sehen, um ihr ein Geheimniß zu vertrauen. Was mußte die Königin hören! Essex hatte kurz vor seinem Tode aus dem Kerker der Gräfin den Ring der Zärtlichkeit gesandt, welchen Elisabeth umsonst erwartet hatte, mit der Bitte, ihn der Königin zu überbringen, der Gräfin Gemahl aber, einer der zahlreichen Feinde von Essex, hatte dessen Aushändigung an Elisabeth verhindert. Elisabeths Herz brach zusammen. Gott, rief sie, möge der Gräfin vergeben, sie könne es nicht. Ihr Körper vermogte nicht, dem ungeheuern Schmerze zu widerstehen; man sah bald nachher die bedenklichsten Zeichen einer gefährlichen Krankheit, die in ihren Adern wüthete, und Aerzte erschienen zu ihrer Rettung. Aber sie verschmähte deren Hülfe; auf dem Krankenbette vergebens nach Ruhe schmachtend, ließ sie auf dem Fußboden des Zimmers Teppiche und Polster ausbreiten; hier lag sie zehn Tage und zehn Nächte, fast ohne Unterbrechung die Augen unverwandt auf den Boden geheftet und den Zeigefinger auf den Mund gedrückt. Am zweiundzwanzigsten März 1603 entfloh ihre Seele der irdischen Hülle.

Niemand hat ihr nachgeweint. Englands Genius, unter ihrer Regierung zur Seefahrt und Seeherrschaft emporgestiegen, hatte ihr freundlich zuzuwinken, aber der reine und milde Geist der Humanität erkennt sie nicht für Bürgerin in seinem Reiche, und der strenge des Rechts weist sie in das der Willkühr und des Zwanges. Der Sinn des englischen Volkes für gesetzliche

Vertretung seiner Rechte hatte in der letzten Zeit ihres Lebens, dem straffen Zügel, den sie aufgelegt hatte, widerstrebend, sich zuweilen mit aller Ehrerbietigkeit in freimüthiger Rede Luft gemacht; die Vorzeichen einer Umwandlung der Gemüther, die den Stuarts den Thron kostete, wurden erkennbar.

Der Gesamteindruck aber, den die Geschichte des Hauses Tudor, das mit Heinrich VII den englischen Thron bestieg und denselben bis zu Elisabeths Tode inne hatte, auf den denkenden und gefühlvollen Menschen macht, ist nur um ein Geringes günstiger, als der, welcher aus der Geschichte des Hauses Valois, von dessen letzten Sprößlingen wir nun zu erzählen haben, hervorgeht.

VI.

Katharina von Medici
und
ihre Söhne.

Heinrich IV Bourbon.

Das vielgestaltige Schauspiel menschlicher Verkehrtheit und Verderbtheit, die, den Namen Gottes und Christi im Munde, unter dem Banner des Kreuzes auszog zu würgen und zu brennen, hat sich in den vorhergehenden Darstellungen noch nicht von allen ihren Seiten gezeigt; noch Schrecklicheres steht auf der Wanderung durch dieses Jahrhundert des religiösen Aufschwungs und der kirchlichen Verfolgungen uns bevor; ein ganzes, mächtiges Volk entzweit zu unmenschlichem Hader und sich selbst zerfleischend, ein König, der seine Unterthanen wie reißende Thiere zu Tausenden umbringen läßt, ein gekröntes Weib, bei welchem teuflisches Ränkespiel zu geheucheltem Kirchendienst und rohen Aberglauben gesellt ist, ein Königsgeschlecht, das, von der Mutter mit körperlichem und sittlichem Verderbniß geimpft, schmählich abwelkt und verdorrt, zwei Geschlechter neben dem Throne, die nach ihm die Hand ausstrecken, die gesamte Blüthe der Bevölkerung angesteckt und abhängig von dieser Parteiung, höfische Verschmitztheit und Gewissenlosigkeit zugemischt zu der kirchlichen Spaltung, die schamloseste Verbuhltheit durch Künste des verfeinerten Lebens gesteigert und mit frecher Stirn zum Schaugepränge vorgetragen; der Hof ein Pfuhl, das Volk ohne Recht und Gesetz — in Allem der eigenthümliche französische Nationalcharakter durch das Gewand jener Zeit erkennbar, Empfänglichkeit für Blendwerk, hohe Erregbarkeit, leidenschaftlicher Ungestüm, wilde Zornmüthigkeit, und Zumischung von schnödem Leichtsinn zur Blutgier und blinder Schwärmerei; durchweg Mangel an Gemüthlichkeit, überall mächtig die Gewalt der ersten Eindrücke; Lebendigkeit des Geistes, gepaart mit Befangenheit. Aber am Schlusse sehen wir eine liebliche Erscheinung aufsteigen,

dem müdegequälten Volke wie eine Erquickung vom Himmel gesandt, in deren Beschauung die Nachwelt nie ermüden und sich sättigen kann — Heinrich IV Bourbon.

Franz I und Heinrich II, Ketzerverfolger.

Das französische Volk, dessen südliche Stammgenossen, die Provençalen, im Mittelalter durch Freisinnigkeit ausgezeichnet waren, aus dessen Mitte die verketzerten Albigenser und Waldenser hervorgingen, auf dessen erster Universität, zu Paris, hochsinnige Vertreter kirchlicher Rechte gegen päpstliche Anmaßungen gefunden wurden, dessen König Karl VII in der pragmatischen Sanction große Freiheiten für die gallikanische Kirche erlangt hatte, die nachher Franz I wieder dahingab, war unter diesem, dem gepriesenen Pfleger der klassischen Literatur, nicht in Masse durch den Geist der Kirchenreformation ergriffen, aufgeklärt und beseelt worden; sein König wehrte ihm mit gefühllosen Eifer den Zugang; im politischen Bunde mit ausheimischen Fürsten, die die evangelische Lehre bekannten, ließ er in seinem Lande die Anhänger derselben aufs grausamste verfolgen; wie in Spanien unter Philipp II der Hof den Autos da fe als einem genußreichen Schauspiele beiwohnte, so schaute Franz mit seinem Hofe zu, als Lutheraner, an Ketten über flammenden Scheiterhaufen hängend, bald niedergelassen, bald in die Höhe gezogen wurden, bis die Flammen sie verzehrt hatten. Zweiundzwanzig Gemeinden der Waldenser in den Gebirgen der Dauphiné und Provence, deren Lehre und Kirchenzucht der der nachherigen Reformirten nicht unähnlich war, wurden in Folge eines königlichen Befehls vom achtzehnten November 1540, dessen Ausführung die Menschenfreundlichkeit eines Parlamentspräsidenten fünf Jahre zurückhielt *), als angebliche Auf-

*) „Und das aus folgender lächerlichen Ursache. Chaßane, erster Präsident des Parlaments, hatte ehedem, wie er selbst in einem

rührer von gefühl- und zuchtlosem Kriegsvolke überfallen, die Bewohner, welchen es nicht gelang, sich durch die Flucht zu retten, niedergemetzelt, die Häuser zerstört, die Bäume umgehauen, und die ganze Gegend, wo das gewerbfleißige Völkchen gewohnt hatte, in eine Einöde verwandelt (1545).

Franzens Thronerbe, Heinrich II, kam zur Regierung 1547; dessen Gemahlin (seit 1533) war Katharina von Medici, Nichte des Papstes Clemens VII, welche seinem Sohne zu vermählen, Franz aus politischer Berechnung seinen königlichen Stolz gebeugt hatte, nicht ahnend, daß er seinem Lande eine Furie zuführte. Das Feld für Katharinens böses Spiel öffnete sich jedoch noch nicht während der Regierung Heinrichs II; Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, einst Geliebte Königs Franz, noch im vierzigsten Jahre ihres Alters von seltener Schönheit, war unbeschränkte Gebieterin Heinrichs und herrschte durch ihn über Land und Volk; Katharina übte zunächst ihre italienische Kunst darin, dem Buhlweibe ihres Gemahls sich freundlich und gefällig zu erweisen, und, so wie sichs gern gefallen zu lassen,

---

Buche erzählt, als Advocat zu Autun, einen Sachverwalter der Ratzen abgegeben. Als diese in ungeheurer Menge die dortige Gegend verwüsteten und menschliche Mittel wider sie nichts ausrichteten, bekam der bischöfliche Groß-Vicarius den Auftrag, sie zu excommuniciren. Sie wurden also aufgefordert, vor ihm zu erscheinen. Da dieses nicht geschah und der Advocat zu ihrem Vertheidiger bestellt wurde: zeigte er, daß die so sehr zerstreueten Ratzen sich nicht sogleich einfinden könnten; daß ihnen die Vorforderung von der Kanzel herab bekannt gemacht werden müsse; daß sie einen weiten Weg durchzugehen hätten, und unterweges große Gefahr vor den Katzen liefen; und was der geschickten Ausflüchte mehr waren, welche, wie die ganze Vertheidigung, den Grund zu seinem Glücke legten. Jetzt erinnerte ihn ein Edelmann daran, daß er, der solchen Thieren einen billigen Aufschub verschafft hätte, ihn desto mehr Menschen schuldig sey: und er empfand die Richtigkeit dieser Vorstellung."
Schröckh Kirchengesch. seit der Reform. II, 236.

daß der Gemahl derselben anhing, eben so zu Abentheuern, welche Diana zur Erholung von dem Einerlei des Umganges mit Heinrich suchte, die Hand zu bieten. Fanatischen Verfolgungseifer gegen die Bekenner der evangelischen Lehre hatten Heinrich und Diana mit einander gemein; die letztere übte dabei Weibertücke; die Geliebte Franzens I, Frau von Estampes, hatte Neigung zur evangelischen Lehre bezeigt; darum Dianens Eifer dagegen sich erhöht. Beim Einzuge Heinrichs in Paris im Jahre 1549 ward zur Feier des Tages eine Ketzerverbrennung angestellt; wobei es geschah, daß, als Heinrich auf die Scheiterhaufen blickte, ihm die Augen eines ehemaligen treuen Dieners, seines Leibschneiders, mit so durchdringender Kraft aus den Flammen entgegenstarrten, daß er oft nachher sagte, er fühle bei der Erinnerung an diesen Blick einen geheimen Schauer. Doch wiederholten sich, nicht ohne Betrieb Dianens, die Verbrennungen häufig, und auch unter Heinrich wirkte die Verbindung mit deutschen Protestanten nicht ein auf Duldung oder Gunst gegen die neue Lehre.

Anfänge politischer Parteiung.

Indessen bildeten sich am Hofe die Gruppen zu künftiger Parteiung, zunächst ohne Zumischung kirchlichen Eifers und italienischer Ränke.

Seit dem Jahre 1508 hatte der sogenannte französische Zweig des herzoglich-lothringischen Hauses sich in Frankreich angesiedelt. Claudius, jüngerer Sohn des Herzogs Renatus (René) von Lothringen und Herr der französischen Landschaft Guise, die ihm zu Gefallen im Jahre 1527 vom Könige Franz I zum Herzogthum und zur Pairie erhoben wurde, war Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft, von sechs Söhnen und fünf Töchtern, deren eine, Maria, Königin von Schottland, schon im Obigen erwähnt

worden ist *). Herzog Claudius starb im Jahre 1550. Seine Söhne, genannt die Guisen, wurden von dem französischen Adel zwar für Fremdlinge geschätzt, hatten aber hohe Geltung am Hofe, viel Anhang in dem Volke und das Vertrauen der katholischen Priesterschaft. Sterbend hatte Franz I seinen Sohn Heinrich zur Hut gegen die Guisen ermahnt; sie seyen Menschen, ihn bis aufs Wams, das Volk bis aufs Hemde auszuziehen; Heinrich beachtete das nicht. An der Spitze dieses an Kraft und Umtrieb so reichen Geschlechts stand Franz Guise, von großen Gaben und Ansprüchen, wegen seiner heldenmüthigen Vertheidigung von Metz gegen Kaiser Karl V **), schon als Jüngling zu den Säulen der französischen Heeresmacht gezählt, und sein Bruder Karl, genannt der Cardinal von Lothringen, ausgezeichnet durch theologisches Wissen und Fertigkeit in Disputirkünsten, ganz erfüllt von dem hochstrebenden und herrsch- und verfolgungssüchtigen Geiste des Papstthums; derselbe, welcher bei dem Schluß der tridentinischen Kirchenversammlung den Fluch über die Ketzer aussprach ***), zu unterscheiden von dem jüngern Bruder, dem Cardinal Ludwig von Guise.

Durch Geschlechtsbande dem Königshause angehörig standen neben dem Throne mit Aussicht und Anspruch auf Erbfolge nach dereinstigem Aussterben des ältern Geschlechts der Valois, die Bourbons; deren Ahnherr, Sohn Königs Ludwigs IX des Heiligen, die Landschaft Bourbon durch Vermählung mit der

*) Hier eine genealogische Uebersicht der hier und im Folgenden zu beachtenden Glieder des Hauses:

Renatus, Herz. v. Lothringen, † 1508,

Anton, Herz. v. Lothringen (deutsche Linie), Claudius, Herz. v. Guise,

Franz v. Guise, Maria (Gem. Jakob V), Karl (Card. v. Lothringen), Ludwig (Card. v. Guise),

Heinrich v. Guise († 1588), Karl v. Mayenne, Ludwig (Cardinal) † 1588, Katharina von Montpensier.

**) S. oben S. 97.

***) S. oben S. 124.

Erbtochter des letzten Grafen derselben an seine Nachkommenschaft gebracht hatte. Anton, der ältere der Gebrüder Bourbon in der Zeit, von welcher wir reden, hatte zur Gemahlin Johanna von Albret, Schwestertochter Königs Franz I, die Erbin des kleinen Königreiches Navarra am nordwestlichen Abhange der Pyrenäen, eines freilich so winzigen Gebietes, daß dem Besitzer desselben weder Macht noch Ansehen dadurch zuwachsen konnte. Anton hatte aber in seiner Gemahlin einen Schatz von Tugenden. An ihm selbst war nichts Königliches, außer der Tapferkeit; diese aber hatte der gesamte französische Adel mit ihm gemein; seine Gemahlin überragte ihn in Ausrüstung mit Geist und Charakter bei weitem. Glänzende Eigenschaften hatte dagegen sein jüngerer Bruder Ludwig I von Bourbon-Condé, der Stammvater des kürzlich mit dem Herzoge von Bourbon, Vater des erschossenen Herzogs von Enghien, ausgestorbenen Hauses Condé. Keiner von beiden war gern gesehen am Hofe; die Guisen hatten eine Kluft zwischen dem königlichen Haupt- und Nebenstamm eröffnete.

Im französischen Adel ragte mit Ansprüchen auf Abstammung von einem der Begleiter Chlodwigs und einem der ersten Christen des Königsreichs der Franken hervor das Haus der Montmorency, gern als die ältesten Barone des Reiches bezeichnet, sicher die ältesten Lehnsträger der vom König Dagobert I, im Jahre 622 oder 623 gestifteten Abtei St. Denys. Der Vorstand dieses hochberühmten Adelsgeschlechtes war Anne, Herzog von Montmorency, Connétable von Frankreich, schon unter Franz dem Ersten bewährt als eisenfester Kriegsmann und besonnener, entwurfreicher Heerführer; starr wie sein Speer, dem Könige treu, aber mit dem ausgebildetsten Selbstgefühl, mit dem Stolze, daß der Adel der Montmorency älter sey, als selbst der des kapetingischen Königshauses; bigott, aber ohne religiöse Tiefe des Gemüths; pünktlich im Beten des Rosenkranzes, aber im Gebete gar gewöhnlich von Gedanken an irdische Dinge unterbrochen und nicht sich scheuend, das Gebet selbst durch streng herrische Anordnungen, durch Befehle zu Leibes- und Lebensstrafe zu entweihen, so daß es zum Sprichworte geworden war, man solle

sich vor dem Rosenkranze Montmorency's hüten. Die Aehnlichkeit mancher seiner Eigenschaften mit dem, was Alba eigenthümlich war, fällt in die Augen. Die Guisen sahen mit einer gewissen Scheu auf den gewaltigen Mann.

Kaspar (Gaspard) von Coligny und Luise von Montmorency, Schwester des Connétable, waren die Eltern drei wackerer Söhne, die stolz auf Geblüt, Verdienst und Ehrenämter der Altvordern väterlichen und mütterlichen Stammes, und hoher persönlicher Fähigkeiten sich bewußt, neben den Guisen und ihrem Oheim, dem Connétable Montmorency einen Platz zu Geltung am Hofe und Waltung im Staate in Anspruch nahmen. Der ausgezeichnetste der Brüder war Kaspar Coligny II, Admiral von Frankreich. Dieser hielt nach der Schlacht bei St. Quentin die vordringenden Spanier vor den verfallenen Mauern dieses schlecht befestigten und unbedeutenden Platzes durch geschickte und heldenmüthige Vertheidigung so lange auf, daß dieses wesentlich beitrug, die Früchte jenes Sieges zu vereiteln. Der jüngste war Andelot, ein kühner Mann; der älteste hieß Cardinal von Chatillon *). Alle drei Brüder neigten sich zum Bekenntniß der evangelischen Lehre; Andelot hatte dessen kein Hehl und eine darüber in Gegenwart, ja ins Antlitz des Königs gegebene freimüthige Erklärung brachte Freiheit und Leben desselben in Gefahr. Das gute Verhältniß zum Connétable Montmorency wurde jedoch dadurch zunächst nicht gestört.

Ueberhaupt war der französische Adel sehr zahlreich, die vielfältigen Lehnsbande zwischen hohem und niederm Adel zwar sehr

*) In mehren Büchern ist von Coligny und seinen Brüdern die Rede, als von den Chatillons, einem der erlauchtesten Adelsgeschlechter des Königreiches; doch scheint Coligny's Haus, dem nur Chatillon-sur-Loing gehörte, dabei verwechselt worden zu seyn mit dem Hause Chatillon-sur-Marne, dessen Adel nur für dem königlichen weichend geachtet ward und aus dem ein Fürst von Antiochia, Herzoge von Bretagne zc. hervorgingen.

gelockert und durch den Lustköder des Hofes in Verfall gekommen; dennoch hauste eine Menge wackerer Edelleute seit dem Anfange der Parteiung gern wieder auf der väterlichen Burg; die Gesellung der Lehnsmannen zu Abenteuer, Ritt und That ward wieder häufig und freudig; der Hof aber blieb dennoch glanzvoll durch dichtes Gedränge lust- und gunstbegehrlicher Edelleute.

Heinrichs II Regierung verging, ohne daß die Parteiung sich schroff ausbildete, oder der Same der Zwietracht zu offenem Hader aufkeimte. Heinrich fand seinen Tod bei einem Lustrennen, das die Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp von Spanien verherrlichen sollte. Graf Montgomery, Hauptmann der schottischen Leibwache und einer der Lanzenbrecher des Turniers, wurde vom Könige selbst zu einem Rennen mit ihm aufgefordert. Ihm und der Königin ahnete Unheil; er zögerte, sie mahnte ab; doch umsonst; Heinrich bestand darauf, sich mit ihm zu versuchen. Beider Lanzen zersplitterten beim Stoß; Montgomery vermogte nun aber nicht, sein wild sprengendes Streitroß zu bändigen und der Schaft seiner Lanze drang dem Könige durchs Auge ins Gehirn. Heinrich starb an der tödlichen Verletzung 10. Jul. 1559. Nach seinem Tode trat Katharina von Medici näher ans Ruder der Staatsverwaltung.

Katharina von Medici.

Als vierzehnjährige Jungfrau war Katharina nach Frankreich gekommen; von dem sittlichen Adel, welcher die Mediceer Johann, Cosimo (Kosmus) und Lorenzo zum Vorwalten in Florenz berufen hatte, brachte Katharina nichts zu persönlicher Ausstattung mit sich; dagegen den üppigsten Keim zu allen den bösen Künsten italienischer Ränkesucht, die man damals Politik nannte, und dieser wucherte am Hofe von Frankreich, gepflegt durch die dort herrschende Sittenlosigkeit und die Fülle von Gelegenheiten, Arg-

List und Trug in Abenteuern der Buhlschaften zu üben. Nun aber trat Katharina, ohne den bisherigen Tummelplatz ihrer Kunstübungen, nehmlich in Lockung und Verstrickung der Herren und Damen des Hofes zum Verkehr der Wollust, aufzugeben, ans Getriebe des Staatswesens und dreißig Jahre hindurch war sie bemüht, Unkraut auszusäen. Vor allen Leidenschaften, die in ihr rege waren, trat nun in den Vorgrund die Herrschsucht; Schwester derselben aber war die Ränkesucht. Es giebt Menschen, denen es unmöglich ist, etwas einfach und offen zu sagen, die kein unumwundenes Ja oder Nein auszusprechen vermögen: so ist der Ränkemacher nie auf dem graden Wege der Handlung zu finden, er muß, auch wo das Ziel nahe vorliegt, Umwege machen und Geheimspiel treiben; Offenheit scheint ihm Verrath. Dadurch nun hat Katharina Knoten geschürzt, welche vollständig zu lösen der Geschichtsforschung schwerlich jemals gelingt. Immer im Versteck und auf der Lauer, nimmer trauend und stets zu betrügen bedacht, erscheint sie durchaus als unter Maske, mag sie großes oder geringes Spiel betreiben; daher aber begegnet es dem denkenden Menschen wohl, in der Enthüllung dieses Maskenspiels zu viel errathen zu wollen; sie gab Räthsel, auch wo sie ohne diese hätte zum Ziele gelangen können, ja selbst, wo sie gar kein Ziel ins Auge gefaßt hatte; immerwährend falschen Schein vorzuschieben und die Farbe zu wechseln war ihr geistiges Bedürfniß. Hauptaugenmerk bei ihrem Treiben ist: sie wollte etwas Anderes, als dessen Schein sie trug; nicht immer aber hatte sie tief und ernstlich durchdachte Entwürfe; selten dauerte eine bestimmte Richtung bei ihr lange. Das Großartige in der Auffassung von Entwürfen mangelte ihr gänzlich, so wie das Selbstgefühl sittlicher Kraft; es galt ihr zunächst nur Berechnung des Scheins. Wenn wir nun in ihr eine unübertroffene Vertreterin des Trugs und der Heuchelei zu erkennen haben und gar oft vergeblich uns abmühen in der Durchforschung ihres Sinnes, wenn dieser bei weitem schwerer zu entziffern ist, als die Tiefe Karls, die Verschlossenheit Philipps und die Gleißnerei Elisabeths, und wir in dem, was sie veranstaltete und betrieb, gar oft den ordnenden und durchdringen-

den Geist aufzufinden nicht vermögen, so dringt dabei sich besonders die Bemerkung auf, daß ihre Hauptkunst nicht sowohl darin bestand, selbst zu handeln, als Andere zu lähmen, Parteiung aufzuregen und zu unterhalten, die Einen mit den Andern im Gleichgewichte zu halten und durch einander zu bedingen, damit sie als dritte und höhere Macht über Beide gebiete.

Dazu nun ward vor Allem als Triebfeder die Wollustködrung ins Spiel gebracht. Der französische Hof, unter den Valois und Bourbons niemals der Sittsamkeit theilhaft, ward durch sie zu einem Lustgarten voll Nymphen und Sirenen; hundertundfunfzig der schönsten Mädchen und Frauen des In- und Auslandes waren in ihrem Dienste und der Köder für Herren und Ritter zur Anschließung an Katharina, die Königin der Lüste. Wie weit die Schamlosigkeit an jenem Hofe gegangen sey, läßt sich am besten aus der Unbefangenheit der Zeitgenossen, die davon erzählt haben, erkennen; es ist keine Spur von Züchtigkeit übrig, und man wird versucht, anzunehmen, daß auch jegliche Erinnerung an eine Zeit der Unschuld des Lebensalters entwichen war *).

Wie bei Nero die Lustgier zur Schwesterleidenschaft die Blutgier hatte, so auch bei Katharina. Hinrichtungen blieben eine Augenweide für den Hof. Der Unterschied von Büßung eines Verbrechens mit dem Leben in Folge eines gerichtlichen Erkenntnisses, und von Wegschaffung eines Feindes durch Ermordung, galt in Katharinens Ansicht eben so wenig, als im französischen Rechte jener Zeit rechtliches Verfahren und tückische Chicane geschieden und es überaus leicht war, durch die letztere Jemand zu Grunde zu richten. Die Mordgier aber ward genährt und gesteigert durch den Fanatismus für die päpstliche Kirche; indessen war er in Katharinens Seele der Herrschsucht untergeordnet; sie hätte, wenn es die Umstände zur Ausführung darauf gerichteter

---

*) Es mag nur der Denkwürdigkeiten Brantome's gedacht werden.

Entwürfe erforderten, auch für Katholiken eine Bartholomäusnacht angestiftet. Aber geistige Freiheit und Klarheit in Betreff religiöser Gegenstände war nicht in ihr; sie war in den dumpfsten Aberglauben versunken; Stern- und Zeichendeuter, Verfertiger von Liebestränken und Wunderarzneien waren bei ihr wohlgelitten; ein Wams, angeblich mit mystischer Zauberkraft versehen, sollte ihr als Talisman dienen; die ihr von einer Abenteurerin gegebene Weissagung, sie werde alle ihre Söhne gekrönt sehen, ward mehr als Ein Mal Triebfeder zu politischer Thätigkeit um Erlangung auswärtiger Throne, damit sich jene Weissagung nicht durch frühzeitiges Hinsterben der Söhne und daraus hervorgehende Reihenfolge derselben in Besteigung des französischen Throns erfülle. Doch hatte weder die Weissagung, noch Katharinens daraus hervorgegangene Betriebsamkeit, vollständigen Erfolg.

Von Heinrich II und Katharina stammten vier Söhne: Franz, Karl, Heinrich, die nacheinander Könige wurden, und Franz, Herzog von Alençon. An der Unterweisung derselben nahm die Mutter Antheil — nach ihrem Sinne; sie führte sie an zu Befriedigung des Gelüstes und zur Augen- und Herzensweide an Blut und Tod. Karls Lieblingsneigung war, Thiere zu martern; Katharina sorgte, daß sie genährt würde; zu Hinrichtungen wurden die königlichen Kinder jedes Mal, wie zu genußreichem Schauspiele geführt: die Kunst, Ränke zu spinnen und Trug zu weben, behielt aber Katharina für sich allein, denn auch gegen die Söhne sollte diese gebraucht und diese der Waffe der Mutter nicht mächtig werden. Franz II war bei dem Tode des Vaters funfzehn Jahre alt, nach französischem Staatsrechte mündig und befugt, selbst zu regieren; aber er wurde nicht frei vom Gängelbande seiner Mutter; sein Bruder und Nachfolger Karl IX mag eine kurze Zeit hindurch den Gedanken genährt haben, er müsse die unwürdigen Banden, in denen ihn die Mutter hielt, zerreißen; aber der Entschluß kam nicht zur Reife, und statt sich zu lösen, ließ der Unglückliche sich zu unerhörten Verbrechen verstricken; der dritte, Heinrich III, der

Mutter Lieblingssohn, lockerte das Band der Abhängigkeit, aber nur, um sich in dem noch schmachvollern Netze unnatürlicher Gelüste zu verflechten, und auch unter ihm war die Mutter nie ganz ohne Einfluß auf das Geschick des Staates und niemals zu dessen Wohlfahrt thätig.

Franz II. Kirchlich-politische Parteiung. Calvin. Servet.

Franz II war vermählt mit Maria Stuart; die Guisen waren Oheime der Königin; diese beherrschten Auge und Sinn des Königs; der Rath der Oheime war allgültig bei der Königin; daher bekamen die Guisen überwiegenden Einfluß auf die Staatsverwaltung, doch ohne Katharinen verdrängen zu können. Diese hingegen, die Ueberlegenheit des hochragenden und anspruchsvollen Geschlechts richtig schätzend, schloß sich den Guisen an, um nicht entschieden eine untergeordnete Rolle spielen zu müssen, oder ganz von der Bühne verdrängt zu werden. Der Connétable Montmorency, Gegenstand der Eifersucht und des Hasses der Guisen, und Katharinen widerwärtig durch die Rauhheit seines Umgangstons, ward veranlaßt, sich vom Hofe zurückzuziehen. Franz von Guise bekam den Oberbefehl über das Heer; sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, riß den größten Theil der übrigen Staatsverwaltung an sich. Darob grollten die Bourbons, Anton von Navarra und Ludwig Condé. Die Guisen aber gesellten Uebermuth zur Anmaßung; Franz von Guise erlaubte sichs einst, mit bedecktem Haupte *sitzen* zu bleiben, als König Anton von Navarra, den Hut in der Hand, *stehend* zu ihm sprach; der Cardinal von Lothringen wagte es, als unbezahlte Officiere und Beamten den Hof mit ihrem Noth- und Hülfsgeschrei belästigten, einen Galgen aufrichten zu lassen mit der Drohung, daß der nächste Bittsteller daran werde aufgeknüpft werden. Der französische Adel theilte sich nun mit bestimmtern Marken in die

Partei der Guisen und des Hofes, und in die der Misvergnügten, denen der Haß gegen die anmaßenden Lothringer Stimmung und Losung war, an ihrer Spitze die Bourbons. Bei den Guisen stand als vielwirkende Helferin Katharina; den Bourbons dagegen gelang es nicht, den gewaltigsten Gegner der Guisen, Montmorency, für sich zu gewinnen.

Nun aber ward die Parteistellung neu bedingt und schroffer gestaltet durch Zumischung kirchlicher Spaltung. Die Zahl der Anhänger der evangelischen Lehre hatte allen Verfolgungen zum Trotze sich ansehnlich vermehrt; auch Frankreich hatte seinen Verkündiger derselben bekommen und nun erst, als in ihrer Sprache Einer aus ihrer Mitte zu ihnen redete, wurden die Franzosen in höherem Maaße aufgeregt, als früher durch Wort und Werk der deutschen Reformatoren.

Johann Calvin (Chauvin), geboren 10. July 1509 zu Noyon in der Picardie, ward, wie vor ihm Luther, von seinem Vater zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, aber von überwiegender Neigung zu Religionsforschungen hingezogen. Bei seinem Aufenthalte in Paris, — es war dieselbe Zeit, als dort Ignatius von Loyola an Zusammenbringung einer Genossenschaft arbeitete, — lernte er die neue Lehre kennen und gewann sie lieb. Schon damals waren seine hohen Fähigkeiten hervorstechend; darum ward er als Gesandter zu Königs Franz I Schwester, Margaretha, Königin von Navarra und Mutter der oben genannten Johanna, geschickt, von der, als erklärter Anhängerin des evangelischen Glaubens, dessen Bekenner in Frankreich Verwendung für sich bei Franz zu erlangen suchten. Aber die Verfolgung dauerte fort und Calvin, seines Lebens nicht mehr sicher, nahm 1534 seinen Aufenthalt in Basel. Hier gab er 1535 sein berühmtes Glaubenswerk — institutio religionis Christianae — heraus, das bis zum Jahre 1559 mehrmals, und jedes Mal verändert und verbessert, wiedergedruckt wurde, das Grundwerk des Glaubenssystems der reformirten Kirche. Sein Ruf erscholl weit und

breit; seine Thätigkeit aber suchte denselben immer noch zu überbieten. Er begab sich nach Ferrara, wo die Herzogin Renée, Tochter Ludwigs XII von Frankreich, der evangelischen Lehre geneigt war, und trug bei zur Befestigung derselben in ihren Gesinnungen. Daselbst befand sich um jene Zeit auch der französische Dichter Clement Marot, wie Calvin flüchtig aus Frankreich wegen seines Bekenntnisses der evangelischen Lehre und in der Geschichte der Bildung der französisch-reformirten Kirche beachtungswerth wegen der von ihm begonnenen Uebersetzung der Psalmen, die nachher von Theodor Beza vollendet, durch alle Landschaften französischer Zunge verbreitet und mit glühendem Eifer als kirchliches Gesangbuch, ja selbst vor dem Angriffe auf den Feind, gebraucht wurde. Auf der Heimkehr aus Italien kam Calvin durch Genf, und traf hier zusammen mit Farel und Viret, welche seit 1524 in Basel, Lausanne ꝛc. und zuletzt in Genf Verbesserung des Kirchenwesens eifrigst betrieben hatten und ihn, als er weiterreisen wollte, bei der Pflicht gegen das Evangelium beschworen, sich ihnen anzuschließen. So trat er denn im Jahre 1536 als Lehrer und Prediger in Genf auf. Jedoch theils die Feindseligkeiten der von Weltlust übermäßig befangenen, für strenge Sittenlehre nicht empfänglichen und um Reinheit des Glaubens wenig bekümmerten sogenannten Libertiner, theils die unaufhörlichen Reibungen zwischen den Parteien des so eben erst von der Herrschaft des Bischofs gelösten jungen Freistaats nöthigten Calvin 1538 Genf zu verlassen; er begab sich nun nach Straßburg. Indessen schon im Jahre 1541 wurde er zurückgerufen und mit diesem Jahre beginnt sein Herrscherwalten in Genf.

Calvin war schroff und herrisch wie Luther; was ihm von dessen Derbheit abgehen mogte, hatte er dafür in größerem Maaße der Schärfe voraus, und eigenthümlich ausgezeichnet ist er vor diesem durch seine vielthätige gebieterische Einmischung in das Staatswesen. Genf wurde nach wenigen Jahren gleichwie Calvins Staat; der Libertiner, welche ihm viel zu schaffen machten, wurde er mächtig; die seine Gegner blieben und dem neuen Staate kirchlichen

Gepräges sich nicht einfügen wollten, mußten nach und nach die Stadt verlassen. Das von Calvin eingerichtete geistliche Gericht, Presbyterium, wurde die mächtigste Behörde in dem genfer Freistaate; kirchliche Gebote durchdrangen das gesamte bürgerliche Leben; es nahm eine strenge, unduldsame Weise an; Geistliche gingen in die Häuser, das Glaubensbekenntniß zu prüfen; Lustbarkeiten, Tanz und Schauspiel wurden untersagt; das Presbyterium hielt streng auf die angeordnete Kirchenzucht, und Calvin führte die Strafe des Kirchenbannes, wie er in den ältesten christlichen Gemeinden stattgefunden hatte, wieder ein.

Ein Brandmal in Calvins Geschichte ist das Verfahren desselben gegen den unglücklichen Servet. Dieser, geb. 1509 in Aragonien, war früh mit der evangelischen Lehre bekannt und wohl dadurch veranlaßt worden, sein Vaterland zu verlassen und sich nach Frankreich zu begeben. Seine Wißbegierde war schwer zu sättigen; er versuchte sich in mehrerlei Gebieten der Wissenschaft und bekundete reichliche Fülle der Kenntnisse durch gediegene Schriften. Aber im Gebiete des Kirchenglaubens führte ihn sein Geist über die Schranken der Grundfeste hinaus zu anstößigem Zweifel über einige der wichtigsten Lehrsätze der Kirche; er ward verrufen und geächtet bei Evangelischen, wie bei Katholiken. Auch unter falschem Namen hielt er sich nicht mehr für sicher in Frankreich, wo er zum Feuertode verdammt war; er wollte gen Neapel und hier als ausübender Arzt sich Lebensunterhalt schaffen. Die Reise führte ihn durch Genf 1553; nach mehrwöchentlichem Versteck daselbst und im Begriff, seine Reise fortzusetzen, ward er auf Betrieb Calvins, der von seiner Anwesenheit Kunde hatte, angehalten, in den Kerker geschleppt und einer peinlichen Untersuchung unterworfen. Schmachvolle Verletzung des Gastrechts! Der genfer Rath, ganz abhängig von dem unduldsamen Calvin und dem eben so glaubenseifrigen Farel, in denen der Geist der Inquisition aufgestiegen war, verurtheilte Servet, als Läugner der Gottheit Christi, Verächter der Kindertaufe ꝛc., zum Feuertode, und 27. Oktober 1553 wurde er bei langsamem Feuer verbrannt. Wohl hat-

ten die Katholiken Recht, den Evangelischen deshalb vorzurücken, daß auch sie um des Glaubens willen Scheiterhaufen aufzurichten kein Bedenken trügen, und um so mehr Recht hatten sie dazu, da selbst Melanchthon, der milde, menschenfreundliche Mann, Servets Hinrichtung billigte. Dies ist nicht das einzige Feuerzeichen in den Jahrbüchern der evangelischen Kirche, aber kein anderes von größerem Aergerniß und so unauslöschlichem Vorwurf.

Von Genf aus, wo im Jahre 1559 eine Universität gegründet und für diese, als herrlichste Zierde, Theodor Beza gewonnen wurde, betrieb Calvin die Verbreitung und Befestigung der evangelischen Lehre in seinem Vaterlande, und auf die, unter Verfolgung, Marter und Tod fröhlich anwachsende, Zahl der Bekenner derselben verpflanzte mit der Erkenntniß des Evangeliums sich auch calvinistische Strenge und Schärfe; auch ihre Kirchenzucht verschmähte nicht harte Züchtigung, und die Begeisterung fürs Evangelium war nicht frei von Härte, Lieblosigkeit und Unduldsamkeit. Wohl aber standen sie bald, als die Männer geläuterter Sitte und Zucht den Parteigängern der Unzucht, die unter Katharinens Banner einherzogen, entgegen.

Die Verfolgungen gegen sie, die man noch immer mit dem Namen Lutheraner bezeichnete, dauerten auch unter Franz II fort; standen ja doch die Guisen und Katharina an der Spitze der Staatsverwaltung. Der Cardinal von Lothringen hatte schon 1557 die Einführung förmlicher Inquisition, gleich der spanischen, betrieben. Die Strafbefehle wurden geschärft; in französischer Sprache zu beten oder Psalmen zu singen, wurde zum Verbrechen; das Haus, lautete eine Verordnung, in dem Lutheraner sich zu gemeinschaftlichem Gottesdienst versammelt hätten, sollte der Erde gleichgemacht werden; zu Untersuchungen gegen die Ketzer wurde ein Gericht eingesetzt, genannt Chambres ardentes, mit Anspielung auf den Scheiterhaufen, der die Ketzer erwartete. Der französische Pöbel theilte den Eifer der Behörden gegen die Evangelischen; es kam in Paris und andern Orten vor, daß an Stra-

ßenecken Marien= oder Heiligenbilder aufgestellt und die Vorbeigehenden angehalten wurden, vor ihnen ihre Andacht zu verrichten; wer sich dessen weigerte, wurde gemishandelt und ins Gefängniß geschleppt.

Als nun so durch Anmaßung der Guisen und durch blutdurstigen Glaubenseifer der Geist des Unmuths und der Widersetzlichkeit reichlich ausgesäet, befruchtet und gekräftigt war, geschah es, daß in einer Versammlung der Hauptfeinde des guiseschen Hauses der Admiral Coligny mit seinen Brüdern, dem kriegerischen Andelot und dem lebhaften Cardinal von Chatillon, der, obgleich Cardinal, aufs entschiedenste der evangelischen Lehre anhing, auf die große Zahl der Bekenner derselben in Frankreich, deren Gemeinden besonders seit dem Jahre 1555, wo die Verfolgungen heftiger geworden waren, sich vermehrt, an dem Hofe von Navarra bei der Königin Johanna eine Freistätte gefunden und mit den Schweizern Verbindungen angeknüpft hatten, hinwies, und sie als einen Stützpunkt zum Anstreben gegen die Guisen bezeichnete. Seitdem mischten das politische und das kirchliche Element sich zusammen zum scharf ausgeprägten Gegensatze gegen den von den Guisen abhängigen Hof.

Ludwig Condé. Die Verschwörung von Amboise.

Anton von Navarra, der evangelischen Lehre zwar nicht abhold und von der an Kraft des Geistes und Willens ihm überlegenen Gemahlin bestimmt, war doch zu schlaff, unschlüssig und wankelmüthig, um der Führung der Partei gegen die Guisen vorstehen zu können; auch hatte ein auf Katharinens Veranstaltung an ihn geschriebener Drohbrief Philipps von Spanien ihn eingeschüchtert; Haupt der Partei war sein Bruder Ludwig Condé und er ward, wenn gleich er noch nicht öffentlich zum Kampfe hervortrat, von Freund und Feind dafür angesehen. Er war die Seele des

ersten Unternehmens seiner Partei, die an fünfhundert Edelleute aus allen Landschaften Frankreichs zählte, gegen die Guisen, Verschwörung von Amboise genannt.

Der Hof befand sich in Blois; die Feinde der Guisen faßten den Anschlag, den König nebst Gemahlin, Mutter und Brüdern aufzuheben, die Guisen aus dem Reiche zu entfernen, Katharinen außer Thätigkeit zu setzen, statt ihrer und der Guisen sich der Regierung über den schwachen König zu bemächtigen und Freiheit der Religionsübung für die Evangelischen einzuführen. Die Ausübung zu leiten übernahm La Renaudie, ein Mann, bereit zur verwegensten That. Am siebzehnten März 1560 sollten die Verschwornen aus verschiedenen Gegenden in der Nähe von Amboise, wohin der Hof sich kurz zuvor begeben hatte, zusammentreffen. Dies geschah mit dem pünktlichsten Eifer: aber das Vorhaben war verrathen. Franz von Guise hatte sich zum Oberstatthalter oder Stellvertreter des Königs (lieutenant-général du royaume) ernennen lassen, Bewaffnete gesammelt und diese zur Auffangung oder Tödtung der einzeln oder in geringen Trupps heranziehenden Verschwornen ausgestellt. La Renaudie und mehre andere leisteten die tapferste Gegenwehr, wurden aber von der unerwartet angreifenden, überlegenen Zahl der Guiseschen überwältigt und niedergemacht; eine bei weitem größere Anzahl der plötzlich Angefallenen fiel, ohne Gegenwehr leisten zu können, in die Hände der Feinde; diese wurden auf Befehl Franzens von Guise an den Zinnen des Schlosses aufgeknüpft; mehre Tage hindurch dauerten die Hinrichtungen fort, an zwölfhundert Menschen soll der unerbittliche Franz von Guise seiner Rachlust zum Opfer gebracht haben.

Der Beschuldigung der Mitwissenschaft um den Anschlag konnte Ludwig Condé nicht entgehen; aber als er erklärt hatte, er sey bereit zum Zweikampfe gegen Jeglichen, der es wage, Verlaumdung über ihn zu bringen, und Franz von Guise, in ritterlicher Kampffertigkeit ihm nicht nachstehend und für dergleichen Erklärungen nie unempfänglich, mindestens des Scheins begehrlich,

dies mit edelklingendem Worte, er selbst wolle des Prinzen Kampfhelfer seyn, erwiedert hatte, schien die Sache beigelegt zu seyn, und die bald darauf erfolgte Ernennung des wackern L'Hopital zum Kanzler schien eine rechtliche, gemäßigte und duldsame Regierungsweise zu verheißen. Aber die Guisen rasteten nicht, an Verderbung der Bourbons zu arbeiten und Tücke gegen sie zu bereiten. Es wurde eine Versammlung der Reichsstände (états généraux) nach Orleans ausgeschrieben, woran auch Anton von Bourbon und Ludwig Condé als Prinzen von Geblüt Theil zu nehmen hatten. Sie kamen, ohne Arges zu ahnen; Condé aber wurde sogleich ins Gefängniß geworfen und Anton unter genaue Aufsicht gestellt. Gegen Condé wurde nun ein förmlicher Hochverrathsproceß eingeleitet. Hierbei war außer Franz von Guise und dessen Bruder, dem Cardinal von Lothringen, gegen die Bourbons thätig der Marschall S. André, vor den Guisen bemerkbar durch seine Gier, von Einziehung der Güter ketzerischer Familien zu ernten. Franz von Guise betrieb den Proceß gegen Ludwig Condé; sein Bruder und Marschall S. André unternahmen, den König Anton durch Ermordung aus dem Wege zu schaffen; beide Brüder Bourbon sollten fallen, damit die Guisen unbeschränkte Herrschaft gewönnen. Franz II ging ein auf ihre Vorstellung von der Nothwendigkeit dieses Mordes; Anton sollte in das Zimmer des Königs gerufen und auf ein Zeichen des Königs überfallen und gemordet werden; doch, Dank dem göttlichen Funken, der sich als Gewissen in die menschliche Seele gepflanzt hat, Franz zagte in dem entscheidenden Augenblicke, wo er das Zeichen geben sollte, und Anton entging der ihm drohenden Gefahr. Die Guisen nannten des Königs Beklemmung Feigherzigkeit!

Franz siechte dem Grabe entgegen; Unreinheit des mütterlichen Bluts mag der aufmerksame Beobachter wohl nicht ohne Grund in der körperlichen Gebrechlichkeit ihrer vier Söhne wahrzunehmen versucht werden; Franz litt an Ohrgeschwüren, die ihm auch das Gehirn angriffen; die Katholiken aber haben eine Sage

verbreitet, daß ein schottischer Kammerdiener des Königs, insgeheim Anhänger der evangelischen Lehre, dessen Nachthaubean der Stelle vergiftet habe, die das Geschwür deckte! Je mehr der König hinwelkte, um so eifriger betrieben die Guisen Condé's Proceß, um ihn noch vor Absterben Königs Franz, den sie ganz in ihrer Gewalt hatten, zum Tode zu schicken; das Todesurtheil lag fertig zur Unterschrift des Königs: da aber stieg Katharinen die Sorge zu Haüpten, daß ohne Gegenpartei die Guisen zu mächtig seyn und sich ihrer Genossenschaft entledigen würden; sie hatte bisher schon ihre Abhängigkeit von denselben lebhaft genug empfunden, und wiederum war es ihr nicht entgangen, daß jene sie keineswegs für unentbehrlich hielten; darum berief sie den edeln Kanzler L'Hopital zur Berathung, und dieser, stets bemüht, wo und wie er konnte, das Recht zu stützen, befestigte durch seine männlich-freimüthige Erklärung Katharinen in dem Entschluß, zu ihrem besondern Vortheil, die Bourbons vom Verderben zu retten.

Katharinens Regentschaft und das Triumvirat. Religionsgespräch zu Poissy. Hugenotten.

König Franz II starb 5. December 1560, ohne Condé's Todesurtheil unterzeichnet zu haben. Sein Bruder und Nachfolger, Karl IX, zählte nicht über elf Jahre; seine Mutter Katharina wurde zwar auch dies Mal nicht dem Namen nach *) Regentin, glaubte aber nun ganz auf dem Standpunkte längsterstrebter Wirksamkeit zu seyn. Um aber den Guisen besser die Spitze bieten zu können, betrieb sie die Entfernung ihrer Nichte, der durch ihre unvergleichlichen Reize mächtigen Maria Stuart, aus

*) Von dem Irrthum de Thou's, Mezeray's 2c. v. Hénault abrégé G. l'an 1560.

Frankreich, berief Anton Bourbon, König von Navarra, zum Ober-Statthalter des Reichs, und bewies sich auch gegen den alten Montmorency schmeichelnd gütig. Jedoch Maria Stuart verließ Frankreich erst in der Mitte des Jahres 1561, Anton war ein schwacher Rohrstab und Montmorency's Sinn nahm eine andere Richtung; er, Franz Guise und der Marschall S. André näherten sich einander. Katharina nahm den Schein an, als sey ihr das lieb, aber zu viel wurde es ihr, als jene drei sich zu einem förmlichen Bunde vereinigten, am ersten Ostertage des Jahres 1561 mit einander das Abendmahl genossen und dabei den gegenseitigen Schwur leisteten, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion und der bisherigen Verfassung, also der Parteiherrschaft der Guisen, verbunden seyn zu wollen. Der Bund dieser drei Männer wurde ruchbar und das Triumvirat genannt. Katharina, eines Gegengewichtes gegen dieses Triumvirat bedürftig, neigte sich der Partei der Bourbons zu und ließ ein milderes Verfahren gegen die Evangelischen eintreten, ja bot sogar die Hand zu einem Versuche, die kirchliche Spaltung auszugleichen. Dies sollte durch ein Religionsgespräch geschehen. Wohl mag dessen Anordnung nur wie Bereitung eines Gaukelspiels angesehen werden, durch welches Katharina die Neigung beider Parteien zu gewinnen gedachte.

Das Religionsgespräch zu Poissy begann 3. September 1561. Es ist das Abbild der regensburger Disputation des Jahres 1541 *). Dort erschien als Verfechter des evangelisch-reformirten Glaubensbekenntnisses Theodor Beza, Calvins Freund und Amtsgenosse und mächtiger Hort seiner Kirche. Er war geboren 1519 zu Vezelay in Bourgogne; auch er hatte vor den theologischen Studien sich der Rechtswissenschaft gewidmet **);

*) S. oben S. 84.

**) Merkwürdig ist, daß auch Italien in seiner Literaturgeschichte mehre Beispiele solcher Abtrünnigkeit von der Rechtswissenschaft bietet; doch dort wurden die Abtrünnigen — Dichter; so Petrarca, Ariosto, Tasso, Marino.

vertraut mit den Schriftstellern des klassischen Alterthums, grundgelehrt und von echtem Eifer für Religion, vertrat er seinen Beruf, als Prediger (1547 – 58 in Lausanne) und Professor in Genf (seit 1558) auch durch unwiderstehliche Beredsamkeit und Vertrautheit mit den Verhältnissen des täglichen Lebens. Durch Feinheit des Witzes und Gewandtheit des Umganges aber war er auch zur Bewegung in höhern Kreisen besonders geschickt. Mit ihm erschienen zu Poissy elf Geistliche der reformirten Kirche; von Seiten der katholischen Kirche erschienen sechs Cardinäle, sechsunddreißig Erzbischöfe, der General der Jesuiten, Lainez, und der gesamte Hof, auch Anton und Johanna von Navarra waren zugegen. Mit den gewohnten Waffen spitzfindiger Disputirkunst, aber auch mit demselben schroffen und zwingherrlichen Hochmuth, welchen einst Cajetan gegen Luther zu Tage gelegt hatte, kämpften gegen Beza vorzüglich der Cardinal von Lothringen und Lainez; der Letztere nannte die reformirten Geistlichen Affen, Füchse und Irrglaubige. Wie noch kein Religionsgespräch, so hatte auch dieses nicht Einung der Streitenden zur Folge; die Spaltung wurde vielmehr erweitert; und erhitzter, als zuvor, traten von nun an die kirchlich-politischen Widersacher einander entgegen. Das mogte Katharina vorausgesehen haben.

Die Anhänger der evangelisch-reformirten Lehre hießen von nun an nicht mehr Lutheraner, sondern Calvinisten; üblicher aber zur Bezeichnung der französischen Calvinisten ward der um dieselbe Zeit aufgekommene Spottname Hugenotten (Huguenots), über dessen Ableitung, ob von den gespenstergleichen Zusammenkünften der Evangelischen in Tours, wo man an gespenstische Erscheinungen Königs Hugo Capet glaubte, oder von einer Verstümmelung des Wortes Idgenoten, Eidgenossen, weil bei diesen der Hauptsitz der neuen Lehre war, oder einer Münze rc. die Meinungen verschieden sind. Von Lainez Anwesenheit in Frankreich blieben leider nur zu bemerkbare Spuren zurück; bald nachher, im Jahre 1565, wurde es den Jesuiten erlaubt, Collegien zu errichten; ein solches ward mit Beiwirkung des Cardinals

von Lothringen zu Rheims erbaut, aus dem eine Pflegestätte der Mordschwärmerei englischer Zöglinge, Babingtons ꝛc., wurde.

Die katholische Kirche aber gewann bald nach dem Religionsgespräche den ältern Bourbon, Anton von Navarra. Philipp II hatte bei der Kunde von dem Religionsgespräch Abscheu empfunden; es war ihm als Herabwürdigung der alleinseligmachenden und mit Feuer und Schwert gerüsteten Kirche erschienen, sich auf solche Verhandlungen mit Ketzern einzulassen; sein Gesandter Manriquez bekam die Weisung, durch List gutzumachen, was die Hugenotten etwa an fester Haltung den Katholiken könnten abgewonnen haben. Anton von Navarra, dessen Besitzthümer dem Königstitel gar wenig entsprachen, wurde angeködert durch Vorspiegelungen von der Geneigtheit Philipps, ihm die Insel Sardinien zu schenken; er kannte dies Inselkönigreich nicht näher, traümte aber von Lusthainen, Pomeranzenblüthen ꝛc. Der Spanier ging noch weiter, und wies auch gen Norden auf die Hand der reizenden Schottenkönigin und den Gewinn eines Throns, wofür Johannen und ihre Ländchen Navarra und Bearn aufzuopfern Anton wohl nicht zu gewissenhaft gewesen seyn mögte; endlich aber ward auch auf Eroberung Englands und Besitznahme dieses mächtigen Throns hingedeutet. Anton, daheim nicht auf üppiges Schwelgen in Reichthum und Festlust angewiesen und von eben so geringer Kraft der Erkenntniß, als großem Vorrathe phantastischer Beweglichkeit, fing Feuer und wurde nun erklärter Parteigänger des Triumvirats, das, wenn auch nicht in der Person, doch im Namen des ersten Prinzen von Geblüt außer den Brüdern des Königs einen nicht unbedeutenden Zuwachs seines Ansehens gewann.

Katharina aber behauptete hinfort den Schein, den Hugenotten wohlzuwollen, ließ zu, daß in ihrem Zimmer religiöse Vorträge im Geiste des Calvinismus gehalten wurden, schrieb zu Gunsten der Hugenotten an den Papst, und heuchelte die zuvorkommendste Vertraulichkeit gegen Condé und Coligny, die Haüpter der Hugenotten.

Beginn der Gewaltthätigkeiten. Blutbad von Vassy.

Die Zahl der Hugenotten mehrte sich täglich; über eine Million Franzosen bekannten sich zur reformirten Kirche, über zwölfhundert ihrer Gemeinden wurden im Lande gezählt; die Reibungen zwischen ihnen und den Katholiken wurden häufiger, aber bei stets wachsendem Muthe der Hugenotten wurden den Katholiken in manchen Orten und Landschaften Anfeindungen, die von ihnen ausgingen, reichlich zurückgegeben. Wo die Katholiken die Stärkern waren, waren die Hugenotten nicht sicher vor Schimpf, Mishandlung und Tod; ihre Bibeln und Gesangbücher wanderten ins Feuer; wo die Hugenotten in Mehrzahl sich befanden, war Bilderstürmerei, Zertrümmerung der Altäre, ja Zerstörung der Kirchen der Katholiken an der Tagsordnung. Auch nachdem dergleichen Vorfälle sich gehäuft hatten, bewies Katharina den Hugenotten scheinbare Gunst. Am Tage vor der dritten Eröffnung des tridentinischen Concils, 17. Januar 1562, ließ sie vom Schloß Saint Germain en Laye aus, wo damals der Hof von Zeit zu Zeit seinen Sitz nahm, ein Ausschreiben ergehen, in welchem den Hugenotten bis zur Ausgleichung des Kirchenzwiespalts auf einem allgemeinen Concil Freiheit, ihren Gottesdienst in den Vorstädten zu halten u. dgl. zugesichert wurde. Dies erregte Besorgniß und Unwillen bei allen den Katholiken, welche eifrige Parteigänger für das Papstthum und die Guisen waren, und daraus ging das erste große Blutbad hervor.

Franz von Guise befand sich seit einiger Zeit in Lothringen; seine Brüder und Genossen sandten ihm Botschaft, eilends nach Frankreich zurückzukehren, und er war rasch auf, dem Rufe Folge zu leisten. Sein Weg führte durch Vassy, einen kleinen Ort in der Champagne; wie gewöhnlich die Großen jener Zeit, zog er in Begleitung mehrer hundert bewaffneter Edelleute und Reisige. In Vassy waren Hugenotten zu Gebet und Gesange in

einer Scheune versammelt; Guise's Dienerschaft drängte sich zu und begann die Andacht zu stören; es kam zu Schimpfreden und Thätlichkeiten; wohl nicht, um dem Handgemenge zu wehren, eilte Franz von Guise herbei; ihn traf ein Stein ins Gesicht, und als nun sein Blut floß, ward dies die Losung zur Niedermetzelung der Hugenotten; gegen zweihundert Menschen wurden schwer verletzt, an sechszig erschlagen; nicht Weib noch Kind wurde verschont. Dies geschah 1. März 1562. Aehnliches, als in Bassy, übten die Katholiken an mehren andern Orten; in Tours wurden der dortigen Hugenotten gegen dreihundert ergriffen, eingesperrt, mehre Tage ohne Nahrung gelassen und darauf, zwei und zwei zusammengebunden, nach einem Schlachthause geschleppt und hier — geschlachtet. In Sens ward mehre Tage hindurch die Sturmglocke zur Ermordung der Hugenotten gelaütet.

In Paris wurde Franz von Guise, als Beschützer des Glaubens, empfangen gleich einem Könige; zweitausend Edelleute zogen mit ihm ein. Anton von Navarra konnte durch keine Vorstellungen seines Bruders, seiner Gemahlin rc. vermogt werden, das Triumvirat, auf dessen oberstem Haupte, Franz von Guise, so schwere Blutschuld lastete, zu verlassen. Die Hugenotten, so sehr auch Coligny, Held in der Schlacht, aber Freund des gemeinsamen Vaterlandes und voll Abscheu gegen Bürgerkrieg, zum Frieden mahnte, griffen in einer großen Anzahl der Städte, wo sie die Mehrzahl bildeten, zu den Waffen, in Rouen, Lyon, Poitiers, Orleans rc. Ludwig Condé erklärte sich nun ohne Rückhalt für ihren Anführer. Unter den Adelsgeschlechtern, welche seinem Banner folgten, waren außer den Coligny ausgezeichnet die Rochefoucauld, Rohan, Genlis, Jarnac u. a.

Bei Katharinen galt es nun Künste und Ränke. Das Triumvirat war ihr aufs äußerste verhaßt. Sie hatte dem Könige Anton von Navarra, angeblich zur Befriedigung des Gelüsts, in der That zur Beobachtung und Auskundschaftung desselben, eins ihrer Hoffraülein zuführen lassen; bald war diese des

schwachköpfigen Mannes mächtig geworden und im Besitz seiner Geheimnisse; sie erfuhr alles, was im Rathe der Dreimänner vorging, unter andern auch, daß der Marschall S. André gesagt hatte, die Königin Katharina müsse man in einen Sack stecken und in die Seine werfen. Dies, wie das übrige, was das Kundschaftsfräulein einsammelte, erfuhr Katharina. Daß sie die Hugenotten nicht fallen lassen durfte, lag klar vor Augen; offen für sie sich zu erklären, getraute sie sich nicht: sie schrieb also an Ludwig Condé, um wenigstens den Schein des bisherigen guten Einverständnisses mit den Hugenotten zu unterhalten; ihre Entwürfe wurden aber bald durchkreuzt durch rücksichtslose Uebung der Gewalt, mit der die Dreimänner verfuhren; diese nehmlich führten wider ihren Willen sie nebst dem Könige und Hofe nach Paris, dem für die Dreimänner und katholischen Fanatiker zur eifrigsten Ergebenheit gestimmten Orte. So konnten die Dreimänner auch den Namen des Königs, der in ihrer Hand war, zu ihren Gewalthandlungen als Autorität hinzufügen und ihre Partei sich als die gesetzlich regierende Staatsmacht darstellen. Ludwig Condé dagegen machte den Brief der Königin Mutter an ihn bekannt, und dies vermehrte Vertrauen und Mannschaft für seine Sache.

Indessen wütheten während der beiderseitigen Rüstungen die Gräuel des kirchlich-politischen Zwiespalts fort. Durch das ganze Land wurden Treue und Glauben, volksthümliche und gesetzliche Bande vergebens gesucht, es war wie Krieg der Vertilgung; Spuren von Edelmuth im Verfahren gegen Widersacher finden sich fast nur da, wo Ritterlichkeit des Adels obwaltete. Am meisten war der gegenseitigen Frevelmüthigkeit ausgesetzt, was dem Einen und dem Andern am meisten heilig war. Die Hugenotten zerstörten in Tours die uralte Kirche des heiligen Martin, verbrannten dessen Leichnam, der als hochheilige Reliquie verehrt wurde, und gossen Kugeln aus dem bleiernen Sarge. In und um Paris war der alte Montmorency thätig, Versammlungsorte der Hugenotten aufzuspüren, und Pulte und Bänke darin zu zerstören;

man nannte ihn deshalb Hauptmann Bankbrenner (capitaine Brulebanc). In einem Orte wurden verwundeten Hugenotten die Blätter zerrissener Bibeln und Psalmbücher in die Wunden gestopft. Im Städtchen Orange übten die Katholiken kannibalische Graüel; einfachen Todes zu sterben, ward für Gnade gerechnet; langsame Hinmordung durch Dolchstiche, die nicht tief eindrangen, oder an dem Feuer der Lagerstätten u. dgl. war das Loos derer, die nicht sogleich niedergemacht wurden. Die Mißhandlungen der Weiber und Jungfrauen den Schriftstellern jener Zeit nachzuerzählen, sträubt sich Sinn und Hand. Religionsbekenntniß war die Losung, aber wer mögte bei solchen Schlächtern und Folterknechten, denen das menschliche Gefühl gänzlich abging, irgend religiöse Wallung suchen! Keineswegs wurden auch die Hugenotten insgesamt vom Eifer für ihren Glauben zu Muth und Gewaltthat geführt, und keineswegs waren alle hugenottischen Parteigänger aufrichtige Anhänger ihres Glaubensbekenntnisses. Wo der Weizen am edelsten, da das dichteste Unkraut; und was vermag nicht Parteigeist und Parteibedürfniß zusammenzumischen! Hier verschwimmen gar oft schwarz und weiß in dem trüben Schein, der jede Gährung begleitet. So hat sich denn auch Graüelthat eines hugenottischen Parteigängers, in dessen Herzen gar keine Religion heimisch war und der nur dem Banner folgte, weil es ihm den Weg zu Gewaltthat zeigte, im Andenken erhalten! Ein Baron, des Adrets, der eine Anzahl gefangener Katholiken nach Erstürmung eines Schlosses in seiner Gewalt hatte, fand seine Kurzweil daran, diese von den Zinnen des Schloßthurms in den Abgrund, wo sie sichern Tod fanden, hinabspringen zu lassen. Am Leben blieb — durch ein Witzwort — nur Einer, der, nach zweimaligem Anlauf und Halt von dem Barbaren gescholten, erwiederte, er wolle ihm zu solchem Sprunge wohl zehnmaligen Anlauf lassen. Der katholische Pöbel aber soll hie und da das Fleisch ermordeter Hugenotten verzehrt haben.

Erster Krieg und nachfolgender Friedensstand. Zusammenkunft zu Bayonne.

Condé's Unterhandlungen mit Katharina dauerten fort; doch schaute Condé auch nach auswärtiger Hülfe für die Hugenotten in dem bevorstehenden Kriege aus, und Elisabeth von England bot die Hand zu einem Bunde, der am 20. September 1562 abgeschlossen wurde; sechstausend Engländer sollten dem gemäß in Frankreich landen und, statt des unter Mariens Regierung verloren gegangenen Calais, als Waffenplätze Rouen, Havre de Grace und Dieppe besetzen. Die Heere beider Parteien standen aber schon im Junius 1562 im Felde gegen einander.

Der erste französische Religions- und Bürgerkrieg begann; der folgenden wird eine lange Reihe gezählt; über dreißig Jahre dauerte der Zustand, wo kein Friedensschluß sicher, jeder neuen Unheils Erzeuger war, auch während der ausbedungenen Waffenruhe Gewalt und Mord, und, als eben der Frieden am sichersten zu seyn schien, die schauderhafteste That des Jahrhunderts, die pariser Bluthochzeit, verübt wurde. Der mörderische Charakter der Kriege aber wurde dadurch gesteigert, daß gleich im Anfange derselben die beiderseitigen Anführer ihren Tod fanden. Die Katholiken waren fast durchweg den Hugenotten an Zahl überlegen; auch zu ihnen stießen mehrmals versuchte Hülfskrieger des Auslandes; in den Schlachten finden wir sie fast jedes Mal als Sieger; aber aus jeder Niederlage erhoben die Hugenotten sich mit höherer und frischerer Kraft; die Schule des Unglücks wurde heilbringend für sie.

Die Dreimänner und Anton von Navarra zogen gen Rouen, den wichtigsten Platz der Normandie; mit ihnen unfreiwillig Katharina und ihr noch minderjähriger Sohn, König Karl IX; Befehlshaber der Festung war der wackere Schotte, Graf Montgomery, durch dessen Hand einst König Heinrich II im Lanzenbrechen seinen Tod gefunden hatte und der jetzt einer der ausgezeich-

netsten Führer der Hugenotten war. Einen Monat hindurch widerstand Montgomery; da gelang den Feinden, 26. Oktober 1562, ein Sturm und über Rouen ergossen sich nun alle Ruchlosigkeiten erbitterter Parteiwuth. Plünderung, Gemetzel und Hinrichtungen folgten der Einnahme; ein würdiger Geistlicher wurde an der Thür der Hauptkirche aufgeknüpft. Dafür wurden von den Hugenotten zwei vornehme katholische Gefangene an den Galgen gehangen und Andelot ließ bei seinem Durchzuge durch Pluviers alle dortigen katholischen Priester aufknüpfen. Anton von Navarra, bei der Belagerung tödlich verwundet, starb 17. November 1562.

Das Waffenglück lächelte den Katholiken auch in der ersten Feldschlacht des Krieges, bei Dreux, an der mittäglichen Grenze der Normandie, 19. December 1562. Im Heere der Katholiken dienten dreitausend Spanier, doch ohne daß Philipp einen Waffenbund mit den Guisen geschlossen gehabt hätte. Mehre der schwärmerischen Parteigänger des Triumvirats hatten ein Gelübde gethan, den Admiral Coligny aufzusuchen und zu tödten; aber nicht ihn traf das Loos des Todes; vielmehr blieb auf dem Platze einer der Dreimänner, der Marschall St. André. In Gefangenschaft der Katholiken gerieth Ludwig Condé; die Hugenotten dagegen bekamen den Connétable Montmorency in ihre Hand. Es ist eine Erquickung für das Gemüth, wenn es bei der Wanderung durch die Wuchersaat des Gräuels auf eine Blüthe menschlichen Adels stößt, und keine Pflicht sollte dem Geschichtsschreiber theurer seyn, als die Aufsuchung und Erwähnung jeglichen Worts und jeglicher That, die auch in dem dichtesten Gedränge des Lasters und der Barbarei von der unter den Menschen nimmer zu vermissenden Tugend Zeugniß geben. Franz von Guise empfing und hielt seinen Gefangenen, Condé, in ritterlichen Ehren; der Sieger und Besiegte speisten zusammen an Einem Tische und ruhten auf Einem Lager, und hier war Franz so voll Vertrauens zu dem Edelmuthe seines gefangenen Feindes, daß er an dessen Seite in tiefen und ruhigen Schlaf versank, während jenem die Sorge um Herstellung der Sache, die einen so harten Schlag erlitten

hatte, den Schlaf von den Augenliedern wegscheuchte. Dafür war indessen Coligny thätig; er suchte die von Elisabeth verheißenen Hülfsvölker an sich zu ziehen, und prägte aus katholischem Kirchensilber Geld zur Werbung deutscher Söldner.

Franz von Guise betrieb im Anfange des Jahres 1563 die Belagerung von Orleans mit großem Eifer, fand aber hier seinen Tod durch Meuchelmord. Ein fanatischer Hugenotte, Poltrot, hatte sich als vermeintlicher Katholik an ihn geschlichen und traf ihn, 18. Februar 1563, mit einem tödlichen Schuß. Franz starb acht Tage darauf unter Äußerungen einer ehrenwerthen Gesinnung. Sein Mörder Poltrot, der nach dem hastigsten Laufe von zehn Stunden in Verwirrung und Gewissensangst sich wieder in der Nähe des Mordplatzes befand, wurde ergriffen und gefoltert. In der Pein nannte er bald Diesen, bald Jenen als Anstifter der That, auch den Admiral Coligny. Als dieses ruchbar wurde, begehrte Coligny sicheres Geleit, um seinem Ankläger entgegenzutreten; darauf ging man nicht ein; auch blieb Poltrot nicht fest bei seiner Aussage, aber dennoch galt es den Parteigängern Franzens von Guise für ausgemacht, daß Coligny schuldig sey, und eifrigst verbreiteten sie Berichte davon. Brüder und Kinder des Abgeschiedenen nährten den glühendsten Haß gegen Coligny, und traten bald nach dem Tode ihres Geschlechtshauptes zur förmlichen Anklage Colignys auf. Daß Katharina sie dabei unterstützte, kann kaum aus einem andern Grunde erklärt werden, als daß sie beabsichtigte, Coligny durch Bedrohung mit solcher Gefahr willig zu einer Verständigung mit ihr zu stimmen. Geneigtheit zum Frieden war auf beiden Seiten zu finden; Condé sehnte sich nach Freiheit, Montmorency wohl nicht minder; Coligny verabscheute den Bürgerkrieg, Katharina war nicht in ihrem rechten Spiel, wenn offen erklärte Fehde, Handhabung der Gewalt und Ungewißheit des Kriegsglückes obwaltete.

So kam es denn, 19. März 1563, zum Frieden (Pacification) von Amboise. Die Hugenotten erlangten darin nicht

so viel, als sie vor dem Kriege, vermöge des Edikts vom 17. Januar 1562, gehabt hatten; und was der Friede gewährte, ward bald aufs empfindlichste und gehässigste verkümmert, da der Cardinal von Lothringen rastlos bemüht war, von den schon an sich nicht zu günstigen Satzungen durch Misdeutung und Zusatzartikel, was er nur vermögte, abzudringen, und die bisherigen Ausbrüche der Frevelmüthigkeit am mindesten von Seiten der Katholiken nachließen. Condé aber ward von Katharinen in die Netze der Hoflust verstrickt und schwelgte, seiner selbst und der von ihm zu vertretenden Sache vergessend und der Vorwürfe der Seinigen nicht achtend, als schon Katharina, seiner zunächst entrathen zu können vermeinend, ihre Berechnungen anderswohin richtete. Auch ihm soll Maria Stuarts Hand von den Guisen als Lockspeise gezeigt, aber von ihm verschmäht worden seyn.

Karl IX mündig. Zusammenkunft zu Bayonne. Zweiter Krieg.

Auf Katharinens Betrieb erklärte König Karl IX am siebzehnten August 1563 sich für mündig und Selbstherrscher. Dies ein Gaukelspiel Katharinens, welche von seiner thatsächlich fortdauernden Unmündigkeit unter dieser Maske größern Vortheil, als bisher, zu ernten gedachte. Feindselig war sie gewißlich Jedem, dessen Persönlichkeit oder äußere Ausrüstung und Stellung eine der Wagschaalen, die sie im Gleichgewicht zu halten suchte, zu sehr zu senken schien; jetzt ward sie sorglich vor den Hugenotten, weil deren Führer Coligny, Andelot, Montgomery und — wenn nur erst aus dem Lustrausche erwacht — Condé denen der Katholiken überlegen zu seyn schienen. Dazu kam aber nun auch der Eifer für den katholischen Glauben, dem Katharina Raum ließ, sobald ihre besondere eigensüchtigen Berechnungen dazu stimmten.

Am Ende des Jahres 1563 war die tridentinische Kirchenversammlung beendet und durch die Verfluchung der Ketzer jeglicher Sühne mit den Bekennern des gereinigten Glaubens Hohn gesprochen worden. Der Cardinal von Lothringen verbarg nach seiner Heimkehr nicht seinen Eifer, das von ihm ausgesprochene Wort zu bethätigen. Philipp II von Spanien trat auf als Vorfechter der tridentinischen Beschlüsse; sein Entschluß, die evangelische Kirche mit Gewalt zu unterdrücken, hatte sich schon deutlich genug in den Niederlanden angekündigt. Dies theilte sich dem Sinne Katharinens mit. Philipp mußte ihr ja unter manchen Umständen als Bündner gegen heimische Parteien werth seyn. Durch ihre Tochter Elisabeth wurde gutes Einverständniß mit Philipp unterhalten. Zunächst aber war Katharina bemüht, das Ansehen des Königs und der katholischen Kirche in Frankreich selbst durch den unmittelbaren Einfluß seiner und ihrer Persönlichkeit möglichst aufzurichten. Dies sollte vermittelst einer Reise durch das Königreich geschehen. Diese dauerte beinahe zwei Jahre. Wohin der König mit seiner Mutter kam, ward die Uebung evangelischen Gottesdienstes untersagt, wiederum, wo die Hugenotten katholische Kirchen und Klöster wüste gelegt hatten, des jungen Königs Blick und Sinn auf dergleichen Denkmäler hugenottischer Feindseligkeit gegen die Staatskirche geflissentlich hingerichtet und der Haß gegen die Zerstörer in ihm genährt. Katharina schürte das Feuer, denn das zunehmende Einverständniß zwischen ihr und Philipp gab ihr Hoffnung, der Hugenotten gänzlich mächtig zu werden, und dann war ja Herrschaft über das gesamte Frankreich in des Sohnes Namen ihr Lohn! Jedoch als in Spanien ein Complot geschmiedet war, Antons von Bourbon Wittwe, die Königin Johanna von Navarra, mit ihren zwei Kindern nach Spanien zu entführen und in die Kerker der Inquisition zu bringen, und Elisabeth von Spanien, damit nicht einverstanden, ihrer Mutter Nachricht davon gegeben hatte, gab diese der Königin von Navarra einen Wink, auf ihrer Hut zu seyn. Diese Frevelthat mogte ihr unnöthig und unnütz, ja selbst schädlich scheinen *); sie

*) Wem fällt nicht ein, was gesprochen wurde, als im Jahre 1808

hätte ja unfehlbar die Hugenotten sogleich wieder zu offener Fehde veranlaßt; Katharina wollte aber deren Häupter im Stande der Wehrlosigkeit meuchlings verderben. Dazu nun war ihr der Vorschlag zu einer Verabredung mit Philipps Beauftragten sehr willkommen, und so fand denn, 9. Juny 1565, die berüchtigte Zusammenkunft zu Bayonne statt, wo Katharina mit Alba die Ausrottung der Ketzer in Frankreich verabredete. Ihr Sohn, Karl IX, und ihre Tochter Elisabeth waren zugegen, doch weiß man nicht, wie viel Antheil sie an dem entsetzlichen Rathe genommen haben, und wie gern nimmt nicht der Freund der Menschheit an, daß sie wenig darum wußten! Mehr aber, als die Rathpfleger ahneten und wünschten, erfuhr der zwölfjährige Sohn Antons und Johannens von Navarra, Heinrich von Bearn, von ihrem Anschlage. Vielleicht durch ihn hat sich Alba's auf Coligny (oder Egmont?) gerichtetes Wort im Andenken erhalten, daß Ein Lachskopf mehr werth sey, als zehntausend Frösche des Sumpfes. Dieser Plan bekam bestimmtere Gestaltung und der Eifer ihn auszuführen reichliche Nahrung durch den ketzermörderischen Papst Pius V (1566–72), dessen Schreiben an die Fürsten und Großen der katholischen Christenheit allesamt die leidenschaftlichste Begier nach Gewaltschlägen gegen die Evangelischen athmen und von Aufrufen zu ihrer Vertilgung strotzen *).

Bedrückungen der Hugenotten und Mordanschläge gegen ihre Häupter entsprachen diesem Sinne. Zwei Male kam Coligny's Leben durch Nachstellungen in Gefahr. Es ergingen Warnungen an die Hugenotten, daß große Schläge gegen sie vorbereitet würden; zur vollen Erkenntniß der drohenden Gefahr gelangten sie durch die Kunde, daß der Hof sechstausend katholische Schweizer werben lasse, und darüber brach der zweite Krieg aus 1567.

---

auch die Fortführung einer königlichen Familie über die Pyrenäen im Werke war: C'est plus qu'un crime, c'est une faute!

*) S. Lettres de Saint Pie V etc., traduites du Latin par de Potter l'an 1826. Ein Katechismus für Banditen.

Der Hof befand sich in Monceaux, Bewaffneter zu seiner Beschirmung war nur eine geringe Zahl daselbst. Noch immer war König Karl IX nur Regierungswerkzeug seiner Mutter; darauf gründeten die Häupter der Hugenotten, vor Allen der aus den Hoflüsten erstandene und wieder mit dem Waffenrocke bekleidete Condé, wie vorher, als Franz II eben so willenloser Scheinvertreter des Königthums war, den Plan, den König zu entführen, und dann, im Besitze seiner Person, ihn zu ihren Gunsten regieren zu lassen. Aber auch dies Mal schlief der Verräther nicht. Der Hof erhielt Kunde von dem Anzuge bewaffneter Hugenotten, verließ eilends Monceaux und begab sich nach dem festern Meaux; nun wurden die schon bis in die Nähe herangezogenen, neugeworbenen Schweizer rasch herbeigerufen, und diese, vom Obersten Pfyffer aus Lucern befehligt, hielten sich für stark genug, König und Hof gen Paris zu führen. Zwar wurde der Zug angegriffen durch Schaaren hugenottischer Reiterei, aber die Schweizer bildeten eine undurchdringliche Mauer; und ohne Gefährde gelangte der Hof nach Paris. Indessen die Hugenotten, von Condé geführt, folgten ihm auf dem Fuße nach und erschienen in der Nähe der Hauptstadt, aber mit mehr Muth, als Kriegsmannschaft. Ein sechs Mal stärkeres katholisches Heer, geführt vom Connétable von Montmorency, zog gegen die Hugenotten aus, und bei Saint-Denys kam es, 10. November 1567, zur Schlacht. Dreihundert Reiter und zwölfhundert Mann Fußvolk der Letzteren schlugen sich gegen fünftausend Reiter und sechszehntausend Mann Fußvolk der Katholiken; die Schlacht dauerte nur kurze Zeit; den Katholiken blieb das Schlachtfeld, den Hugenotten ward die Ehre des Tages; Sieg und Niederlage galten nicht für bestimmt entschieden. Ein entschiedener und harter Verlust für die Katholiken entstand aber aus der tödlichen Verwundung ihres Oberanführers Montmorency. Dieser hatte in der Schlacht schon sieben Wunden empfangen, als er mit einem Schotten, Robert Stuart, zusammentraf, und diesem, der eben ausholte, ihm den Todesstreich zu versetzen, mit dem Degengefäß die Zähne einschlug. Er starb drei Tage nach der Schlacht, vier-

undsiebzig Jahre alt. Als er im Sterben lag und ein Franziskanermönch erschien, ihn auf den Himmel vorzubereiten, bat er diesen, sich nicht zu bemühen; wer so viele Jahre, wie er, gelebt habe, müsse doch gelernt haben, eine Viertelstunde zu sterben.

Oberfeldherr des katholischen Heeres wurde nun Katharinens Lieblingssohn, Heinrich von Anjou, sechszehnjähriger Jüngling; zum Beistande in Rath und That wurde ihm beigegeben der kriegserfahrne, aber wilde Tavannes. Die Hugenotten stärkten sich durch Hülfsvölker, die Johann Casimir, zweiter Sohn des pfälzischen Churfürsten Friedrich III, heranführte, und zogen mit dem Frühjahr des Jahres 1568 ins Feld. Da schien Katharinen abermals die Gefahr drohend und sie zog einen trüglichen Waffenstillstand der Führung eines Kriegs vor, dessen Wechselfälle außer dem Bereiche ihrer Gewebe und Netze lagen. Im Frieden zu Longjumeau, 23. März 1568, wurde den Hugenotten alles bewilligt, was sechs Jahre zuvor in dem Edikte vom 17. Januar 1562 ausgesprochen worden war. Die öffentliche Meinung urtheilte richtig über die Gesinnung, die bei Abschluß dieses Friedens vorgeherrscht hatte; daher der Name des kleinen Friedens, oder in Beziehung auf zwei bei dessen Unterhandlung von Seiten des Hofes thätig gewesene Personen, des hinkenden und schlechtgefügten *).

Die That rechtfertigte diese Bezeichnung; die Jesuiten nun angesiedelt in Frankreich, ergossen sich in fanatische Predigten und Aufforderungen zur Vertilgung der Ketzer. Binnen drei Monaten wurden an zweitausend Hugenotten Opfer der fanatischen Mordwuth; keine dieser Unthaten ward bestraft. Der edle Kanzler L'Hopital, voll Schmerz und bitteren Unmuths über die Gräuel und die tückischen Umtriebe des Hofes, legte sein Amt nieder. Echte Vaterlandsfreunde, die, wie er, zur Mäßigung

---

*) Paix boiteuse et malassise. Biron war lahm, und Heinrich von Mesmes Herr von Malassise.

mahnten, wurden mit dem Namen Politiker bezeichnet, und so grade der Kern der vaterländischen und staatsbürgerlichen Gesamtheit durch einen Spitznamen auch in das Gebiet und Licht der Parteiung geschoben und ihm die wohlthätig wirkende Kraft geraubt. Während nun am Hofe abermals der Geist der Ränkesucht und erbitterter und unversöhnlicher Parteiung überhand nahm, wohnten die Häupter der Hugenotten, für die an einem solchen Hofe kein Raum war, auf ihren Schlössern, ihre Getreuen um sich zu schaaren und drohender Tücke und Gewalt gerüstet zu begegnen bedacht. Dennoch mögten Condé und Coligny in die Hände der rastlos auf ihr Verderben sinnenden Feinde gerathen seyn, wenn nicht in der Brust eines der rauhsten katholischen Feldherrn ein Anklang ritterlichen Edelmuths zu ihren Gunsten getönt hätte. Es war ein Plan entworfen worden, sie von ihren Schlössern zu entführen; der Anschlag war reif zur That; da regte in des fast barbarischen Tavannes Seele sich das Gefühl, daß es mit der Ehre des Kriegers unverträglich sey, seinen Feind mit Gaunerlist zu fangen und er warnte die schon mit Verrath Umstellten *). Dadurch aber wurde bei den Hugenotten Argwohn und Sorge noch mächtiger aufgeregt, als bisher, und sie erkannten die Nothwendigkeit, sich einen bedeutenden Waffen- und Sicherheitsplatz zu verschaffen. Dazu wurde La Rochelle ausersehen. Hier fanden sich zusammen Condé und Coligny, die Königin Johanna von Navarra mit ihren Kindern, Heinrich von Bearn und Katharina, und eine große Anzahl hugenottischer Edelleute. Die wackere Bürgerschaft des schwer bezwinglichen Platzes war begeistert für den evangelischen Glauben und voll Anerkennung des Adels seiner Vertreter. Die Hugenotten gewannen an Kraft und Festigkeit durch innere Eintracht und das Bewußtseyn, daß sie für eine gute Sache stritten. Unter solchen Umständen brach der dritte Krieg aus.

---

*) Hätte er doch auch in der Bartholomäusnacht dies Gefühl gehabt!

Dritter Krieg. Die vier Heinriche.

Der dritte Krieg brach sechs Monate nach dem hinkenden und schlechtgefügten Frieden, noch im Jahre 1568, aus. Zu diesem schickte Elisabeth den Hugenotten Hülfe, aber nicht reichlicher, denn zuvor; ihr war am Kriege, aber nicht am Siege der Hugenotten gelegen. Katharinens argwöhnisches Gemüth ward mit Sorge erfüllt, daß ihr Sohn, König Karl, eigenen Willen bekommen mögte; sie begann, auf Wehranstalten gegen ihn zu denken; als Anhalt für sie sollte der ihr noch blindlings ergebene jüngere Sohn, Heinrich von Anjou, dienen; diesen schickte sie daher auch jetzt wieder aus, Kriegsruhm zu ernten. An der Spitze der Hugenotten standen noch die beiden Helden, Ludwig Condé und Coligny. Aber Condé war am Ziele seiner Heldenbahn. Am dreizehnten März 1569 trafen das katholische und das hugenottische Heer zusammen bei Jarnac, unweit Cognac, an der Charente; die Katholiken siegten nach siebenstündigem Kampfe; schwer verwundet blieb Condé auf dem Schlachtfelde zurück; unter einen Baum niedergelegt und nach Erquickung schmachtend, ward er von einer Schaar vorbeireitender Feinde bemerkt; bei ihnen war Montesquiou, Hauptmann der Leibwache des Befehlshabers der Katholiken, Heinrichs von Anjou, er fragte, wer der Verwundete sey und nach gegebener Antwort zog er kaltblütig das Pistol hervor und schoß eine Kugel durch Condé's Kopf. So zu thun, versichern einige Zeitgenossen, soll ihm von dem Herzoge von Anjou, der noch nicht zum Mannesalter gereift war, geboten worden seyn. Coligny vermogte, die Trümmer des Heeres zu retten und bald stand ein neues da.

Von den bisherigen Parteiführern ersten Ranges war nur noch Coligny am Leben; für die Hugenotten allerdings gleich einer Granitsaule; aber von den hugenottischen Edelleuten ward sein Adel nicht als genügend zur Würde eines Oberbefehlshaber anerkannt; sie begehrten einen Führer aus königlichem Geblüte.

Dies führte die beiden jüngern Bourbons, den sechszehnjährigen Sohn Antons, Heinrich von Bearn, und den siebzehnjährigen Sohn Ludwigs, Heinrich von Condé, auf den Vorplatz der Kriegsbühne. Ihnen gegenüber aber erblicken wir Heinrich, Herzog von Anjou, und neben diesem den zum Jünglinge reifenden ältesten Sohn von Franz Guise, Heinrich. Also vier Heinriche in Jünglingsjahren neben und gegen einander. Wir werden sie zwanzig Jahre hindurch theils als vorwaltend in Rath und That des Feldlagers, theils als beschäftigt mit Ränken und Lüsten des Hofes erblicken; jeder von ihnen brachte ein geistiges und sittliches Erbtheil von Vater oder Mutter mit; und dies ist bei jedem wohl erkennbar.

Heinrich von Bearn oder Navarra, der nachherige große König Heinrich IV von Frankreich, hatte von seiner edeln Mutter Johanna einen gediegenen Stoff von Tugend, der aber, noch zart und weich, gar leicht die Formen des Welt- und Hoflebens annahm, und erst in der Feuerprobe der Gefahr und der Beschwerde sich härten mußte, ehe daraus das Musterbild französischer Königstugend hervorgehen konnte. Als Knabe hatte er oft der Mutter Tisch verlassen, sich mit den Bauerjungen von Bearn barfuß herumgetummelt und mit Wohlgefallen von ihrem trocknen Brod mitgespeist. Sein gebraüntes Antlitz drückte Heiterkeit und Gutmüthigkeit aus; seine Gliederung war kräftig, die Haltung ritterlich; er war der Mann für Männer- und Frauenherzen; die Hoffnung und Liebe der Guten. Aber auch unter Wüstlingen war er nicht grade Stümper im Buhlen, Schwelgen, Borgen und Fluchen. Ja! der fast allgemeine Verfall der Begriffe von Recht und Tugend in den Köpfen und Gewissen der Gewaltigen des damaligen Frankreichs überschlich auch ihn in einer bösen Stunde, als er durch Zuflüsterungen heimtückischer Verlaümder vermogt, den Anschlag faßte, seinen treuen Stallmeister d'Aubigné, ermorden zu lassen, wobei das Geschick wohlwollend zur Verhinderung des Frevels ins Mittel trat. — Sein Vetter Heinrich Condé war von strengerem Ton; fest, ja

starr von Willen; von minderer Liebenswürdigkeit, aber mehr Lauterkeit — für die Jünglingsjahre — als Heinrich. — Heinrich von Anjou hatte von der Mutter die volle Last ihrer Schändlichkeit zum Erbtheil; doch lag dies noch nicht in den Jünglingsjahren offen da. Wie bei Heinrich von Navarra mit fortschreitendem Alter der Seelengehalt sich läuterte und stählte, so verdarb er bei Heinrich von Anjou bis zur ekelhaftesten moralischen Fäulniß. — Heinrich von Guise hatte die Gestalt seines Vaters und war wohl noch schöner, als dieser, ohne minder kräftig zu seyn; in voller Rüstung war er im Stande, gegen einen reißenden Strom anzuschwimmen; von Gemüthsart war er etwa so gut und schlecht, als sein Vater; in dem zunehmenden Verderbniß der Zeit konnte das Gute in ihm nicht gedeihen; er neigte sich mehr zu Umtrieben und Mordstiftung, als zu Ritterlichkeit in Krieg und Schlacht hin. Von einer Narbe hatte er den Beinamen le balafré. Ihn werden wir späterhin eine Zeitlang als den gewaltigsten der Vier erblicken.

Heinrich von Anjou führte das katholische Heer gegen den Hauptwaffenplatz der Hugenotten, La Rochelle; doch umsonst war er vor der überaus festen und trefflich vertheidigten Stadt gelagert. Indessen wurden den Hugenotten abermals Hülfsvölker aus Deutschland durch Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken zugeführt, und Montgomery gewann im kleinen Kriege nicht unbedeutende Vortheile; die Feindseligkeit von Seiten der Katholiken nahm aber immer mehr den Charakter unversöhnlicher Erbitterung an. Das pariser Parlament setzte einen Preis von funfzigtausend Goldgulden auf Coligny's Kopf; Papst Pius V schrieb an Karl, die Hugenotten müßten sämtlich ausgerottet werden, abermals wurde ein Mordversuch gegen Coligny unternommen, er sollte vergiftet werden; dies zwar mislang, aber bald nachher, im Oktober 1569, schienen die Katholiken durch Kriegsglück ihrem Ziele näher zu kommen. Bei Montcontour wurde, 3. Oktober 1569, Coligny gänzlich aufs Haupt geschlagen, die deutschen Hülfsvölker bis auf ein Häuflein von zweihundert Mann niedergemacht, das ganze

Heer zerstreut. In Paris rauschte Freude durch die Gemüther der Ketzerfeinde und Parteiwüthigen; aber — Coligny war nie größer, als im Unglück; aus dessen Probe ging er jedesmal härter gestählt hervor; angestrengte Rüstungen stellten bald aus den Landschaften des südlichen Frankreichs, wo die Hugenotten zahlreich waren, ein neues Heer. Nun zeichnete sich auch schon Heinrich von Navarra aus durch kühne und glückliche Parteigängerei; La Rochelle wurde von dem eisenfesten La Noue hinfort vertheidigt; Heinrich von Anjou dagegen erkrankte und mußte das Heer verlassen. Die feste, unerschrockene Haltung der Hugenotten minderte der Katholiken Muth und Vertrauen; Katharina, nie des Krieges Freundin, eilte um so lieber dies Mal zum Frieden, als für geheime Umtriebe die Zeit günstiger, als je, zu werden schien. Am funfzehnten August 1570 wurde der dritte Krieg durch den Frieden zu Saint Germain en Laye beendigt. Dieser gewährte den Hugenotten größere Gunst, als irgend eine frühere Bewilligung, unter andern Freiheit evangelischen Gottesdienstes an allen Orten, mit Ausnahme von Paris, desgleichen die Befugniß, vier Sicherheitsplätze für sich zu haben.

Mordumtriebe.

Wir befinden uns in der Vorhalle zu der Werkstätte höllischer Umtriebe und Entwürfe. Der Friede sollte nach Katharinens und ihrer Vertrauten Sinne nicht zur Sühne der Parteien und echter und dauernder Befriedung, sondern zur Vertilgung der Widersacher führen; an seinen Abschluß knüpften sogleich sich die Pläne zu der letztern. Zwei Jahre hindurch wurde die Maske der Freundschaft und das Mienenspiel der Schmeichelei angewandt, die Hugenotten sicher zu machen. Noch immer ist es nicht aufgeklärt, ob König Karl IX, der nun als eine der handelnden Hauptpersonen in den Vorgrund tritt und auf den nun mehr historisches Licht fällt, als zuvor, der Widerschein von der unaus-

löschlichen Flammenschrift der Geschichte der Mordnacht, in die Pläne seiner Mutter und ihrer Mitwisser und Helfer eingeweiht war und sie billigte. Wäre dem so gewesen, so mögte die Geschichte wenig Beispiele von gleicher Verstellung darbieten. Denn Karl war heftiger Gemüthsart, brach leicht aus in Zorn und verrieth sein Inneres bei jeglicher Veranlassung. Ungestüm in körperlichen Bewegungen, bei Tanz, Ballspiel, Fechtübung und Jagd, war er es auch in Gemüthsaufwallungen und Worten; man hörte täglich die gräßlichsten Flüche aus seinem Munde; keiner seiner Unterthanen war ihm darin gewachsen; die Jagd aber liebte er leidenschaftlich, weil sie ihm Befriedigung seiner Blutgier gewährte. Feindseligkeit gegen die Hugenotten hatte er mit der Muttermilch eingesogen, und sorgfältig war sie nachher genährt worden; Mord anzustiften war er eben so wohl im Stande, als seine Mutter; er war nicht ohne Fertigkeit in der Kunst Tücke zu üben: aber es hätte mehr, als die Meisterschaft seiner Mutter dazu gehört, bei so heftigem Charakter zwei Jahre hindurch den Schein des Wohlwollens gegen die Hugenotten vorzutragen, wenn nicht einigermaßen oder zuweilen der innere Sinn dem Scheine entsprochen hätte. Die Natur hatte an der einzigen Katharina für ein Jahrhundert genug Stoff zur Schändung des Menschengeschlechts hervorgebracht; ein Charakter, der sie überboten hätte in ihren Künsten, wäre zu viel gewesen. Dazu kommt, daß Katharina nicht mehr vollkommen Herrin der Gesinnung ihres Sohnes, er nicht mehr blindes Werkzeug ihrer Herrsch= und Ränkesucht war. Die Vorliebe, welche sie für Heinrich von Anjou sichtbar zu Tage legte, hatte in Karl Ahnungen erweckt; er war mistrauisch geworden, und es kostete Katharinen oft Mühe, die Zügel in der Hand zu halten. Von besonderer Bedeutsamkeit dabei ist, daß sich Karl gegen die Lockstimmen der Hoffirenen fast unempfindlich bewies und am liebsten sich mit seinen wilden Jagdgenossen austobte. So kann man denn mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß in Karl neben dem noch so glühenden Hasse gegen die Hugenotten die Eifersucht auf seines Bruders höhere und bedenkliche Geltung bei der Mutter mächtig hervorwuchs und

ihn auf den Gedanken führte, daß die Hugenotten ein Anhalt für ihn werden könnten. Hatte nicht Katharina früher eben so gedacht, als sie nach Stützen für sich gegen die Guisen ausschaute *). Es ist gewiß, daß Karl im Anfange des Jahres 1572 im vertraulichen Gespräche gegen Coligny's Eidam, Teligny, äußerte, er strebe, von seiner Dienstbarkeit unter der Mutter frei zu werden und wolle nicht länger eine untergeordnete Rolle neben Heinrich von Anjou spielen. Mindestens ist zu glauben, daß Karl wohl nur im Allgemeinen von Entwürfen zur Ausrottung der Hugenotten Kunde hatte, ohne daß er in seiner unreifen Sinnesart sich bestimmt für oder wider dergleichen entschieden hätte; er war ja gewohnt, so Vieles geschehen zu lassen, das zu thun oder zu hindern eigentlich nur ihm selbst zukam. Wiederum aber ist leider zu sicher, daß in einer solchen Sinnesart auch gute Eindrücke nicht dauern, gute Entschlüsse nicht feststehen konnten und daß die Grundlage seines Charakters, cholerische Reizbarkeit, nebst dem ausgebildeten Hange zur Grausamkeit ihn leichter zur Partei der Mordstifter, als der zum Verderben Bestimmten führen mußten. Auf jeden Fall aber sind Katharina, Heinrich von Anjou und Heinrich von Guise als die Haupträdelsführer bei dem Vertilgungsplane gegen die Hugenotten zu bezeichnen.

Bald nach dem Frieden wurden die Häupter der Hugenotten eingeladen, bei Hofe zu erscheinen. In der Mitte des Jahres 1571 kam Coligny nach Blois; Karl eilte ihm entgegen, umarmte ihn mit Ungestüm und rief aus: Nun habe ich Sie; Sie sollen uns nicht mehr entweichen; das ist der glücklichste Tag meines Lebens. Zur Besiegelung der Eintracht wurde nun von Karl eine Vermählung seiner Schwester Margaretha von Valois mit Heinrich von Navarra vorgeschlagen. Margaretha hatte Herz und Sinn dem jungen Heinrich Guise zugewandt, und erklärte ihre Abneigung gegen die Ehe mit jenem Heinrich; das setzte Karl in Wuth; er rief seinen natürlichen Bruder, den Grafen

---

*) S. Seite 275.

von Angoulême, reichte ihm einen Degen und drohte, ihn mit dem, welchen er selbst in der Hand behielt, umzubringen, wenn er nicht am folgenden Tage den Herzog von Guise auf der Jagd würde niedergebohrt haben. Doch geschah glücklicherweise keins von beiden. Den Unterhandlungen über die Ehe aber wurden zur gänzlichen Gewinnung des Admirals Coligny Berathschlagungen über einen Krieg gegen Spanien zu Gunsten der Niederländer zugesellt. Dies war der Weg, Coligny's Vertrauen zu erlangen; Krieg unter königlichem Banner gegen den Erbfeind und zur Unterstützung von Glaubensgenossen war eine lockende Vorstellung für Coligny; es ist des großen Mannes unwürdig, seine Hingebung an den König Schwäche zu nennen; er wurde von den edelsten Gefühlen durchdrungen, von Begeisterung für eine große Sache ergriffen, und so wichen Sorge und Argwohn aus seiner Seele. Als nun Ludwig von Nassau mit französischen Miethsvölkern Mons erobert und Karl mit Elisabeth und den Churfürsten von Brandenburg und Pfalz in Unterhandlungen getreten war, wies Coligny manches sorglichen Freundes Mahnung zur Hut gegen Arglist mit dem Gefühle voller Sicherheit zurück und rief zuletzt ungeduldig: Lieber auf Ein Mal den Tod, als hundert Lebensjahre in Furcht verbracht! Ihn ekelte der Gedanke eines neuen Bürgerkrieges an. Mogte nun aber immerhin Karls Wort und Benehmen von Tage zu Tage verführerischer werden, und dagegen sich rauhe Heftigkeit desselben gegen Katharina und Heinrich von Anjou aussprechen; so blieb doch Verdacht und Sorge im Herzen manches Hugenotten rege.

Indessen erhob Papst Pius V Schwierigkeiten gegen die Vollziehung der Ehe zwischen Heinrich von Navarra und Margarethen; das Blutbad, welches sie nachher begleitete, würde sicherlich, wenn er es erlebt hätte, Frohlocken und Glückwünsche dieses Papstes zum Nachruf erhalten haben; doch scheint es, als habe er, so lange noch kein bestimmter Entwurf zur Verderbung der Hugenotten vorlag, gefürchtet, durch jene Ehe könne in der That ein sühnendes Element in die Brust des Königs geworfen werden. Sein

Nachfolger, Gregor XIII, theilte nicht dieses Bedenken, die päpstliche Einwilligung zur Ehe erfolgte, und die Zeit für ihre Vollziehung ward bestimmt. Heinrichs Mutter Johanna begab sich nach Paris; bald nach ihrer Ankunft daselbst erkrankte sie und nach ihrem Tode (9. Juny 1572) ging das Gerücht, sie sey durch ein Paar Handschuhe vergiftet worden. Jedoch starb in jener Zeit nicht leicht eine bedeutende Person an einer ungewöhlichen Krankheit, ohne daß dergleichen Verdacht rege wurde. Auch wurden die Hugenotten in Masse dadurch nicht aufgeschreckt; Hunderte und Tausende derselben begaben sich nach Paris zum Feste; die Blüthe des Adels befand sich daselbst; Coligny aber, mit Entwürfen zum Feldzuge nach den Niederlanden beschäftigt, war häufig mit dem Könige Karl zusammen, dieser schien ihn täglich mehr lieb zu gewinnen, und wenn nicht Alles trügt, so fühlte er sich wirklich zu dem großartigen Helden hingezogen. Sicher ist, daß Katharina besorgt wurde, des Admirals Einfluß mögte gefährlich für den ihrigen werden, und durch erkünstelten Schein der Geneigtheit sich vom Hofe zurückzuziehen, Karls Sinn wieder zu befangen suchte.

Die Bluthochzeit.

Die Vermählung Heinrichs von Navarra und Margarethens fand statt 17. August 1572; ohne Jawort der Braut, das Karl durch Kopfnicken zu ersetzen sich bemühte. Mehre Tage vergingen unter Lustbarkeiten; arglos nahm der größte Theil der Hugenotten daran Theil; die Festlust hat etwas Ansteckendes vor Allem für den französischen Charakter; umsonst war noch in jenen Tagen ein Herr von Langoiran sorglichen Sinnes von Coligny mit den Worten geschieden, daß er lieber mit den Thoren am Leben bleiben, als mit den Weisen umkommen wolle. Am 22. August ging Coligny, in Lesung eines Briefes vertieft, langsam eine Straße hinab; da fiel ein Schuß, der ihn an Arm und Hand verwundete. Das Haus, woher er gekommen, wurde erbrochen; aber

der Thäter war entflohen. Späterhin erfuhr man, daß Katharina und Heinrich von Guise den Meuchelmörder, Maurevel, angestellt und für sein schnelles Entweichen Sorge getragen hatten. Sicherlich war an dem Tage der Plan zur Ermordung aller Hugenotten noch nicht reif; in Katharina scheint die wachsende Sorge von Coligny's Gewalt über den Geist des Königs und der Zweifel, Karl zur Einwilligung in einen Mordplan bewegen zu können, so lange Coligny auf ihn wirkte, in Heinrich Guise aber besonderer Haß und Rachsucht, genährt durch den Glauben, Coligny sey Anstifter von seines Vaters Ermordung gewesen, jenen Anschlag hervorgebracht zu haben. Karl war beim Ballspiel, als die Kunde kam; er brach in die entsetzlichsten Flüche aus, eilte mit Katharinen, Heinrich von Anjou ꝛc. zu dem verwundeten Admiral und schwur, die Frevelthat zu untersuchen und zu rächen. Die Hugenotten, aufgeschreckt und voll banger Ahnung, versammelten sich bei Coligny und drangen auf Sicherung und Wehrstellung; aber Coligny versicherte, er wolle lieber sterben, als durch vorzeitige Flucht einen abermaligen Bürgerkrieg veranlassen; sein Wort fesselte alle Hugenotten in Paris und mit der sichern Kunde von seiner Genesung erwachte ihr guter Muth wieder. Katharinen und ihren Vertrauten aber stieg abermals die Angst, Karl möge abtrünnig von ihnen werden und dem Admiral anhangen, zu Haüpten; daher wurde zum Blutrathe geeilt.

Katharina, Heinrich von Anjou, Heinrich von Guise ꝛc. faßten nun, aber nach dem Ergebniß sorgfältiger Zusammenstellung der zuverlässigsten Nachrichten, nicht früher, den Entschluß, die sämtlichen in Paris anwesenden Hugonotten in der Nacht des dreiundzwanzigsten August umbringen zu lassen; Anstalten dazu zu treffen, wurde Heinrich von Guise aufgetragen. Die Hugenotten wurden aufgefordert, in des Admirals Nähe Herberge zu nehmen, damit, wie die Vorspiegelung lautete, er seine Freunde zum Schutze um sich habe; die pariser Viertelsmeister aber mußten genaue Listen aller in Paris gegenwärtiger Hugenotten anfertigen, angeblich, um für ihre Behausung zu sorgen. Mit eben solcher

Arglist wurde dem Admiral, scheinbar zu dessen Beschützung, eine Schaar königlicher Leibwache zugesandt; ihr Hauptmann Cosseins war Coligny's Todfeind. Am 23. August begab Katharina sich zu Karl, ihn mit der erdichteten Kunde von bösem Trachten Coligny's und der Hugenotten in Angst zu setzen und zur Einwilligung in das entsetzliche Vorhaben zu vermögen. Krone und Leben, betheuerte sie, stehe auf dem Spiele. Mit ihr waren um den König versammelt: Heinrich von Anjou, der Graf von Angoulême, der Italiener Gondi-Retz, der Marschall Tavannes rc. Es war gegen zehn Uhr Abends, als es gelang, den König durch die teuflischsten Vorspiegelungen in Wuth zu bringen; er fluchte fürchterlich und schwur, gegen Morgen solle die Ermordung der Hugenotten beginnen. Bald nachher trat Graf von Rochefoucauld, vom hugenottischen Adel, ein von Karl sehr gern gesehener edler und ritterlicher Mann, ins Zimmer, um sich von Karl zu beurlauben. Dieser, ihn zu retten geneigt, mahnte ihn, im Pallaste zu bleiben, als jener aber dies abgelehnt und das Zimmer verlassen hatte, rief Karl, sein Gewissen beschwichtigend, er könne ihn nicht retten, Gott habe ihn zum Verderben bestimmt.

Die Anstalten zur Ausführung des heillosesten aller Bubenstücke der neuern Geschichte waren von Heinrich von Guise und dem Marschall Tavannes, theils schon vorlaüfig getroffen worden, theils wurden sie nun noch ins Werk gesetzt. Sie hatten den schweizerischen Söldnern aus den katholischen Cantons den Befehl gegeben, sich waffenfertig zu halten, entboten den Burgemeister, die Schöppen und Viertelsmeister von Paris zu sich und wiesen diese und die Bürger an, Waffen bereit zu halten, Lichter in die Fenster zu stellen, den linken Rockärmel in die Höhe zu streifen und ein weißes Kreuz am Hute zu befestigen. Manche der Berufenen entsetzten sich, aber Tavannes drohte mit dem Galgen, wenn sie dem Könige nicht gehorchen würden, und es gelang, ihnen die Verlaügnung der menschlichen Natur aufzuzwingen. Es ist mehr, als entsetzlich, daß nicht Einem das Herz schlug zur Warnung an die Hugenotten und Entdeckung des Anschlags und

eine fast beispiellose Ungunst der Schickung, daß, nachdem wol mancher der Hugenotten und selbst Coligny auf das nächtliche Treiben aufmerksam geworden war, oder böse Ahnungen deshalb fühlte, dennoch alle in den todbringenden Schlummer des Vertrauens zurücksanken. Mit der Glocke vom Schloßthurm, die nur bei Festlichkeiten geläutet zu werden pflegte, sollte das Zeichen gegeben werden. — Gegen Mitternacht traten die Schreckensgestalten des bösen Gewissens vor Karls Seele, Angstschweiß auf die Stirn; er begann zu schwanken, zu bereuen. Da aber ließ Katharina alle ihre Künste spielen nnd die hingeworfene Deutung auf Feigherzigkeit schien ihm die Festigkeit, im Bösen zu beharren, wiederzugeben. Doch es verging keine Stunde, so kehrte die Gewissensqual wieder; er kämpfte in Verzweiflung, ehe er der Hölle verfiel; aber die Mutter, gleich einer Abgesandtin des Reiches der Finsterniß und einer Buhlin zur Verlockung der Seele ihres Sohnes, sorgend, Karl möge widerrufen, preßte vor der beschlossenen Stunde ihm das Wort ab, es solle sogleich begonnen werden.

In der Bartholomäusnacht, um zwei Uhr des Morgens vom 24. August 1572 — es war ein Sonntag — erscholl der erste Glockenschlag; gleich darauf hörte Karl einen Schuß; noch einmal vom heftigsten innern Kampfe ergriffen, befahl er innezuhalten; aber Katharina, die ihm nicht von der Seite wich, versicherte, es sey zu spät, und nun wandte der gute Geist sein Antlitz von Karl gänzlich ab. In selbst sich betäubender Verzweiflung rief er: So sollen denn auch Alle sterben, daß Keiner übrig bleibe, mir es vorzuwerfen. Von nun an wetteiferte er in Grausamkeit mit den blutgierigsten Wüthrichen der Mordnacht. Nach Coligny's Wohnung zogen Heinrich von Guise und Heinrich von Angoulême, der Lothringer Bême, der Italiener Petrucci ꝛc. Die Pforte wurde aufgebrochen; die königliche Leibwache war keine Wehr für Coligny; eine Anzahl der Meuchelmörder, Bême voran, stürmten die Treppe hinan; Coligny's Kammerdiener stürzte in das Schlafzimmer seines Herrn und schrie: Gott ruft uns zu sich; dicht hinter ihm traten die Mörder ein. Coligny, im Begriffe aufzu-

stehen, kniete in seinem Bette; Bême rief: Bist du der Admiral? Coligny bejahte mit der Mahnung, der junge Mensch solle Achtung haben vor seinen grauen Haaren; aber dieser rannte ihm den Degen durch den Leib, andere gaben ihm Hiebe über Kopf und Gesicht, bis er todt dalag. Im Hofe warteten Guise und Angoulême; sie wurden ungeduldig, riefen hinauf, ob Coligny todt sey und begehrten, die Leiche zu sehen; nun wurde diese aus dem Fenster hinabgestürzt; Guise hieß das Gesicht des Todten abwischen und beschaute dies sorgfältig; als er in dieser Augenweide sich gesättigt hatte, ließ er den Kopf vom Rumpfe schneiden und schickte ihn in den Pallast. Der Kopf soll später (als Trophäe) nach Rom gekommen seyn. Die Leiche Coligny's ward am Tage nach der Mordnacht vom Pöbel durch die Straßen geschleift, ins Wasser geworfen, wieder herausgezogen, eine Weile über einem Feuer geröstet und endlich bei den Beinen an einem Galgen aufgehangen.

Zur Erwürgung der Hugenotten führten in der Bartholomäusnacht nicht bloß die genannten Häuptlinge der Rotte Katharinens, von denen Tavannes zu wiederholten Malen schrie: Laßt Blut, der Aderlaß ist so gut im August, als im Mai, sondern Priester zogen voran, in der einen Hand ein Kreuz, in der andern ein Mordgewehr; besonders waren die Jesuiten sehr geschäftig; ihr Haus war einige Zeit zuvor Versammlungsort für die Verschworne gewesen. Am schrecklichsten war das Würgen im königlichen Pallaste (damals dem Louvre) und dessen Nähe. Die im Louvre befindlichen hugenottischen Edelleute wurden theils in ihren Schlafzimmern oder den Sälen und Gängen des Schlosses niedergemacht, theils in den Hof oder vor das Thor getrieben, wo sie unter den Händen rasender Mordschaaren sichern Tod fanden. Der Leichname wurden dort über zweihundert gezählt. Heinrich von Navarra und sein Vetter Heinrich Condé, zwar selbst nicht zum Tode bestimmt, sahen vor ihren Augen und zu ihren Füßen ihre Vertrauten umbringen; einer derselben, Leiran, von den Wüthrichen verfolgt, flüchtete in der unvermählten Margaretha Schlaf-

zimmer, warf sich in ihr Bett, umklammerte sie in der Todesangst und fand so seine Rettung. In Karl aber überwältigte der ihm angeborne und unter Katharinens Pflege gereifte Hang zum Blutvergießen alles Gefühl für menschliche und fürstliche Ehre und Pflicht; mit einer Jagdflinte stellte er sich auf einen Altan des Schlosses und schoß von hier aus die vorbeiflüchtenden Hugenotten nieder *). Wie viele Hugenotten in der Höllennacht umgekommen seyen, ist nicht gewiß zu sagen; mindestens gegen zweitausend. Ein Fleischer rühmte sich, allein hundertundfunfzig Hugenotten umgebracht zu haben. Es war nirgends Kampf; durchweg Ueberfall und Schlachten. An siebenhundert Häuser wurden ohne Widerstand erbrochen; von eben so vielen tapfern hugenottischen Edelleuten konnte nur Einer zu seinen Waffen gelangen; dieser verkaufte sein Leben theuer; die übrigen fielen wehrlos. Wenigen gelang es, aus der Stadt zu entkommen; doch unter Andern dem Grafen Montgomery. Die Gräuel endeten nicht mit Anbruch des Tages, sie dauerten die ganze Woche hindurch fort und am Ende derselben rechnete ein Golddrahtzieher, daß er gegen vierhundert Hugenotten erschlagen habe. Selbst Kinder schleppten sich mit Leichen und spielten mit blutigen Theilen derselben. Mit den Hugenotten wurden Katholiken Schlachtopfer der Nacht, wo jegliche Leidenschaft ungestraft befriedigt werden durfte **). Alles aber mögte wohl dadurch überboten werden, daß ein Professor der Philosophie an der Universität zu Paris, Charpentier, aus bloßem Berufshaß seinen Gegner im wissenschaftlichen Systeme, Petrus Ramus (Pierre Ramée), durch seine Zuhörer umbringen und den Leichnam mit Ruthen hauen ließ, und daß die Damen des Hofes unter Katharinens Anführung durch die Straßen wandelten, mit Neugier und Wohlgefallen die nackten Leichname besahen und spöt-

*) Während der französischen Revolutionszeit soll das dazu führende Fenster zugemauert, nach der Herstellung der Bourbons wieder geöffnet worden seyn.

**) Mezeray, C'étoit être Huguenot, que d'avoir de l'argent, ou des charges enviées, ou des ennemis vindicatifs, ou des heritiers affamés.

tische Bemerkungen nicht sparten, und daß Karl mit seinem Hofgefolge sich zu dem Galgen begab, an welchem Coligny's Leiche hing und, als die Höflinge voll Ekel über den Leichengeruch die Nasen zuhielten, ausrief, ein todter Feind rieche immer gut, und dann scherzte, seine dicke Schwester Margot habe mit der Lockpfeife die Hugenotten nach Paris geführt. Dagegen soll Heinrich von Guise mehren Hugenotten das Leben gerettet haben; ein katholischer Baron Vezins aber führte einem Hugenotten, seinem persönlichen Widersacher, ein Pferd zu, hieß ihn es besteigen und sprengte mit ihm fort nach seinem Schlosse; dort sagte er ihm, nun könnten sie, wenn es ihm beliebte, ihre Sache mit gleichen Waffen ausmachen.

In Paris wurde noch gewürgt, als Karl, der zuerst den Schein der Schuld auf die Guisen hatte werfen wollen, auf deren Widerspruch und Katharinens Anstiftung und Vorstellung, daß dieses als ein Makel für die königliche Vollgewalt würde angesehen werden, vor dem Parlament erschien, verlogene Worte von einer Verschwörung Coligny's und der Hugenotten ausstieß und ohne Rückhalt erklärte, daß der Befehl zum Blutvergießen von ihm ausgegangen sey und daß auch in den Provinzen die Hugenotten Strafe treffen müßte. Am 26. August aber, noch während der Fortdauer des Mordens, ward ein kirchliches Dankfest mit einer Procession für glückliche Beendigung der Sache gehalten. Die an die Statthalter der Provinzen gerichteten Befehle zur Nachahmung der Bluthat wurden von vielen befolgt, so in Orleans, Toulouse, Rouen, Lyon, Bourges; doch hat die Geschichte hier von mehr Edelmuth, als in Paris, zu erzählen. Dem Befehle Karls zu gehorchen, weigerten sich die Statthalter Gordes in der Dauphiné, Tende in der Provence, Heran in Auvergne, d'Orthe in Bayonne; einer dieser wackern Männer schrieb, er habe nur Soldaten, aber keine Henker. In Troyes aber weigerte sich der Scharfrichter, Hugenotten zu tödten; er sey nur für Vollstreckung gesetzlicher Urtheile da. Der päpstliche Legat dagegen, welcher in jener Zeit durch Lyon kam, zog einen dor-

tigen Fleischer, der sich vor Allen mit Hugenottenblut befleckt hatte, zur Tafel. Eben daselbst soll Menschenfett pfundweise verkauft worden seyn. Dreißig Tage floß Blut durch Frankreich; die Zahl der in Paris während der gesamten Woche Erschlagenen kann auf mindestens fünftausend, der im übrigen Frankreich Ermordeten auf dreißigtausend geschätzt werden.

Der französische Gesandte in London erklärte, nun schäme er sich, Franzose zu seyn; der edle ehemalige Kanzler L'Hopital starb im Jahre 1573 aus Gram über die schauderhafte Unthat; die Churfürsten von Sachsen, Pfalz ꝛc. gaben laut ihren Abscheu zu erkennen; Karls IX Schwiegervater, Kaiser Maximilian II, bezeugte tiefe Bekümmerniß: in Madrid aber wurde die Botschaft mit Wohlgefallen vernommen und ein Fest angestellt; in Rom war großes Frohlocken, Papst Gregor XIII hielt eine Procession und ein feierliches Hochamt, ließ ein Te Deum singen und eine Münze prägen, auf welcher eine Abbildung des Todesengels, wie er die Hugenotten niederschlägt und die Umschrift: Tod der Hugenotten (Hugenottorum strages).

Vierter und fünfter Krieg. Karls IX Tod. Heinrichs III Anfang.

Der Hugenotten angesehenste Häupter waren todt oder gefangen; Heinrich von Navarra und Heinrich Condé wurden an Karls IX Hofe im katholischen Glauben unterrichtet, und fügten, als auf Weigerung der Tod gesetzt wurde, der letztere aber erst nach langem, hartnäckigem Sträuben, sich darein, Messe zu hören; Heinrichs von Navarra bessere Natur schien zu entschlummern; wie einst Ludwig Condé, sein Oheim, nach dem Frieden zu Amboise *), so fluthete auch er leichtsinnig in dem Strome der Hoflust da-

*) S. Seite 280.

hin; Heinrich Condé dagegen, lauterer und strenger, als einst sein Vater, entfloh, so bald er konnte, von Paris nach Straßburg und trat hier zu seiner Kirche zurück. Die Hugenotten außer Paris erhoben sich mit dem Muthe und der Spannkraft der Verzweiflung und, wie bisher immer, so erschienen sie auch nun als gewaltig im Unglücke. Als am 3. November 1572 alle früheren Duldungsgesetze aufgehoben worden waren, rüsteten die Hugenotten eifrigst zum Kriege; dabei kamen ihnen ihre festen Plätze, namentlich La Rochelle, trefflich zu statten; ja man sah nun auch manchen wackern Katholiken seine blutbefleckte Kirche verlassen und zu den Hugenotten übertreten; die sogenannten Politiker aber neigten sich wenigstens von den Graueln, die im Namen ihrer Kirche verübt waren, ab. So entbrannte noch im Jahre 1572 der vierte Krieg.

Heinrich von Anjou zog im Februar 1573 aus, La Rochelle zu nehmen; zugleich wurden minder bedeutende feste Plätze der Hugenotten von katholischer Kriegsmannschaft eingeschlossen. La Rochelle, nicht wohl anders, als durch Hunger bezwinglich, erhielt Zufuhr zur See durch den edeln Schotten Montgomery. Die Besatzung eines kleinen Orts, Sancerre, leistete ungeachtet des wüthendsten Hungers erstaunenswürdige Wehr; es ist das Gegenstück zu den Anstrengungen und Leiden der wackern leidener Bürgerschaft. So fand sich nirgends der Hugenotten Kraft gebrochen. Heinrich von Anjou ward dies Mal des Lebens im Feldlager bald überdrüssig, und höchst willkommen war ihm die Nachricht, daß er zum Könige von Polen erwählt worden sey. Darauf ward, 1. July 1573, ein Vergleich mit den Hugenotten geschlossen und ihnen durch diesen freie Uebung ihres Cultes in den Städten La Rochelle, Nîmes, und auf den Schlössern der Edelleute gestattet.

Karls Feindseligkeit gegen sie erscheint fast nur als ein Rausch; schwerlich konnte er lange sich gegen die Ueberzeugung sträuben, daß sie nicht Feinde seiner Person seyen. Den schlimmsten Feind

hatte Karl in sich selbst. Seitdem er aus dem furchtbaren Taumel der Mordwuth wieder zu sich gekommen war, lag die volle Last des Bewußtseyns seines Verbrechens auf seiner geängstigten Seele; dazu die erneute und erhöhte Qual, daß sein Bruder Heinrich, noch immer Liebling der Mutter, seinem Throne und Leben Gefahr drohe. Daher kam es, daß dieser, zum Könige von Polen erwählt, eiligst Frankreich verlassen mußte, um den auswärtigen Thron einzunehmen. Karl aber wurde nicht ruhiger; sein Körper welkte ab, den Blick vermogte er nicht mehr aufzuschlagen; sein Schlaf wurde durch grausenvolle Erscheinungen gestört; oft war es dem kaum Entschlummerten, als rauschten Ströme von Blut vor seinem Ohre vorbei, oft rief er seine Amme und diese war Zeugin von der Verzweiflung des Unglücklichen, der Gott um Barmherzigkeit anrief, und nimmer Vertrauen und Trost zu finden vermogte *). Dennoch wurde er noch einmal zum Kriege gegen die Hugenotten getrieben. Sein jüngster Bruder, der uns schon aus dem Obigen bekannte Herzog Franz von Alençon, hatte sich dem noch am französischen Hofe befindlichen Könige von Navarra angeschlossen; sie wollten zusammen entfliehen. Den Hugenotten waren die Politiker hinfort günstig; so mußten denn auf Betrieb der wilden Parteigänger Katharinens die Waffen wieder klirren; der f ü n f t e K r i e g brach aus im Anfange des Jahres 1574. In diesem ward Katharinen ein lange umsonst von ihr ersehnter Genuß; der Graf Montgomery ward gefangen und zum Tode verurtheilt; Katharina sättigte ihre Rachlust überdies noch durch den Befehl, ihn vor dem Tode aufs härteste zu foltern; mit gänzlich gebrochenen Gliedern ward er in einem Karren nach dem Greveplatze geschleppt.

---

*) Das Gesicht Karls IX bei Mezeray (abrégé III, 1008) ist nicht ohne Ausdruck innerer Pein; die Unterschrift mahnt, daß er habe:

— le couteau des remords dans le flanc;
Voyez ce roi mourant à la fleur de son âge,
Regardez comme il nage
Dans les flots de son sang.

Aber schon vorher war auch Karls letzte Stunde gekommen. Drei Monate lang war ihm das Blut aus Ohren, Augen und Schweißlöchern hervorgedrungen; er starb unter unerträglichen Schmerzen in seinem vierundzwanzigsten Jahre, 30. May 1574. Kinder hinterließ er nicht.

Sein Bruder Heinrich von Anjou hatte auf der Reise nach Polen bei dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz eine Gewissenspein aushalten müssen, als dieser ihm mehre aus dem Morden des Augusts 1572 gerettete hugenottische Edelleute vorführte und vor eine Abbildung der Schrecknisse der Bartholomäusnacht stellte, herbes Wort und strengen Blick zur stummen Andeutung gesellend, in der Nacht aber sein Schlaf durch fürchterlichen Lerm unterbrochen ward. Bald nachher regte in dem schon als Jüngling verhärteten Verbrecher sich die innere Stimme dergestalt, daß er, in der Nacht von Schreckensgesichten geängstigt, seinen Leibarzt rufen ließ und diesem ein Bekenntniß von seinem Antheil an den Vorbereitungen zur Bartholomäusnacht machte. Dies der Nachwelt erhaltene Bekenntniß ist eine der bedeutendsten Quellen für die Geschichte des Mordplans *). Mag er dadurch sich erleichtert gefühlt haben? Besser wurde er nicht.

Bei der Kunde von Karls IX Tode brach **Heinrich** insgeheim und eilends auf, seinen polnischen Thron gegen den französischen zu vertauschen. Als Flüchtling sprengte er der österreichischen Grenze zu; als Verfolger edle Polen hinterdrein, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Dadurch nicht aufgehalten, gelangte Heinrich nach Wien und begab sich, doch nicht mehr eilend, über Venedig und Turin nach Frankreich, nun **Heinrich** III genannt, wogegen der Titel Herzog von Anjou an seinen Bruder Franz von Alençon kam. Eine seiner ersten Handlungen, gleichsam die Weihe seiner Regierung, war, daß er zu Avignon die Procession der Geißelbrüder mitmachte. Frankreich bedurfte eines Landesvaters und

---

*) S. Wachler Bluthochzeit S. 101 f.

sah einen religiösen Parteigänger; es bedurfte aber auch eines Helden, und bald lag die tiefe Versunkenheit des über alle Beschreibung nichtswürdigen Heinrich vor Aller Augen. Das Erbtheil von seiner Mutter, plumper und dumpfer Aberglauben im Bunde mit schamloser Lustgier, wurde bei ihm zur vollendeten Gemeinheit und Unnatur; gleich einem willenlosen unsaubern Gefäß schwamm er auf diesem Doppelpfuhl und tauchte immer tiefer hinein. Bald sahen die Pariser ihn mit entblößtem Rücken, die Geißel in der Hand, durch die Straßen ziehen, bald umherwandeln mit einem Korbe voll Schooßhündchen am Arme, eine Weiberhaube auf dem Kopfe, das Gesicht mit Schönpflästerchen bedeckt. Sein Verhältniß zu seiner nächsten männlichen Umgebung, der zuchtlosesten Brut aus Frankreich und Italien, Mignons genannt, erregte, selbst bei der am Hofe und um denselben allgemein verbreiteten Unzüchtigkeit, Aergerniß und Abscheu. Dieser Elende sollte Frankreich befrieden und glücklich machen! — Der Krieg gegen die Hugenotten dauerte fort; die Seele desselben war Heinrich Guise; die Macht der Hugenotten aber wuchs durch Wirkungen der Verworfenheit des Throninhabers. Bis dahin hatte sich noch Heinrich von Navarra am Hofe befunden; ob wegen fortdauernder strenger Bewachung oder weil er selbst seiner noch nicht wieder mächtig geworden war? Diesem schien Heinrich III sich mit Vertrauen anschließen zu wollen; aber von welcher Art war dies Vertrauen! Er trug ihm auf, den Herzog von Anjou umzubringen. Heinrich theilte dem Herzoge von Anjou mit, was ihm vertraut war; bald waren beide vom Hofe entflohen und standen in der Reihe der Hugenotten; hier trafen sie wieder zusammen mit Heinrich Condé, der wacker gerüstet hatte, und zu ihnen stieß bald darauf Kasimir von der Pfalz mit Kriegsvölkern, die er in Deutschland geworben hatte. Nun verzagte der schlaffe Lüstling, der in seinem Lotterleben durch Waffengeklirr nicht gestört seyn mogte, und schloß 6. May 1576 einen Frieden mit den Hugenotten, in welchem diesen abermals Zugeständnisse gemacht wurden. So endete der fünfte Krieg.

Die Ligue. Heinrich von Guise. Sechster und siebenter Krieg.

Frankreich war längst gewohnt, in seinen Königen nur Personen, in deren Namen regiert wurde, zu sehen, als Hebel und Triebwerk der Regierung aber eine andere Macht zu erkennen. Eine solche war nicht bloß als hinter dem Throne befindlich gemuthmaßt worden, sondern man hatte sie neben, ja vor dem Throne gesehen. Bisher ist uns Katharina als die bedeutendste der bewegenden Mächte um den Thron erschienen; wir haben Mühe gehabt, dabei den Schlangenwindungen ihrer ränkevollen Seele zu folgen, und oft ist es räthselhaft geblieben, welches ihre Absicht gewesen sey: jetzt tritt eine andere Erscheinung in den Vorgrund; die Geschichte bekommt von den bestimmten Entwürfen eines mit hoher Kraft ausgerüsteten, von mächtiger Ehrsucht getriebenen, Mannes und einer festgeschlossenen und genaugegliederten Partei zu reden. Heinrich von Guise, Erbe der Güter und Ansprüche seines Vaters Franz, unterstützt von seinen Brüdern, dem Cardinal Ludwig Guise und dem Herzoge von Mayenne *), steigt auf neben dem Throne, Blick und Hand nach ihm gerichtet: zu seinen Gunsten rüstet eine Partei sich mit der Macht der Kirche, eine rohgläubige und zu Krieg und Mord gleich aufgelegte Pöbelmasse in ihrem Gefolge, und Hülfe verheißt, um des Glaubens und des irdischen Nutzens willen, der spanische Nachbar Philipp II. Der unkönigliche Heinrich III, vernichtigt in Unkraft und Unehre, war bei den Häuptlingen der Katholiken kaum minder verachtet, als bei den Hugenotten; überhaupt aber bekundete sich auch bei der großen Masse französischer Katholiken um diese Zeit, daß die Saat der Jesuiten in ihren Führern aufgegangen war; sie begehrten einen König, der Willen und Thatkraft habe, die hugenottischen Ketzer zu unterdrücken und das päpstliche Kirchenwesen durch

*) Von den beiden Oheimen dieser jüngern Gebrüder Guise, den Cardinälen von Lothringen und von Guise, war jener im December 1574 gestorben als Inhaber von vier Erzbisthümern, sieben Bisthümern und vier Abteien; der jüngere lebte bis zum Jahre 1578.

das gesamte Frankreich herzustellen; der mächtigste Betrieb von außen kam dazu; der Papst und der König von Spanien, durch die zunehmende Wirksamkeit der Jesuiten in Hoffnung und Eifer gesteigert, boten Hülfe. So entstand die katholische Ligue.

Im Jahre 1576 traten eine Anzahl katholischer Edelleute, Geistlicher und Beamte zusammen und entwarfen zwölf Artikel, die auf völlige Herstellung der römisch-katholischen Kirche, neben der kein anderes christliches Glaubensbekenntniß sollte geduldet werden, also auf Unterdrückung der Ketzerei lauteten. Dies die Ligue. Die Seele dieses Bundes war Heinrich von Guise; weil der Papst sich zu Gunsten der Ligue thätig bewies, führte auch sie, wie alle Bündnisse, woran der Papst Theil nahm, den Namen der heiligen. Herstellung des römisch-katholischen Kirchenthums zur alleinigen Gültigkeit für das gesamte Frankreich ward als Zweck der Bündner ausgesprochen; wirksames Mittel dazu sollte außer der Waffenrüstung gegen die Hugenotten, welche die Ligue, ohne sich um König Heinrich III zu kümmern, betrieb, die Aufstellung Heinrichs von Guise als Heerführers der Kirche seyn. Der Zweck des Bundes und der seines Heerführers war aber nicht durchaus derselbe; jener wollte durch Guise's Anführung Herrschaft der Anhänger des Papstthums; dieser wollte durch den Bund eigene Herrschaft, Erhebung auf den Königsthron. Dazu aber waren die Aussichten keineswegs ungünstig. Heinrich III war kinderlos, und daß er es bleiben würde, bezweifelte Niemand; sein einziger Bruder, Franz von Anjou, war Bundesgenoß und Mitstreiter der Hugenotten, also aus der Gnade der Kirche gefallen und sein Recht auf den katholischen Thron mindestens sehr fraglich; die Bourbons aber selbst Hugenotten und mit dem Fluche der Ketzerei beladen, ihr Recht auf den Thron also, nach der Parteiansicht, gänzlich verwirkt. Die Absicht Heinrichs von Guise auf den Königsthron blieb wohl weder dem Bunde, noch dem Könige von Spanien, noch dem Papste verborgen, und es schien nicht, als ob von irgend einer Seite Einspruch geschehen würde. Um aber zunächst den Verdacht eigen- und ehrsüchtigen Strebens

von sich fern zu halten, schob Heinrich von Guise den hochbejahrten, geistesschwachen und durchaus unbedeutenden Bruder der beiden Bourbons, Anton von Navarra und Ludwig Condé, den der römischen Kirche treugebliebenen Cardinal Karl von Bourbon, vor, und wies darauf hin, daß diesem dereinst die Krone gebühre; im Hintergrunde aber sollte indessen das Haus Guise sich mit einem Strahlenkranze uralter hochfürstlicher Erlauchtheit umgeben und mit Lust und Liebe und Hoffnung die Blicke der altglaubigen Franzosen auf ihm, als würdigem Erbhause des Throns, weilen. Demnach wurde von reichlich bezahlten Genealogen ein Stammbaum angefertigt, in welchem Karls des Großen Geschlecht als das stammväterliche der Guisen prangte.

Bei Allem diesem läßt sich nicht sicher Katharinens Thätigkeit als vorzugsweise bedingend erkennen; des jüngern Heinrich Guise Persönlichkeit hatte, wie einst die seines Vaters, etwas Beengendes und Lähmendes für sie; sie fühlte sich ihm nicht gewachsen und hatte nicht den Muth zum offenen Kampfe gegen ihn; so geschah es denn abermals, daß sie dem Mächtigern sich anzuschließen suchte, um nicht ganz aus dem Getriebe zu kommen; auf ihre Veranstaltung daher, so ist mit Sicherheit anzunehmen, trat Heinrich III, durch den sie noch zu wirken vermogte, der Ligue bei und erklärte sich für deren Oberhaupt. Nun wurden die Reichsstände berufen und zu Blois 1576 im Sinne der in dieser Versammlung herrschenden Ligue ausgesprochen, daß in Frankreich keine andere, als die römisch-katholische Kirche zu dulden sey. Darauf konnte der Friede mit den Hugenotten nicht länger dauern; der sechste Krieg begann. Doch war die Ligue noch nicht vollständig gerüstet; um so besser die Hugenotten, die seit der ersten Kunde von Errichtung der Ligue wohl wußten, wessen sie sich von ihr zu versehen hatten; daher bequemte die Ligue sich bald zu einem Frieden, der 17. September 1577 zu Bergerac geschlossen wurde, aber nichts gut machte oder heilte, und durch den die Ligue keineswegs irgend etwas aufzugeben gedachte. Fast zwei Jahre vergingen, ohne daß eine Aussöhnung der Katholiken und

Hugenotten stattgefunden hätte; die Parteien standen mistrauisch einander gegenüber, der Krieg dauerte in den Gemüthern fort, und so ist nicht zu streng nach der einzelnen Veranlassung eines neuen Ausbruchs desselben zu forschen. Hat Heinrichs von Navarra Stallmeister, d'Aubigné, wahrhaft erzählt, so ward um jene Zeit ein Aufruf von Heinrichs Gemahlin, Margaretha, im Geiste der damaligen Galanterie der Sporn für eine Anzahl hugenottischer Edelleute sich in Heldenthaten hervorzuthun und daher einer dieser Kriege der Krieg der Verliebten genannt *). Der siebente Krieg begann 1579, aber schon am 15. September 1580 wurden im Frieden zu Flex den Hugenotten die früher zugestandenen Vergünstigungen bestätigt. Die Ligue konnte, das fällt klar ins Auge, bei Heinrichs III vollendeter Unkraft ihrem Eifer nicht den rechten Nachdruck geben.

Heinrich III, welchem den Würdenamen eines Königs zu geben, nicht minder der Mund bittert, als wenn von Karl IX die Rede ist, war bemüht, durch den unsinnigsten Aufwand zu Gunsten seiner Mignons, deren zwei auf Ein Mal vier Millionen Livres kosteten, und durch ekelhaften Scandal die Hefen der Verderbtheit aufzurühren. Die Verachtung des Würde-, Macht- und Schamlosen wurde durch Heinrich von Guise sorgfältigst unterhalten; man fand Maueranschläge mit den ehrenrührigsten Ausdrücken **), Katharina selbst, durch die Mignons mehr und mehr ihres Einflusses beraubt, begann auf den Sohn, über und durch den sie nur noch wenig vermogte, zu grollen. Ihr jüngster Sohn, Franz von Anjou, hatte vergebens um Elisabeths Hand geworben, zugleich vergebens einen Thron in den Niederlanden zu erlangen gesucht:

*) S. d'Aubigné Univ. gesch. Abschn. 2, B. 4., Cap. 5.

**) Henry par la grace de sa mère inerte roi de France et de Pologne imaginaire, concierge du Louvre, marguillier de S. Germain l'Auxerrois, gendre de Colas, gauderonneur des colets de sa femme, et friseur de ses cheveux, mercier du palais, visiteur des étuves, gardien des quatre mendiaus et protecteur des blancsbattus.

das blieb nicht ohne Einfluß auf Guise's Stellung. Philipp II sah in den beiden übrigen Sprößlingen des valeisischen Hauses nun ein ihm feindseliges Geschlecht und schloß einen förmlichen Bund mit Heinrich Guise. Als nun Franz von Anjou im Jahre 1583 gestorben und Heinrich III immer noch kinderlos war, schien die Bahn zum Throne für Heinrich von Guise geebnet zu seyn; gegen Heinrich von Navarra war in der Ligue die leidenschaftlichste Feindseligkeit rege. Dieser hatte im Jahre 1583 umsonst einen Bund der deutschen Protestanten zu Stande zu bringen gesucht, rüstete aber, von eifrigen Kampfgenossen unterstützt, zur nachdrücklichsten Waffenführung in dem sicher zu erwartenden neuen Kriege. Heinrich III, wüsten Kopfes und nichtswürdigen Herzens, der in jener Zeit einem neuen Gelüste fröhnte, nehmlich die Fußgänger in den Straßen von Paris über den Haufen zu reiten, die Wände seines Geheimzimmers mit unsaubern Bilderchen zu bekleben rc. und dabei fortfuhr, für schweres Geld kleine Hunde zusammenzukaufen und diese im Körbchen mit sich herumzutragen, wurde, (ob nochmals von Katharina bestimmt?) mistrauisch gegen die Ligue; er muste auch durch den dichtesten Nebel seines versumpfenden Geistes erkennen, daß Heinrich von Guise gefährlicher für ihn sey, als Heinrich von Navarra: daher erneuerte sich denn, was gleichfalls schon einmal von Seiten Katharinens, als sie Anhalt gegen das Triumvirat suchte, sich dargeboten hat, eine Annäherung des Throninhabers an die Hugenotten, und Unterhandlungen mit deren Haupte begannen. Jedoch eine der ersten Bedingungen, die dem letztern vorgelegt wurden, war, daß er zur römischen Kirche, von der er, mit wiedererlangter Freiheit der Person, sich sogleich gelöst hatte, übertreten sollte; dies verweigerte Heinrich von Navarra aufs bestimmteste, und Heinrich III, um nicht, von beiden Parteien gesondert, in reiner Unmacht dazustehen, wandte sich nun wieder der Ligue zu. Diese bewirkte nun abermals in dem Traktate von Nemours zwischen ihr und Heinrich III die Erklärung (7. July 1585), daß keine andere, als die römische Kirche in Frankreich geduldet werden sollte, und 28. August 1585 wurde vom Papst Sixtus V über Heinrich von Navarra der Bann geschleudert.

Achter Krieg. Die drei Heinriche. Barrikaden. Stände von Blois. Jakob. Clement.

Der achte Krieg begann im August 1585; er dauerte länger, als einer der frühern, und in ihm kamen die bösesten Säfte in Gährung. Heinrich von Navarra zog ins Feld. Sorgsam waren die Augen der glaubens- und sittenstrengen hugenottischen Edelleute auf ihn gerichtet; daß er in Paris aus Todesfurcht in die Messe gegangen war, daß er dort in Buhlschaft und Lotterleben die Zuchtlosigkeit des abscheulichen Hofes getheilt hatte, misfiel den einfachen und rauhen Männern; er hatte nicht selten von einem Du Plessis-Mornay, D'Aubigné u. A. herbe Worte zu hören. Als nun die beiden Heere einander gegenüber standen, mußte Heinrich, um nicht durch seine bisherige Unreinheit Anstoß zu geben und, nach der Ansicht seiner ritterlichen und glaubigen Mitstreiter, diesen dadurch etwa das Waffenglück zu verkümmern, vor dem Feldprediger Chaudieu öffentlich Kirchenbuße thun. Die Geltung seiner vielen trefflichen Eigenschaften stieg aus dieser Erniedrigung vor Gott höher empor, denn bisher; er selbst fühlte sich leichter und besser darauf und führte mit hohem Muth und Vertrauen die Seinen zur Schlacht, der ersten, wo er als Oberbefehlshaber in freiem Felde der feindlichen Hauptmacht die Spitze bot. Sie ward geliefert bei Coutras an der Gironde, 20. Oktober 1587. Heinrichs Anordnungen waren vortrefflich; sein persönlicher Kampf glänzend. Mitten in den feindlichen Schaaren packte er einen Standartenträger und donnerte ihm zu: Ergieb dich, Philister! Das hallte wieder durch die hugenottischen Schaaren; ergebt euch, Philister ward nach wenigen Augenblicken ihr Feldgeschrei, und mit begeistertem Muthe drangen sie in die Feinde und zersprengten ihre Reihen. Nach siebenundzwanzigjährigem Ringen ward von den Hugenotten der erste große und entschiedene Sieg in offener Feldschlacht gewonnen. Der

Anführer des feindlichen Heeres Joyeuse, einer der Lustgenossen Heinrichs III, ward todt auf dem Wahlplatze gefunden. Jedoch große Frucht erwuchs den Hugenotten aus diesem Siege nicht; die deutschen Kriegsvölker, welche zu ihrer Hülfe heranzogen, wurden von Heinrich von Guise überfallen und gänzlich zerstreut. Indessen fiel das Schwergewicht der hergestellten ligistischen Waffenmacht nicht auf Heinrich von Navarra und die Hugenotten; es sollte zuvor Heinrich III, den königlichen Wicht, erdrücken.

In Paris war ein Hülfsbund für die Ligue, nehmlich eine städtische Ligue der sechszehn Abtheilungen der Stadt Paris — ligue des Seize — entstanden; Pfaffen und fanatisch aufgeregter Pöbel; darunter ruchlose, zu jeglichem Frevel bereite, freche Bösewichter. In dieser befand sich bald der Brennpunkt der heftigsten Bewegungen *) und die verwegensten Anschläge gegen Heinrich III wurden dort geschmiedet. Heinrich III wurde gewarnt, erschrak, aber sank sehr bald wieder in seine vernunftlose Schlaffheit zurück. Die große Ligue aber faßte elf Artikel ab und sandte diese mit einem Schreiben gebieterischen Tons an Heinrich; er solle die Inquisition zur Unterdrückung der Ketzerei einführen, die Güter der Ketzer verkaufen, keinem kriegsgefangenen Hugenotten solle hinfort das Leben geschenkt werden, wenn er nicht katholisch würde. Während nun so von der Hauptmacht unterhandelt ward, versuchte die städtische Ligue der Sechszehner sich in Entwerfung von allerlei Anschlägen gegen Heinrich III; Opfer einer Vergiftung ward aber ein anderer der vier Heinriche, der ehrenwerthe Heinrich Condé, den seine Dienerschaft (nicht sein edles Weib) mit Gift aus dem Wege räumte; er starb 5. März 1588. So blieben der Heinriche drei; Reibung und Kampf fand zunächst zwischen Heinrich III und Heinrich von Guise statt, so weit auf die Begegnung des Starken und des Schlaffen jene Bezeichnungen passen. Heinrich III ward

*) Man wird an die pariser Commune der Jahre 1792-94, namentlich an Hebert und Consorten, erinnert.

zu wiederholten Malen gewarnt, aber es war mit ihm, wie mit dem trägen Schläfer, der bei der Weckuhr das Haupt aufrichtet und die Augen öffnet, aber zum dämischen Schlummer auf's Kissen zurücksinkt. Er begnügte sich damit, dem gefürchteten und gehaßten Widersacher den Aufenthalt in Paris zu verbieten; dieser aber kam dennoch und mit seiner Ankunft wogte die Gährung dergestalt, daß der Thron umsinken zu müssen schien. Es ist der berühmte Tag der (ersten *) Barrikaden von Paris.

Heinrich von Guise kam 9. May 1588 nach Paris wider das an ihn ergangene Verbot; Heinrich III sträubte sich lange die Nachricht für wahr zu halten. Jedoch bald sah er ihn und in seiner Begleitung — Katharina als Vermittlerin vor seinen Augen; seine Zornrede ward unkräftig aus Angst; Guise entfernte sich, ohne festgehalten zu werden. Wo er durch die Straße zog, wirkte seine Erscheinung gleich einem Zündfunken; ohne daß Verabredung oder Verschwörung stattgefunden hatte, griff jeder Ligist zu den Waffen, als müsse nun, bei der Wiederkehr des Langersehnten, ein Hauptschlag geschehen. Bald waren gegen dreißigtausend Menschen unter Waffen. Dagegen sammelten die Schweizer und andere Wachen sich zur Deckung des Louvre. So wogte das Getümmel hin und her, drei Tage nacheinander. Am 12. May begannen Gewaltthätigkeiten. Der Entschluß, das Schloß anzugreifen, war gereift; er wurde wie zu einer Belagerung vorgeschritten. In den Straßen, die nach dem Louvre führten, wurden von Fässern, Balken, Steinen rc. Barrikaden errichtet und diese Art Verbollwerkung dem Schlosse näher und näher geführt; sie reichten endlich bis auf funfzig Schritt von demselben. Der Pallast würde einem Angriffe nicht haben widerstehen können; die Zahl seiner Vertheidiger war gering; an Ausfälle war nicht zu denken; die Königlichen, welche zur Theilnahme an der Vertheidigung des Louvre einzeln herbeikamen, wurden, so wie man

*) Der zweite der Barrikaden ist der 26. August 1648, wovon im zweiten Bande; den dritten kennt Jedermann.

sie erkannte, ermordet. Paris war in Guise's Hand, das Volk hatte den Königsgruß für ihn auf den Lippen: da aber bebte Guise zurück vor der offenen Gewaltthat des Thronraubes; statt zu handeln begann er zu unterhandeln. Jetzt erschien Katharina bei ihm; welches Sinnes, ist nicht klar; aber wie immer, so auch jetzt bemüht, durch schlaue Einmischung ihres Rathes sich den Platz einer dritten Macht zu gewinnen. Indessen gelang's Heinrich III aus Paris zu entkommen, und Guise's Glückstunde war verronnen. Das war, sagte darauf Alexander Farnese von Parma, zu viel zum Scherze, zum Ernste zu wenig; wer das Schwert gegen seinen König gezogen hat, muß die Scheide wegwerfen.

Der flüchtige Heinrich III suchte seinen Frieden zunächst durch einen Vergleich mit der Ligue und willigte ein in fast alle Begehren derselben; gegen Heinrich Guise ließ er das volle Aufgebot widerlicher Schmeicheleien und Liebkosungen spielen. Wir stehen auf der Schwelle zum Nachspiel der Bartholomäusnacht. Heinrich III hatte die Reichsstände berufen; sie versammelten sich in Blois. Heinrich von Navarra ward von der Theilnahme an denselben ausgeschlossen. Heinrich III nahm, zum Zeichen vollkommner Aussöhnung, mit Heinrich Guise zusammen das Abendmahl 9. Oktober 1588. Bei den Verhandlungen der Stände waltete Guise als Dictator; thatsächlich hatte er mehr vom Königthum, als seit Franz I ein französischer König gehabt hatte; jedoch war er sichs bewußt, daß er nicht vom Volke, sondern von einer Partei getragen würde, und daß er ohne den Sitz auf dem Throne selbst, mit Namen und Würde des Königs, für jenes immerdar nur als der Zweite und Niedere neben dem noch so erbärmlichen Heinrich III erscheinen müsse. Daher ist sicher anzunehmen, daß, bei seiner entschiedenen Richtung auf die französische Krone, Anschläge, wie er Heinrich III beseitigen möge, seinem Sinne nicht fern blieben. Zu Heinrichs III Ohren kam das Gerücht, der Herzog von Guise habe die Absicht und treffe Anstalt, ihn in ein Kloster zu stecken, dessen Schwester, die Herzogin von Montpensier, habe eine Scheere bereit, ihm das Haupt-

haar abzuschneiden. So, schien es, sollte vor dem angeblichen Sprößling des karolingischen Hauses der letzte des Hauses Valois, dessen Stammvater Hugo Capet von den Karolingern die Krone an sich und sein Haus gebracht hatte, untersinken, gleichwie einst der letzte Merowinger Childerich vor dem Karolinger Pippin! Heinrich von Valois wurde von Angst erfüllt, er konnte derselben nicht mächtig werden und berief einige Vertraute zur Berathung. Am achtzehnten Oktober wurde Guise's Ermordung beschlossen. Dieser blieb nicht ungewarnt. Bald nach dem Blutrathe fand er bei der Tafel unter seinem Tellertuch einen Zeddel, worauf mit Bleistift die Worte: Der König will Sie ermorden lassen; aber er schrieb darunter: Das darf er nicht wagen! und verachtete forthin mit unwandelbarer Sicherheit des Selbstgefühls Winke und Mahnungen. Am 23. Oktober versammelten die Stände sich im großen Saale des Schlosses zu Blois; an diesen stießen die Zimmer des Königs. Guise trat ein in das Schloß und stieg die Treppe hinan; mit merkbarer Eile drängte hinter ihm die Wache sich dicht zusammen, den Nachfolgenden Eingang ins Schloß und Zutritt zur großen Steige zu verwehren. Doch Guise, dies nicht gewahrend oder nicht beachtend, beharrte in seiner Zuversichtlichkeit; wenn auch etwa böse Ahnungen in ihm aufstiegen, so mogte es ihm als unmöglich erscheinen, daß in dem Schooße der versammelten Stände ihm ein Leid widerfahren sollte. Bald nach seinem Eintritte in den Saal wurde Guise aus der Mitte der Stände entboten, vor dem Könige zu erscheinen. Er trat aus dem Ständesaal in das Vorzimmer zu den königlichen Gemächern und schritt auf das königliche Wohnzimmer zu; kein Thürwärter stand an diesem, um es, wie sichs ziemte, zu öffnen; als Guise nun, darüber befremdet, im Begriff war, selbst sich Eingang zu verschaffen, traf ihn hinterrücks ein Dolchstich; diesem folgten sogleich mehre; Guise, der mit einem der Mörder zu ringen begann, sank zusammen, ohne einen Laut von sich zu geben. Der Lerm ward im Saale vernommen, aber dem Ueberfallenen Hülfe zu leisten kam Niemand; Alles ward von Schrecken ergriffen; Einige der Versammelten wollten den Saal durch die Hauptthür

verlassen, aber diese war verschlossen; nicht lange, so traten Bewaffnete in den Saal und führten Guise's Bruder, den Cardinal, und Andere gefangen fort. Nun ließ Heinrich III die Thüren zu seinen Zimmern öffnen; wer von den ständischen Herren wollte, konnte eintreten, um aus dem Munde des königlichen Mordstifters, der durch das Gelingen des Mordes mit Vertrauen, ja selbst Uebermuth erfüllt worden war, Weisungen zum Gehorsam und Drohungen für die Widerspenstigen zu hören. Katharina, welche unter dem Geschoß, wo der Mord geschah, krank danieder lag und gleichfalls durch das Geräusch über sich beunruhigt worden war, entsetzte sich, als Heinrich eintrat und ihr ankündigte, daß er Guise habe umbringen lassen; die That, rief sie, könne keine guten Früchte bringen. Dies war nicht die Stimme des moralischen Unwillens, sondern der Berechnung. Der Cardinal Guise lag im Kerker; am Tage nach seiner Verhaftung, 24. Oktober, traten vier Soldaten, geführt von einem Hauptmann, in sein Gefängniß, der Hauptmann kündigte ihm an, daß er sterben müsse und, nachdem er ein kurzes Gebet gethan, durchbohrten die Soldaten ihn mit ihren Partisanen. Der dritte der Brüder, Herzog von Mayenne, sollte in Lyon umgebracht werden, aber zeitig gewarnt fand er Gelegenheit zur Flucht.

In Paris entstand bei der Kunde von der Ermordung der beiden Brüder die wildeste Gährung; Pöbelmassen durchzogen die Stadt und rissen die königlichen Wappen ab; das theologische Collegium der Universität, die Sorbonne, wurde aufgefordert, ein Gutachten aus Gründen des göttlichen Rechts zu geben, ob man einem solchen Könige ferner zu gehorchen habe, und die Antwort lautete verneinend; das Parlament, in äußerer Abhängigkeit von der Ligue und großentheils auch wohl ligistisch gesinnt, erklärte aus Gründen des Staatsrechtes, daß Heinrich den Thron verwirkt habe; der Herzog von Mayenne ward von der Ligue aufgefordert, nach Paris zu kommen und sich an ihre Spitze zu stellen; er kam daselbst an, 10. Februar 1589; Papst Sixtus V, gar eifrig in Handhabung des Rüstzeugs, das die Päpste des Mit-

telalters so gern und oft und selten ohne Erfolg gebraucht hatten, sprach, 3. März 1589, den Bann über Heinrich III aus.

Dieser stand da verloren in Rath= und Muthlosigkeit; die nichtswürdige Brut seiner Mignons mit ihm; Katharina war nicht mehr. Längst gichtbrüchig, ward sie durch die Schreckensscenen in Blois, und die Sorge über die Folgen heftiger angegriffen; zwar vermogte sie noch einmal vom Krankenlager aufzustehen; die bittern Vorwürfe des Cardinals von Bourbon aber, den sie besuchte, warfen sie auf dasselbe zurück; am 5. Januar 1589 wanderte ihre Seele zu dem Reiche der Nacht, deren schwärzesten Schatten sie angehörte. Für Heinrich, dem fast nur noch Name und Hofstaat des Königs übrig geblieben war, konnte von Niemand, als von Heinrich von Navarra Hülfe kommen, und dahin wandte er sich; einige seiner Vertrauten leiteten die Unterhandlungen mit dem Haupte der Hugenotten ein, und bald erfolgte die gegenseitige Erklärung, daß die beiden Heinriche mit einander persönlich ihren Frieden zu machen bereit wären. Das Schloß Plessis du Tours wurde zum Orte der Zusammenkunft bestimmt. Am 30. April kam Heinrich von Navarra daselbst an, begrüßte Heinrich III als seinen König und Herrn, und bald darauf zogen beide mit vereinten Heerschaaren gen Paris. Die beiden Liguen waren gerüstet zur Vertheidigung der Hauptstadt; als nun aber das königliche Heer sie umlagert hielt, wurde sehr bald die Zufuhr von Lebensmitteln kärglich und der Hunger begann zu drängen. Um das Volk bei gutem Muthe zu erhalten, zogen nun Pfaffen mit Crucifixen und Weihfahnen durch die Straßen, und Verheißungen des Sieges, untermischt mit Verwünschungen der Feinde strömten aus ihrem Munde hervor. Den mächtigsten Einfluß auf die Partei übte aber die ungemein schöne Schwester der Guisen, die Herzogin von Montpensier; diese, in Thatkraft, Entschlossenheit, Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit vor ihrem Bruder Mayenne bei weitem voraus, dachte auf andere Mittel, die Gefahr abzuwenden. Wie vertraut Männer uud Weiber jener Zeit in Frankreich mit Mordstiftung waren, ist uns leider genugsam bekannt

geworden; dazu kam bei ihr aber Rachlust; waren nicht ihre Brüder durch Meuchelmord gefallen? Willkommen war ihr daher die Kunde, daß ein junger Dominikaner Clement, zu Mordschwärmerei um des Glaubens willen mit dem Gedanken umgehe, Heinrich III aus dem Wege zu räumen; sie entbot ihn zu sich, befestigte ihn in seinem Vorhaben durch die Zusicherung, zweihundert hugenottische Gefangene sollten zur Bürgschaft für sein Leben dienen, und entflammte durch Liebkosungen ihn zum wildesten Ungestüm, die That eilends auszuführen. Clement begab sich ins Lager der beiden Könige, gab an, daß er dem Könige Heinrich III etwas anzuvertrauen habe, ward vorgelassen und, während Heinrich ein ihm von Clement überreichtes Schreiben überlas, rannte dieser ihm ein vergiftetes Messer in den Unterleib, 1. August 1589. Der Mörder wurde sogleich von der herbeistürzenden Leibwache niedergehauen; Heinrich III starb Tags darauf. So endete der letzte von Katharinens Söhnen und der letzte Sprößling des Hauses Valois, das nach dem Absterben der Hauptlinie des französischen Königshauses der Capetinger, wo auch drei Brüder nach einander folgten, die Söhne des an Ruchlosigkeit mit Katharina von Medici nahe zusammenzustellenden Philipp IV des Schönen, mit Philipp VI, Brudersohne des letztern, im Jahre 1328 den Thron bestiegen hatte. — Paris jubelte; Papst Sixtus V hielt am elften September 1589 eine Sitzung, und verglich Clements That mit dem Wunder, daß das Wort Fleisch geworden und der Heiland von den Todten auferstanden sey (!); eine solche That zeuge von besonderm Beistande der Vorsehung und wunderbarer Fügung Gottes; der spanische Jesuit Mariana aber bemühte sich, in einer schriftlichen Beweisführung die Rechtmäßigkeit des Königsmordes darzuthun und nannte den Mörder Clement eine ewige Zierde Frankreichs *).

---

*) Aeternum Galliae decus. Im Buche de rege et regis institutione. B. 1, Cap. 6.

Heinrich IV, Bourbon.

Heinrichs IV Mutter, Vatersbruder Ludwig und dessen Sohn Heinrich Condé zusammengefaßt mit Heinrich IV, sind wahrlich ehrenwerthe Zeugen von fürstlichem Adel des Königshauses, das durch das Recht der Erbfolge nun zum französischen Throne berufen wurde. Aber was vor dem Richterstuhle der Geschichte und der Menschlichkeit als Tugend erscheint, war der parteiwüthigen Ligue ein Graüel; ihre, des Papstes und Philipps II Umtriebe und offener Widerstand entrückten dem rechtmäßigen Erben des Throns dessen Besitz noch auf eine Reihe von Jahren, und hinderten die Franzosen, sich der Ausstattung ihres Königs mit echt französischer Ritterlichkeit, der auch die Schwächen der Verliebtheit nicht mangelten, mit dem wohlgemeintesten Eifer für die Wohlfahrt auch des nichtadlichen Franzosen, und dem Bedacht auf Erhebung Frankreichs zu der Stellung, die ihm unter Europa's Staaten gebührt, zu erfreuen. Mayenne ließ den alten Cardinal von Bourbon zum Könige Karl X ausrufen. Dieser aber, Gefangener Heinrichs IV, schickte eine Person aus seiner Dienerschaft an seinen Neffen und ließ diesem erklären, daß er ihn als König anerkenne; er starb schon 9. May 1590.

Heinrich konnte sich vor Paris nicht behaupten, und zog der Normandie zu, um durch englische Hülfsvölker, die Elisabeth ihm zugesagt hatte, sich zu verstärken; Mayenne ihm nach mit dreifach stärkerem Heere; aber Heinrich gewann 21. September 1589 die Schlacht bei Arques und kehrte nun zurück zur Belagerung von Paris. Auch diese war vergeblich; vergeblich aber auch Mayenne's zweites Aufgebot seiner Waffenmacht zur Feldschlacht gegen Heinrich; bei Ivry siegte dieser, 14. März 1590, abermals über das zahlreichere feindliche Heer. Als nun Heinrich zum dritten Male vor Paris gelagert war, der Hunger den Belagerten fühlbar wurde, Processionen bewaffneter Mönche durch die Straßen sich wiederholten, Heinrich aber nicht bewogen werden

konnte, seine künftige Hauptstadt mit Sturm zu nehmen, da brachte Farnese's Anzug den Belagerten nochmals Erleichterung und Sixtus V Nachfolger, Gregor XIV, erneuerte den Bann gegen Heinrich IV. Die beste Hülfe des letztern ward die unter seinen Gegnern aufkommende Zwiespältigkeit; Mayenne, des ermordeten Heinrichs Guise junger Sohn, Philipp II von Spanien ꝛc. arbeiteten jeder für sich; die Ligue zerfiel durch Parteiung. Dennoch dauerte der Krieg fort, und, wenn auch im Felde seinen Gegnern gewachsen, besonders seit Farneses Tode 1592, sah Heinrich doch der Zwietracht kein Ende, wenn er nicht zu der katholischen Kirche überträte; zu ihr bekannte sich der Zahl nach eine den Hugenotten so bei weitem überlegene Mehrheit der Franzosen, daß sie allerdings wohl für das Volk, und jene für die Partei geachtet werden konnten. Sein Uebertritt erfolgte 25. July 1593; dadurch bekam die Ligue den Todesstoß; nur Mayenne's Gegenwart in Paris hinderte die augenblickliche Oeffnung der Thore; indessen fiel dem katholisch gewordenen Könige eine bedeutende Stadt nach der andern zu, und länger als bis zum 22. März 1594 konnte Mayenne auch die Pariser von der Einung mit dem Könige, der seinem Volke ein so theures Opfer gebracht hatte, nicht zurückhalten. Heinrich zog ein unter Jauchzen und Frohlocken des Volkes. Am 17. September 1595 erfolgte die Aussöhnung mit dem Papste, im Jahre darauf legte Mayenne die Waffen nieder; Friede mit Spanien wurde, 2. May 1598, zu Vervins geschlossen.

Hatte Heinrich IV aus Liebe zu seinem Volke, was er als Christ seiner Ueberzeugung schuldig war, für geringer geachtet, als was zur Befriedung und Wohlfahrt Frankreichs diente, und unterliegt sein bei dem Einzuge in Paris ausgesprochenes Wort, Paris sey doch wohl eine Messe werth, ernster Rüge, so vergaß er wiederum nicht, was er als Fürst und Landesvater den Hugenotten schuldig war, und sorgte hinfort für sie, mit deren Sinne und Tugenden ihn die Jahre des Unglücks, der Gefahren und Prüfungen auf immer im Herzen verbunden hatten. Das Edikt

von Nantes, vom 13. April 1598, gab ihnen mehr, als irgend einer der frühern für sie günstigen Friedensschlüsse, Freiheit, ihren Gottesdienst an den Orten, wo er schon heimisch war, zu üben, Sicherheitsplätze, Theilnahme am Richterthum über Gegenstände, die sie betrafen rc. Jedoch er vermogte dadurch eben so wenig, die Hugenotten gegen künftige Gefährdung sicherzustellen, als sich durch sein unvollkommnes, vom Geiste der Unduldsamkeit nicht begleitetes oder gefolgtes katholisches Glaubensbekenntniß in den Augen der Fanatiker des Papstthums von dem Makel der Ketzerei vollständig zu reinigen. Mäßigung allein schon galt diesen für halbe Ketzerei; Freundschaft und Gunst gegen die Hugenotten für so schlimm, oder schlimmer, als eigene Ketzerei. Nicht gesühnt wurden diese vom geistigen Fieber kirchlicher Feindseligkeit Ergriffene durch den Anblick des im Frieden froh aufblühenden Frankreichs, das die Natur mit der üppigsten Triebkraft ausgestattet hat, und das, wie ein Prüfstein, durch gebührende Pflege seiner Aecker, Bäume und Triften zeugen soll, ob die Bewohner seiner werth seyen, und dessen reiche Schätze der edle Rath und Freund Heinrichs IV, Sully, ins Leben zu bringen bemüht war und dabei Redlichkeit, Thätigkeit und Weisheit durch den Erfolg bewährte, dessen Landleute ihrer Arbeit und ihres Lebens froh wurden, und, nach ihres guten Königs Spruche, jeder Sonntags ein Huhn im Topfe haben sollte. Die Parteiwuth jener Unheilbaren ward nicht gestillt durch die Huld, welche Großen und Geringen von dem wohlwollendsten und liebenswerthesten aller französischen Könige zu Theil wurde, nicht überwogen durch das volksthümliche Selbstgefühl, das jeder Franzose bei der Schätzung des steigenden Ansehens seines Oberhauptes bei den auswärtigen Staaten empfinden mußte. „Ueber den Bergen" thronte eine Macht, die Volksthum, Vaterland, Gesetzlichkeit und Treue zu untergraben nicht nachließ, und deren Tichten und Trachten, höher gesteigert und feiner gespitzt in Wort und Schrift der Jesuiten, Dominikaner rc., in leicht aufgeregte und befangene Gemüther geimpft, die böseste Gährung unterhielt. Der Fanatismus rastete nicht, den Dolch zu schleifen. Schon 1593 umschlich den König ein Mörder, Pe-

ter Barriere; er ward ergriffen und hingerichtet; im Jahre 1594 traf Johann Chatels Mordmesser des Königs Lippe; neue schauderhafte Hinrichtung und dazu Verbannung der Jesuiten aus dem Königreiche. Einige Jahre darauf wurden sie zurückgerufen und dadurch von dem Könige bekundet, daß er zu vollkommner Sühne geneigt sey und an die Sühnbarkeit seiner Widersacher glaube; auch sproßte in der That eine Reihe von Jahren hindurch Ruhe und Vertrauen in Frankreich hervor, und dennoch traf ihn, 14. May 1610, der Mordstahl des glaubenswüthigen Ravaillac.

So endete der letzte der oben zusammengestellten vier Heinriche durch Meuchelmord, wie vor ihm seine drei Namensgenossen. Mit Ravaillac aber endete die entsetzliche Reihe der Königs- und Fürstenmörder, die unserm Blicke bisher gegenwärtig gewesen sind, eine herzbeengende und den Glauben an Adel und Tugend der Menschheit verkümmernde Erscheinung; nicht aber auch die jesuitisch-päpstlichen Pläne und Umtriebe zur Unterdrückung der protestantischen Kirche; vielmehr führen uns diese auf die gewaltsamste Erschütterung Europa's im siebzehnten Jahrhunderte, auf den dreißigjährigen Krieg, nach seinen Veranlassungen einen wahrhaften Jesuitenkrieg. Auf der Grenze zwischen beiden Zeiträumen, dem der Glaubensinquisition, der Verschwörungen und des Meuchelmordes, in der zweiten Hälfte des sechszehnten und dem der vom Paffenthum aufgerufenen Kriegsgewalt, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, steht aber Heinrich IV als eine der Erscheinungen, welche von Zeit zu Zeit vom Himmel gesandt werden, die leidende Menschheit zu erquicken und im Glauben an den über irdische Unreinheit, Gebrechlichkeit und Gemeinheit erhabenen Geist, dessen sie theilhaft worden ist und der nimmer in Fürsten und Völkern, in Staat und Kirche ganz vermißt wird, zu stärken.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wachsmuth, Wilhelm,

Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit

Bd.: 1

Leipzig 1831

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.1845a(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11096834-6